

2608

Durch  
Zentralasien  
in die  
indische  
Gefangenschaft

Von  
Dr. Hermann Franke



**Biblioteka  
Instytutu Geograficznego  
Uniwersytetu Wrocławskiego**



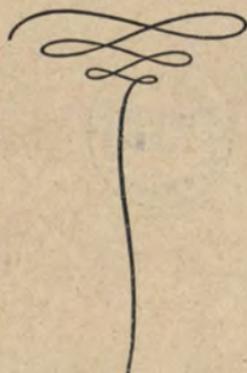



Der Verfasser als Insasse des Gefangenenlagers Ahmednagar  
Zeichnung eines Mitgefangenen, des Malers Sabay aus Ungarn

Herrn Dr. W. Neisser  
mit herzlichen Grüßen  
H. Francke.

# Durch Zentralasien in die ❖ indische Gefangenschaft ❖

Von  
Dr. Hermann Francke



CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5162835

1921

Verlag der Missionsbuchhandlung / Herrnhut

Druck von Gustav Winter, Herrnhut i. Sa.



2608

NH-61107 / TMK

## Vorwort

Das Folgende enthält meinen Reisebericht, so wie ich denselben im Gefangenenlager A zu Ahmednagar (Indien) auf Grund meiner Tagebucheintragungen abgefaßt habe. Für den ersten Teil habe ich auch das Tagebuch meines Reisegefährten Herrn K. benutzt, welcher mir dasselbe freundlichst zur Verfügung stellte. Nur wie durch ein Wunder sind alle meine Reisenotizen nach Deutschland gekommen. Es ist ja bekannt, daß die Engländer auf alles Papier der Gefangenen sahn deten und dasselbe zu vernichten suchten.

Inbetreff der tibetischen Namen sei folgendes bemerkt: dieselben sind oft nicht in abgeschliffener, sondern in voller Form gegeben, um sie für Sachverständige durchsichtig zu machen. Zu ihrer Aussprache sei gesagt: Ch — tsh, j — dsh, z — s. Vorbuchstaben wie b in b De oder m in m K h a r oder m t h o sind stumm. Man spreche De, K h a r, t h o.

H. F.



2608



## I. Von Gnadenberg nach Sarepta

In den Jahren 1910—1914 war ich teils mit der Ausarbeitung der Ergebnisse meiner Reise als britisch-indischer Regierungsarchäologe (1909/10) an der indisch-tibetischen Grenze, teils mit der tibetischen Bibelübersetzung beschäftigt. Schon im Jahre 1913 sprach der Sekretär der Bibelgesellschaft den Wunsch aus, ich möchte einmal wieder auf ein Jahr in mein altes Arbeitsgebiet, die tibetischen Teile Nordwest-Indiens, zurückkehren. Solch ein Aufenthalt sollte der Auffrischung meiner Kenntnisse von Sprache und Lebensverhältnissen der Tibeter dienen. Inzwischen wurde ich durch den Breslauer Sanskritisten, Professor Hillebrandt, mit dem Direktor des Münchener Königlichen Ethnographischen Museums, Professor Scherman, bekannt gemacht, und letzterer forderte mich auf, einen Teil meiner in jenen Gebieten zu verbringenden Zeit dem Münchener Museum zu widmen und ihm durch Anlegung ethnographischer Sammlungen zu dienen. Meine Besprechung mit Prof. Scherman führte dazu, meinen ursprünglichen Reiseplan insoweit abzuändern, als ich nun nicht wie bisher, über Bombay und Kaschmir, sondern über Rußland und Chinesisch Turkestan nach Leh reisen sollte. Kurz nach jener Besprechung machte ich die Bekanntschaft von Herrn K., Lehrer am Pädagogium Godesberg, welcher am Orientalischen Seminar zu Berlin Chinesisch gelernt hatte. Mein Antrag, jenen Herrn zum Mitglied der nun beschlossenen zentralasiatischen Expedition zu berufen, wurde von Prof. Scherman angenommen. Herr K. und ich blieben die einzigen ständigen Mitglieder der Expedition, deren Transportpersonal fortwährend wechselte. Für den ersten Teil der Reise, von Deutschland bis Leh im Kaschmirstaat, erhielt jeder von uns Mk. 1500.— ausgezahlt, von welcher Summe durch Versicherungsbeiträge und notwen-

dige Anschaffungen etwa Mk. 500.— abgingen. Mit Mk. 1000.— in der Tasche traten wir am 18. Mai 1914 von Gnadenberg bei Bunzlau aus unsere Reise an.

Der Zug führte uns über Breslau an die schlesisch-polnische Grenze bei Kalisch. Die lachende Frühlingslandschaft und die peinliche Sauberkeit der Ortschaften auch im polnischen Sprachgebiet tat Herz und Auge gleich wohl. Mit uns freute sich ein Deutschrusse in unserem Abteil des Frühlings in Deutschland. Er hatte, wie er uns sagte, das Bedürfnis, sich vom russischen Unrat von Zeit zu Zeit auf deutschem Boden zu erholen. Der Mann mußte also im russischen Zollbetrieb Bescheid wissen. Deshalb baten wir ihn, uns zu sagen, welche von unseren Gegenständen unbedingt der Verzollung unterliegen würden.

„Das weiß kein Mensch“, sagte er. „Hier kommt's ganz allein auf die Launen des betreffenden Zollbeamten an. Der eine verzollt dies und der andere das. Wer's versteht, im rechten Augenblick dem Mann einen Rubel in die Hand zu drücken, kommt ohne alle Schere-reien durch.“

In der Zollhalle des Kalischer Bahnhofes entstand ein wildes Durcheinander. Offene Koffer lagen in allen Richtungen auf dem Fußboden, Kisten wurden auseinander geschlagen, und wichtig tuende Beamte steckten ihre Nase zwischen Wäschestücke und Packstroh. Mir gelang es kaum, die Aufmerksamkeit eines Beamten auf meine 2 Gepäckstücke zu lenken. Plötzlich aber klebte einer von ihnen einen Revisionszettel auf jedes derselben, und ich war frei. Schlimmer erging es meinem Reisegefährten. Bei dessen Kiste waren die Beamten bald auf einen Vorrat von Spiegeln, Messern und Scheren, die als Tauschobjekte bei den Eingeborenen dienen sollten, gestoßen. Von diesen Sachen wurde eine beliebige Anzahl herausgenommen und zusammen mit einem oder zwei Büchern und Wäschestücken auf einer Wage gewogen. Das Resultat dieser Prüfung wurde nun feierlich in ein großes Buch eingetragen und eine Rechnung auf 12 Rubel (etwa Mk. 25.—) überreicht. Das waren allerdings die Geschenke für die Eingeborenen kaum wert. Als die Verzollung längst hinter uns lag, hörte ich, daß zu den Gegenständen, die dem höchsten Zoll unterliegen, photographische Apparate gehören.

„Dann sagen Sie mir aber“, wandte ich mich an den Sprecher, „warum haben die Russen meinen kleinen Apparat unbeanstandet durchgelassen? Er lag in einer Ledertasche, die an meinem Halse hing

und baumelte dem im Koffer wühlenden Beamten beständig vor der Nase herum!“

„Nun, wenn Sie eine Ledertasche am Hals hängen haben“ war die Antwort, „denkt jeder echte Russe, daß Sie darin nur Ihre Schnapsbulle verborgen halten könnten. Und gegen solchen Besitz hat auch der knifflichste Zollbeamte nichts einzuwenden!“

Endlich setzte sich der russische Zug, dessen Beamte in überraschend sauberen, schwarz-rosa Kleidern prangten, nach Osten zu in Bewegung. Auf eine Strecke von etwa 2 Kilometern sah Rußland gerade so aus wie Deutschland. Die Häuser der Dörfer zeigten Ziegeldächer und waren von gutgepflegten Gärten umgeben. Dann wurden die Dörfer immer spärlicher, die Ziegeldächer wurden seltener und verschwand bald ganz und gar. Das Strohdach, welches kleine, graue Hütten überdeckte, verlieh den Ortschaften einen düsteren Eindruck. Es wurde dunkel, und um 11½ Uhr kamen wir in Łodz an.

Ein jüdischer Kutscher war bereit, uns nach der Długa genannten Straße zu fahren. Im Schein der Straßenlampen bemerkten wir gelegentlich große Haufen roher Steine zur Seite der Straße. Offenbar sollten dieselben zur Ausbesserung gebraucht werden; und daß solch eine Arbeit höchst dringend war, erkannten wir an den heftigen Stößen des Wagens, in dem wir gegeneinander geworfen wurden. Wie wir später erfuhren, sind die Straßen dieser Stadt schon seit Jahrzehnten nicht ausgebessert worden. Steinhaufen haben aber immer an der Seite gelegen; die alten wurden allmählich weggestohlen und durch neue ersetzt. Man braucht solche Steinhaufen notwendig; zwar nicht zum Ausbessern der Straße, aber als Anschauungsmittel für Gouverneure. Kommt nämlich einmal solch ein hoher Beamter nach Łodz, dann gerät er ebenso wie wir in die Gefahr, beim Fahren durch die Straßen aus seinem Wagen herausgeschleudert zu werden. Wenn er dann schwere Verwünschungen über das abscheuliche Pflaster hören läßt, weist der Vertreter der städtischen Ordnung auf jene Haufen zur Seite der Straße und behauptet mit frecher Stirn, daß ja die Stadtbehörden längst daran seien, alle Unebenheiten aus dem Wege zu schaffen. Das Stadtbild wurde bald so unschön, wie ich noch keins gesehen hatte. Daran waren nicht so sehr die schmucklosen grauen Häuser von ganz verschiedener Höhe als vielmehr die aus rohen Brettern gefertigten hohen Zäune, welche jedes Straßenviertel umgeben, schuld. Letztere sind am Ende der großen Revolution aufgerichtet worden. Das Raubgesindel wußte

so geschickt die Verstecke der Hinterhäuser auszunutzen, daß man ihm nicht anders als durch Aufrichtung jener Hindernisse das Handwerk legen konnte.

Endlich hielt der Kutscher vor einer Stelle des Bretterzaunes, an der die Nummer 86 mit Mühe zu lesen war. Hier mußte unser Detter, der Prediger Wunderling, wohnen, und nach längerem Suchen in einem öden Hofe fanden wir die lieben Leute, bei denen wir einige sehr gemüthliche Tage verbrachten.

„An der Bahnhofsuhr von Lodz“, erzählte Wunderling, „habe ich die für Rußland nötige Geduld gelernt. Als ich hier ankam, war die Bahnhofsuhr gerade stehen geblieben. Niemand schien sich um sie zu kümmern; aber nachdem sie ein Jahr lang ihre Zeiger unverrückt gehalten hatte, verschwand sie plötzlich, und ein großes Loch oben am Bahnhofsgelände bezeichnete ihre Stätte. Das Loch durften sich die Lodzer wieder ein Jahr lang betrachten. Dann wurde dasselbe durch ein großes Zifferblatt ausgefüllt. Letzteres blieb nun noch sechs Monate lang ohne Zeiger. Endlich erschienen auch diese, und nachdem man noch ein wenig gewartet hatte, fingen sie zu aller Überraschung an zu kreisen.“

Detter Wunderling nahm uns auf kleinen Spaziergängen zu den wenigen Stätten in Lodz, die den Fremden etwa interessiren konnten. Dabei sahen wir, daß an mehreren Tagen die meisten Häuser der Stadt mit kleinen, schmutzigen Fähnchen versehen waren. Wie wir hörten, stellten diese den Flaggenschmuck dar, der auf Polizeibefehl an all den vielen politischen Festtagen, welche die Geburtstage längst vergessener Zaren einschließen, von der Stadt angelegt werden muß. An all jenen Tagen soll nachts Illumination stattfinden, d. h. an jedem Haus muß bei schwerer Strafe irgend eine Funzel brennen. Die Lampen, die wir bei diesen Illuminationen sahen, waren von Stallaternen mit möglichst niedrig geschraubtem Docht nicht zu unterscheiden. — Wir besuchten einige Wäldchen jenseits der Bahnlinie, welche in der Revolutionszeit den Räubern zum Versteck gedient hatten. Damals war hier kein Geldmann seines Lebens sicher, und in jenen Wäldchen wurden Millionen auf Millionen gehäuft, bis den Räubern in ihrem Versteck der Garaus gemacht wurde. Mit den Kosaken, welche zur Herstellung der Ordnung herbeigeht worden waren, war aber auch nicht zu spaßen. Auf diese hatte ein Unzufriedener aus einer Fabrik geschossen, und daraufhin stürmten sie die Fabrik, in der sie alles umbrachten, was ihnen in den Weg

kam. Und noch mancher andere wurde ins Jenseits befördert, ehe er recht wußte, warum. Auch an anderen Orten hörte ich Klagen über die Kosaken, welche die Ordnung hochhalten sollten und doch selbst ordnungslose Wilde seien. — Von einer deutschen Frau, die in jener Zeit auf dem Mädchengymnasium in Saratow studierte, wurde mir erzählt, daß die Kosaken, welche die Stadt vor Räubern und Juden schützen sollten, plötzlich die aus der Schule nach Hause gehenden Gymnasiastinnen attackiert und in die Flucht geschlagen hätten. Bildung hielten sie offenbar für eine Ursache der Unordnung.

Obligleich Łodz (eine Stadt von 500 000 Einwohnern) eine der größten Städte Polens ist, merkt man hier wenig vom Treiben der polnischen Nation. Die Polen schienen mir zu verschwinden vor der ungeheuren Menge der Juden und der auch recht reichlich vorhandenen Deutschen. Doch muß ich bekennen, daß der kurze Aufenthalt in dieser Stadt mich kaum aus den deutschen Kreisen herausblicken ließ.

Wehmütig interessant berührte mich der Stadtteil der armen Juden. Es ist entsetzlich, wieviel Menschen hier in wackeligen, durcheinander gebauten Häusern zusammengedrängt sind. Als das eigentliche Rußland von Juden gesäubert wurde, scheinen große Mengen derselben nach Polen gewandert und namentlich in Łodz hängen geblieben zu sein. — Ganz erbärmlich ist es hier um Spaziergänge bestellt. Es gibt nur eine mit recht mäßigen Läden und besserem Pflaster versehene Straße und ein oder zwei öffentliche Gärten von bescheidener Ausdehnung. Als wir aber am Himmelfahrtstag bis ans Ende der Straßenbahn fahren, kamen wir an einen zwar weglosen und sumpfigen, aber doch sehr stattlichen Wald, wie ich ihn in solcher Urwüchsigkeit kaum irgendwo in Deutschland gesehen zu haben glaube.

Mit dem Überschreiten der deutschen Grenze waren wir übrigens auch aus dem Bereich frischen Trinkwassers herausgekommen, und erst nach Überschreitung der russisch-chinesischen Grenze sollte uns solches wieder gelegentlich erfreuen! Das Łodzer Wasser war von stark braungelber Farbe und hinterließ einen unverhältnismäßig großen braunen Saß. Mit Wonne dachten die Wunderlingschen Kinder an ihren Aufenthalt bei den Großeltern in Gnadensfrei. Das beste dort war die Pumpe gewesen, deren Wasser man gleich „essen“ konnte, wie die Kinder sagten. — Ein schönes Denkmal von Wunderlings treuer Arbeit hier ist der nette Betsaal der

Lodz er Geschwister, welcher ganz im Stil der Brüdergemeinsäle gebaut ist und einen Dachreiter besitzt.

In Lodz hatten wir die Bekanntschaft eines deutschen Unteroffiziers, Herrn Scheider, gemacht, welcher aus der Gegend von Saratow stammte. Er hatte eben mit Begeisterung an einer Übung bei den Liegnitzer Königsgrenadieren teilgenommen und kehrte in seine Heimat zurück. Da sein Reiseweg und der unsere (nach Moskau) gleich waren, konnten wir uns bis Moskau der Gesellschaft dieses liebenswürdigen Mannes erfreuen. In ihm vereinigte sich in glücklichster Weise russische Gastfreundschaft und deutscher Nationalstolz, und deshalb hätten wir uns keinen besseren Lehrer für die Einführung in die russische Eisenbahn (vom Standpunkt des Publikum aus angesehen) wünschen können. Auf allen russischen Bahnhöfen befinden sich große Kessel, in welchen beständig heißes Wasser für die Reisenden bereit gehalten wird (Kipjato k, heißt „heißes Wasser“). Dorthin springt man am Tag unendlich oft und läßt Wasser auf die Teeblätter im Kessel fließen. Das beständige Teetrinken geschieht bei den Russen nicht nur des Durstes wegen, sondern aus Angewohnheit. Und auch der Neuling in Rußland wird bald in diese Angewohnheit verstrickt. Die Büffets an den Bahnhöfen machen auf den ersten Blick einen einladenden Eindruck. Letzterer wird aber gemindert, wenn man sieht, wie oft die Russen alle, auch die feuchten Artikel, in die Finger nehmen, unter die Nase halten und wieder auf den Büffetteller zurücklegen. In bezug auf das Nachtlager ist man im ganzen gut dran, denn der Zug fährt abends meist nur mit soviel Passagieren ab, wie zur Nacht Unterkunft in ihm finden können. Das hindert aber die Beamten nicht, mehr Fahrkarten zu verkaufen als sich Lagerstätten im Zug finden; und das führt manchmal zu sonderbaren Szenen. Hinter dem Eisengitter, welches den Bahnsteig vom Bahnhofsgebäude trennt, würgt und brodelt es von Menschenmassen, die alle mit Karten versehen sind und dem kleinen Ausgang nach dem Bahnsteig zudrängen. Plötzlich wird die kleine Tür dorthin geschlossen, und nun müssen sich alle die vielen Leute, die auf der Bahnhofseite zurückgeblieben sind, auf den nächsten Zug verträösten, der vielleicht in sieben, oft erst in vierzehn und mehr Stunden abgeht. Die kleine Gittertür scheidet manchmal Mann und Weib, manchmal Mütter und Kinder von einander, und es kann trotz der Gutmütigkeit der Beamten lange dauern, ehe solche zerrissene Familienverbände wieder hergestellt sind.

Früh am Morgen des 22. Mai kamen wir in Warschau an, wo wir ein paar Stunden Zeit hatten. Ich hatte mich vorher bei Leuten, die diese Stadt schon kannten, nach ihr erkundigt; und da war mir gesagt worden, daß sie einigermassen an Dresden erinnere, jedenfalls aber an Schönheit hoch über Breslau stehe. Gewiß, an Dresden erinnern manche Stadtteile, von einiger Entfernung gesehen. Über Breslau würde die Stadt aber nur dann zu stellen sein, wenn sie unter deutscher, statt russischer Obrigkeit stünde. Der Eindruck von Verwahrlosung drängt sich aus den Nebenstraßen derart in die fast glänzenden Hauptstraßen hinein, daß ihre Herrlichkeit recht beeinträchtigt wird. Auch in dieser Stadt ist das jüdische Element stark vertreten, und gerade der Stand der Droschkenkutscher ist fast ganz hebräisch. Als wir von einem solchen alttestamentlichen Pferdehändler zum Bahnhof zurückgefahren wurden, sprang uns ein etwa zwölfjähriger Judenjunge, welcher einen großen Fliederstrauch zum Verkauf anbot, entgegen. Der Kutscher winkte den Kleinen heran, nahm ihm den Strauch ab, und jagte davon, ohne bezahlt zu haben. Der Kleine rannte neben dem Pferde her und schlug mit seinem leeren Korbe nach dessen Gesicht, um das Tier scheu zu machen. Der Kutscher seinerseits bearbeitete mit seiner Peitsche seinen Gaul ebenso wie den Jungen. Ich war über die Handelsweise des Kutschers empört und forderte ihn wiederholt auf, dem Kind seine Blumen zu bezahlen. Darauf antwortete derselbe aber nur mit höhnischem Lachen. Schließlich beruhigte mich Herr Scheider, indem er sagte: „Hier ist einer so schlimm wie der andere. Es hat nicht bloß der Kutscher dem Jungen die Blumen, sondern auch der Junge hat die Blumen aus irgend einem Garten gestohlen.“

Die Reise von Warschau nach Moskau beanspruchte etwa 30 Stunden, und deshalb richteten wir uns im Wagen so gemüthlich wie möglich ein. Die Aussicht aus den Fenstern bot wenig Abwechslung, ärmliche Dörfer, dürftige Felder und Wiesen, und manchmal größere Wälder. Deshalb zog Freund Scheider das russische Nationalinstrument, die Balalaika, hervor und unterhielt uns mit seinem Spiel auf derselben. Am besten klangen die für Balalaika geschriebenen Stücke. Wagte sich der Spieler aber an deutsche Lieder, wie er sie erst vor kurzem in der Liegnitzer Kaserne gehört hatte, dann zeigte sich bald die Grenze dieses sonst so einschmeichelnden Instrumentes. Von der Balalaika hat man

in Rußland recht viele Größen, und in den Balaika-Vereinen werden oft große und schwierige Stücke, ganze Orchesterwerke, gespielt, bei denen die Passagen geschickt auf die vielen kleinen Instrumente verteilt sind.

Den angenehmsten Eindruck unter den Menschen machten die Bewohner der litauischen Gegenden, die unser Zug durchheilte. Wie Adam von Bremen von den alten Preußen berichtet, zeichneten sich auch diese Litauer durch blaue Augen, blondes Haar und frische Erscheinung aus.

Je näher wir an Moskau kommen, um so mehr Sorgfalt ver-raten die Bahnhofsgeläude. Sie sind im gefälligsten russischen Holzbaustil errichtet. Wir wundern uns nur, daß sie, soweit man vom Zug aus sehen kann, die einzigen Repräsentanten jenes Stiles bleiben. Denn die Dorfhäuser behalten ihren bisherigen Charakter: kleine viereckige Gebäude aus grauem Lehm, die mit Stroh gedeckt sind.

Um 2 Uhr nachmittags am 23. Mai kamen wir in Moskau an, wurden von unserem treuen Freund Scheider in eine Droschke gesetzt, dessen Führer den Auftrag bekam, uns nach dem Laden der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft zu bringen, und nahmen dann Abschied von unserem Gefährten. Obgleich uns der Kutscher in die richtige Straße brachte, ließ sich das Bibelhaus nicht finden, bis uns ein Mann verriet, daß es hier unter dem Namen „Bibliothek“ bekannt sei. Es war für uns Fremde von großer Bedeutung, daß wir in diesem Laden einen Deutschrussen, Herrn Nedre, fanden, der ohne weiteres bereit war, seine Kenntnis des Russischen zu unserer Verfügung zu stellen. Von hier aus fuhren wir nach dem deutschen Hotel Billo, wo wir für die nächsten Tage Wohnung nahmen. Dasselbe war für deutsche Begriffe erbärmlich in jeder Beziehung, soll aber für russische Verhältnisse Hervorragendes leisten. In diesem Hotel logierte gerade Mr. Kane, der Generalsekretär der Bibelgesellschaft für Rußland. Wir lernten diesen Herrn bald kennen und wurden von ihm zum Abendessen eingeladen.

Moskau machte auf mich einen überraschend reinlichen Eindruck. Ich hatte nach meinen Erfahrungen in Lodz und Warschau nicht erwartet, im Herzen Rußlands eine Millionenstadt zu finden, die, soweit man sie in zwei Tagen kennen lernen konnte, durchaus sauber war. Auch Juden ließen sich hier, ebenso wie in anderen russischen Städten, nicht so leicht finden. Die Verfolgungen scheinen also ihren Zweck erreicht zu haben. Moskau erhält

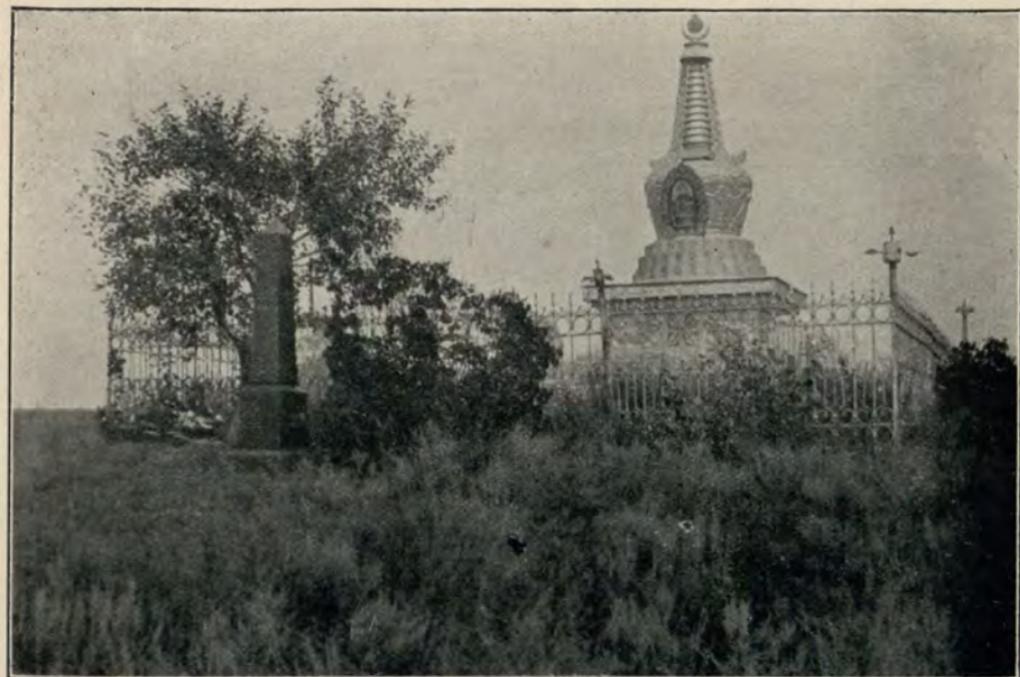
seinen besonderen Stempel durch die unendlich vielen Kirchen in russischem oder byzantinischem Stil, welche in den buntesten Farben mit reichlicher Vergoldung leuchten und mit dem Klang ihrer Glocken fast beständig die Luft erfüllen. Ein Glockenkonzert in größter Aufmachung bekamen wir am Sonntag Abend zur Zeit des Sonnenunterganges zu hören. Wie summt es da in der Luft, und wie herrlich hörten sich die ganz, ganz tiefen Baßglocken unter den vielen höher gestimmten an! In diesem Kirchenwald fühlte man sich ganz im Orient, und doch erinnerte die spärliche Vegetation, die erst kürzlich grün gewordenen Birkenbäume, deutlich daran, daß dieses Stück Orient hoch im Norden, eben in der Höhe von Kopenhagen gelegen ist. Am Sonntag Vormittag führte uns der Bibelsekretär Nedre erst in eine große deutsch-lutherische Kirche, wo wir eine ernstgläubige Predigt über das Gebet hörten, und dann auf den *K r e m l*. Diese alte Festung, auf einer kleinen Erhöhung in der Mitte der Stadt gelegen, tut's dem Liebhaber von Altertümern ohne weiteres an, wenn man auch hier auf vornehme Schönheit verzichten und rohe Pracht dafür in Kauf nehmen muß. In einer Kirche wurden uns die kupfernen Särge der alten *Z a r e n*, die sämtlich heilig gesprochen worden sind, gezeigt. Dort konnte man zerlumpte Bauern und elegant gekleidete Leute in buntem Gemisch beobachten, wie sie von einem Sarg zum anderen gingen und einen Kuß darauf drückten. Daß allerdings ein Scheusal, wie *J w a n* der Grausame, dazu kommen kann, als heiliger verehrt zu werden, will einem Deutschen schwer einleuchten. Draußen vor dem *K r e m l* wird die Stelle gezeigt, wo jener Tunichtgut mit seinem Speer den Fuß eines polnischen Gesandten, welcher ihm eine Botschaft überbrachte, an die Erde spießte, bis jener seinen Auftrag erledigt hatte. An dem Sonntag, den ich in *M o s k a u* zubrachte, wurde gerade der alte Priester *H e r m o g e n*, ein Verwandter des Zarenhauses, in seinem Sarge aus der Gruft geholt und heilig gesprochen. Zu diesem Ereignis waren große Scharen von *M u s h i k* genannten Bauern nach dem heiligen *K r e m l* gepilgert, wollten sie doch die Heilkräfte des neu entdeckten Segenspenders möglichst bald ausprobieren. Da lagen sie in ihren Lumpen und ihrem Schmutz herum, ein Bild hoffnungsloser russischer Unkultur. Im *K r e m l* soll sich nicht nur der religiöse Glaube, sondern auch der Patriotismus der Russen neu entfachen, und deshalb hat man hier viele Kriegstrophäen, insbesondere große Mengen von eroberten Kanonenrohren aufgehäuft. Es war

mir recht ärgerlich, mehr als hundert preußische Rohre hier aufzufinden, zumal ich mir nicht so schnell erklären konnte, wie die Russen zu so vielen kamen. 1812 zogen doch die Preußen nur gezwungen gegen die Russen und ließen sich kaum mit ihnen ein; und im siebenjährigen Krieg konnten kaum so viele Kanonen aus Preußen geholt werden. Wir verließen den K r e m l durch das Tor, unter welchem jeder Besucher den Hut abzunehmen gezwungen wird. Ich habe noch nie eine solche Menge auf Unrat lauernde Gensdarmengesichter gesehen, wie unter jenem Tor. Es mag kein Spaß sein, mit dem Hut auf dem Kopf in deren Hände zu fallen. Als wir herausgetreten waren, lag jene in unglaublichem Stil gebaute J w a n s kirche vor uns, jenes Kuriosum der Architektur. Und nahebei sahen wir einen Leichenzug, den wir nicht so schnell als solchen erkannten; denn die ganze Begleitung und die Pferde strahlten in weißer Farbe. Wie bei den Lausitzer Wenden, ist auch bei den Russen weiß die Farbe der Trauer. Wenn man hier ein Haus in altrussischem Stil errichtet, ahmt man in plumper Weise die Formen der besseren Holzbauten in Stein nach.— Das Abendessen mit Rev. K e a n e und Frau in einem zwar vornehmen aber national russischem Lokal schmeckte recht gut, namentlich die Suppe mit Sauerkraut und der aus altem Brot bereitete K w a s fand unseren Beifall. — Herr K e a n e sagte uns, daß in seinem Bibelhaus nur die vom Heiligen Synod erlaubten russischen Bibeln in Kirchenlavisch und Neurussisch verkauft werden dürften. In allen öffentlichen Lokalen Moskaus, ebenso wie in allen größeren Läden sind Heiligenbilder angebracht, vor denen sich die Eintretenden zu bekreuzen pflegen: Und zwar finden wir diese Bilder auch in solchen Häusern, deren Besitzer nicht der griechisch-katholischen Kirche angehören. Man sagt dazu: „Die Heiligenbilder sind für die Russen gemeint!“ und scheint zu glauben, daß jeder Handel nur dann lohnend ausfällt, wenn der übervorteilte Russe sich beständig dazwischen bekreuzt. Auch den Läden der Bibelgesellschaft kann sich ein Russe nicht ohne Heiligenbild vorstellen. Ein russisches Bild, welches nun einmal den heidnischen Götzenbildern merkwürdig ähnlich sieht, konnte der englische Geistliche aber in seiner Nähe nicht dulden. Er suchte sich deshalb ein Kunstdruckblatt, welches die Heilige Mutter mit dem Jesuskind darstellt, aus, und hing es an die Wand, an welcher außer diesem nur noch der russische Kaiser in Buntdruck angebracht ist. Hängt man übrigens nicht ein Kaiserbild in einem seiner Räume auf, dann kann man's in Rußland schnell mit der Polizei zu

tun bekommen. — Am Sonntagabend schlenderten wir unter allgemeinem Glockengeläut am Ufer der Moskwa entlang und kamen schließlich auf eine erhöhte Terrasse, welche ein Denkmal des vorigen Zaren in Überlebensgröße trug. Dicht dabei lag eine ganz neue, mit großer Pracht gebaute Kirche, die Heilandskirche, und da wir aus derselben den Klang von Musik vernahmen, traten wir ein. Es wurde eine Litanei oder Messe abgehalten, bei welcher sich zwei aus Knaben und Erwachsenen gemischte Chöre gegenüber standen und im Wechsel mit einander und mit dem leitenden Geistlichen Gesänge ausführten. Der Pope strahlte in herrlichen goldgestickten Gewändern und rezitierte den Prosateil der geistlichen Dichtung, indem er alles in einem singenden sehr tiefen Ton hersagte, welchen ich für das tiefe G hielt. Die Wandgemälde in dieser Kirche stellten Bilder zur biblischen Geschichte dar, (so stand ich gerade unter einem Gemälde, welches die Salbung Davids zum König laut Unterschrift abbildete); doch waren sie nicht in dem steifen Stil der russischen und byzantinischen Maler, sondern in der Art der großen italienischen und deutschen Künstler gehalten.

In Moskau hatte K. gehofft, seinen Erlaubnischein für die Reise nach Russisch-Turkestan vom Kriegsministerium durch die deutsche Botschaft in St. Petersburg zu erhalten. Da sich noch immer keine Aussicht auf baldiges Erscheinen des Dokumentes zeigte, während ich das meinige längst in der Tasche hatte, beschloß ich, mich einstweilen allein auf die Reise zu den Kalmüken an der unteren Wolga zu begeben. Am Endpunkt der transkaspischen Bahn, in Andidschan, hoffte ich K. wieder zu treffen. Am Nachmittag des 25. Mai trat ich die Bahnreise von Moskau aus an. Das war garnicht so leicht getan, weil es in Rußland kein Kursbuch für 1914 gab. Ein Streik der Seher soll diesen Ausfall verursacht haben, der zu den sonderbarsten Verwirrungen und Derirrungen Anlaß gab. Der Oberkellner des Hotels rief einen seiner vielen Führer heran und beauftragte ihn, mich in einer Droschke nach dem Bahnhof zu fahren, von dem aus Züge nach Kosloff gehen. Nachdem beide eine Zeitlang in einem älteren Kursbuch herumgeblättert hatten, beschloß man, es mit dem Südbahnhof zu versuchen. Nach längerer Fahrt kamen wir vor diesem Bahnhof an, die Kofferträger rissen das Gepäck aus dem Wagen, und wir gingen vor einen jener „Auskunftshalle“ genannten Käfige, in welchen aufgeregte Weiber, die in diesem kursbuchlosen Jahr selbst

nichts wußten, herumtobten. Um die Welt anzuregen, Russisch zu lernen, hatte man unter allen unliebenswürdigen Weibern solche für jene Käfige gewählt, die keine andere Sprache als Russisch kannten. An solch einen Käfig trat mein Führer heran, wurde aber bald von der giftig fauchenden Gefangenen mit den Worten davongetrieben, daß von diesem Bahnhof überhaupt noch nie ein Zug nach Kosloff gegangen wäre. Es wurde ein anderer Droschkenkutscher herangewinkt, andere Träger luden die Koffer auf, und wir fuhren nach einem anderen Bahnhof. Diesmal blieb ich zunächst im Wagen und ließ den Führer allein einen Dorstoß auf den Weiberkäfig ausführen. Endlich kam er zurück mit der Botschaft: „Wo der eigentliche Bahnhof für Kosloff liege, wisse man nicht. Möglich wäre es aber, von hier aus schließlich nach Kosloff zu kommen, wenn man gut aufpasse.“ Das war eine unangenehme Nachricht für einen Reisenden, der nur die leisen Anfänge des russischen Studiums hinter sich hat. So entließ ich nun meinen Führer und begab mich mit meinem Gepäck in einen Zug, der gerade zur Abfahrt bereit gemacht wurde. Die Mitreisenden warfen bitterböse Blicke auf meine Gepäckstücke, die nicht unter die Bänke passen wollten. Langsam erkannte ich, daß ich in einen Dorortzug gebracht worden war. Da aber die Schaffner, denen ich meine Fahrkarte vorgezeigt hatte, nichts einzuwenden hatten, blieb ich im Wagen. Als der Zug unterwegs war, mühte sich ein Schaffner, mir auf Russisch klar zu machen, daß ich bei der dritten Station in den vordersten Wagen zu steigen hätte, weil nur dieser weiterfahren würde. Nach kurzer Zeit blieb aber auch dieser Wagen stehen, und ich war eine Zeitlang in großer Verlegenheit um weiteren Aufschluß, als plötzlich ein Schnellzug mit der Aufschrift „Moska-Saratow“ vorfuhr. Daß dieser Zug mich nach Kosloff bringen mußte, hatte mich mein Studium der Eisenbahnkarte gelehrt. Aber für diesen Zug war eine Platzkarte (glücklicherweise brauchen die Russen das deutsche Wort Platzkarte) nötig. Und so stieg ich die vielen Treppen zum Billetschalter des unbekanntnen Bahnhofs hinauf und rief das deutsche Wort „Platzkarte“ hinein. Ein gewaltiger Schauer russischer Worte wurde mir von einem jener unfreundlichen und überreizten Eisenbahnweiber entgegen geworfen. Da ich aber mit denen allen nichts anfangen konnte, wiederholte ich mit erhobener Stimme nochmals das Wort „Platzkarte“, was jenes Weib zu wilden Sprüngen und immer heftigeren Reden veranlaßte. Endlich tauchte ein männlicher Beamter in demselben Käfig auf, und nachdem dieser



Ushorten in der Salzgruft

Phot. von Rich. Beder



Kalmülische Kibitke bei Sarepta

Phot. von Rich. Beder



Buddhistische Bilder und Weihgaben im Kurul, Salzgruft bei Sarepta  
Phot. von Rich. Becker

noch einmal das Wort „Platzkarte“ aus meinem Munde vernommen hatte, reichte er mir das gewünschte Stück Karton und verlangte die darauf gedruckte Bezahlung. Trotz des langen Verhandeln mit dem eingesperrten Drachen kam ich noch zum Zug zurecht und fuhr ohne Schwierigkeit die Nacht durch bis Kosloff. Hier mußte ich den Zug, in dem ich ganz gut untergebracht war, verlassen und fünf Stunden in einem sehr dürftigen Orte zubringen. Ich benutzte diese Wartezeit zu einem Morgenspaziergang durch die Straßen der Stadt, und war überrascht zu sehen, daß eine Stadt von bedeutender Größe, an einem Eisenbahnknotenpunkt gelegen, so verwaarlost aussehen kann. An Pflaster war in den meisten Straßen nicht zu denken, die Häuser und Läden waren klein, schmutzig und ärmlich. Nur die Apotheke mit einem deutschen Namen auf dem Schild verriet etwas bessere Verhältnisse. Überragt wurde die Ansiedelung von den weißgetünchten Gebäuden und Türmen einer griechisch-russischen Kirche.

Der Zug nach *Заризын*, in welchem ich nun weiterreiste, stach von dem bisherigen Schnellzug unvorteilhaft ab. Ich war bisher in der dritten Klasse gefahren, deren Gesellschaft, offenbar durch die vermitteltst der Platzkarte getroffenen Auswahl, ganz anständig war. In dem jetzigen Zug „ohne Platzkarte“ fand ich mich ober unter eine derartig schmutzige, spuckende, alkoholvertilgende Volksmenge versetzt, daß mir der Gedanke, in ihrer Mitte eine Nacht zu verbringen, unerträglich schien. In *Borisogliesk*, wo der Zug unbestimmt lang, aber bis zu 20 Minuten warten sollte, beschloß ich, eine Zuschlagskarte für die 2. Klasse zu kaufen, und ließ mir eine dahin gehende Bitte an den Billetverkäufer von einem Reisenden auf ein Stück Papier schreiben. Letzteres reichte ich nach unserer Ankunft an der Station in das Fenster des Schalters, verursachte aber damit nur wieder den üblichen Tumult. Dadurch ließ ich mich aber nicht von dem Fenster verschrecken, und endlich überreichte mir ein Beamter das Gewünschte. Als ich jedoch auf den Wagen 2. Klasse meines Zuges losmarschierte, setzte sich derselbe schon in Bewegung, und ich hatte das Nachsehen. Da der nächste Zug nach *Заризын* erst 16 Stunden später abgelassen wurde, hatte ich das zweifelhafte Vergnügen, die Nacht auf einer Bank des Bahnhofsdurchganges zuzubringen.

Endlich saß ich wieder im Zug, in einem Wagen 2. Klasse, und blickte auf die Landschaft hinaus. Sie war von echtem Steppencharakter; weite große Ebenen, die spärlich mit graugrünen Gras-

büscheln bedeckt waren. Nur wenn der Zug einen Flußlauf kreuzte, kamen wir durch üppige Dickichte aller Arten von Laubbäumen. Übrigens bemerkte ich mit Verwunderung, daß in jener dürftigen Steppe doch schon große Stellen bewirtschaftet und mit Getreide bebaut waren. Die geringen Niederschläge genügen also doch offenbar für den Anbau gewisser Getreidearten; und das Entstehen mehrerer Dörfer in den bisher fast menschenleeren Gebieten wird wohl allmählich eine Veränderung des dortigen Klimas und eine Vermehrung der Niederschläge herbeiführen. Wenn der Zug an einer Station hält, fallen die vielen Burschen auf, die mehr oder weniger Uniform tragen. Wir sind in das Gebiet der Kosaken gekommen, und hier ist jeder Mann von 14 Jahren an Soldat und berechtigt, eine blaue Hose mit breitem farbigem Streifen zu tragen. Am Don ist der Streifen feuerrot, bei anderen Stämmen ist er aber gelb, hellblau, rosa usw. Bei der Station Art sch a d a wird die Schar der Kosaken auffallend groß, zugleich tauchen auch die kleinen blaurotweißen Fähnchen, die einen nationalen Feiertag andeuten, in Mengen auf, und hinter dieser Station sehen wir Tausende von Kosaken mit ihren kleinen Pferden in einem riesigen Lager versammelt. Hier sieht es lustig und geschäftig aus, denn große Gruppen gehen zur Tränke, andere tummeln ihre Rosse und machen militärische Übungen. Offenbar wird der nationale Festtag zu einer großen Revue aller Kosaken in der Umgegend benutzt. Nach dem, was ich bisher über die Kosaken gehört hatte, mußten dieselben eher den ostasiatischen als den europäischen Stämmen zugezählt werden. Diese Donischen Kosaken waren aber von durchaus arischer Erscheinung, und die Zeilen des Kosakenliedes: „Ring die weißen Händlein nicht, reiß die blauen Äuglein nicht!“ schienen hier ganz am Platze zu sein. (Das Wort Kosak soll „Freier Mann“ bedeuten. Die Kosaken sollen von davongelaufenen Leibeigenen abstammen.) Noch am Abend des 27. Mai brachte mich der Zug nach Z a r i z y n, und da sich bald Anschluß an die Bahn nach dem Schwarzen Meer fand, kam ich noch um 12 Uhr nachts nach der Station S a r e p t a. Nach langen Verhandlungen fuhr mich ein Kutscher nach dem Ort S a r e p t a, wo ich um 2 Uhr morgens Einlaß in den Gasthof erhielt.

S a r e p t a ist eine alte Brüdergemeinkolonie, die in der Mitte des 18. Jahrhunderts auf Wunsch der Kaiserin Katharina angelegt wurde. S a r e p t a erhielt aber noch weitgehendere Privi-

legien als die andern Wolga kolonien, und überragte bald jene um ein Bedeutendes als Kulturzentrum. Sarepta's höchst interessante Geschichte zeigt die Wahrheit des Spruches, daß es unmöglich ist, zwei Herren zu dienen. Die Brüdergemeine war auf die russischen Vorschläge, an der unteren Wolga eine Kolonie zu gründen, eingegangen, weil ihr dies eine Gelegenheit zu sein schien, Missionsarbeit



Kirche in Sarepta.

unter den buddhistischen Kalücken zu treiben. Die russische Regierung wollte aber von Missionsarbeit nichts wissen und verlangte, daß sich die Brüder nur als Kulturpioniere ansähen. Letztere Aufgabe haben die wackeren Herrnhuter in ganz hervorragender Weise erfüllt. An der Ausführung der ihnen von ihrem Gewissen befohlenen Missionsarbeit wurden sie aber von der russischen Regierung beharrlich gehindert, und nachdem die letzten dem Christentum freundlichen Kalücken, an Kosaken-Pferde gebunden, davongeschleift waren, kam sie ganz zu Ende. Das Gefühl aber, daß die ganze Ansiedelung nun zwecklos geworden sei, konnten die Brüder nicht wieder los werden, wenn auch die von Sarepta aus gegründeten großen Handelshäuser in Astrachan, Moskau und St. Petersburg den Namen des kleinen Örtchens über ganz Rußland trugen,

wenn auch das hier gewebte Sarpinka nirgends in Rußland seines gleichen fand, wenn auch der hier gefertigte Senf Weltruf erlangte.

Wie wunderbar war es für mich, ein Kind der Brüdergemeine, nach all meinen russischen Erfahrungen plötzlich nachts 2 Uhr im Mondschein auf einem viereckigen Platz zu stehen, der von stattlichen Mansardenhäusern umgeben war, und auf dessen einer Seite sich der mit dem bei uns üblichen Dachreiter versehene Kirchenaal erhob. — Endlich war der Gastwirt wachgepoltert worden, und ich freute mich, deutsch begrüßt zu werden. Ich wohnte nun in den Räumen, in denen, vor noch nicht hundert Jahren, Alexander von Humboldt gehaust hatte.\*) Der gut versehene Weinkeller der Brüdergemeine hatte jenen Gelehrten in beständigem Staunen gehalten. Am nächsten Morgen erwachte ich bei den Klängen der mir wohlbekannten Brüderchorale, die von einem Bläserchor, welcher von einer Straße zur anderen zog, vorgetragen wurden. So konnte nur ein religiöser Feiertag eingeleitet werden, und wie ich bald erfuhr, feierte man heute russische Himmelfahrt. Um 10 Uhr läutete es zur Kirche, und ich begab mich in den Saal. Die angestimmten Lieder waren sämtlich dem Brüdergesangbuch entnommen. Der Saal selbst war unverändert geblieben bis auf einen Altar, den man beim Übergang Sareptas an die lutherische Kirche aufzurichten für notwendig befunden hatte. Sarepta hatte gerade keinen eigenen Pfarrer, und deshalb wurde eine passende Predigt vom Schullehrer vorgelesen. Dieser war, wie ich zu meiner Freude hörte, der Sohn unseres Pioniers der tibetischen Mission, Br. P a g e l l. In der Familie dieses lieben Mannes wurde ich herzlich willkommen geheißt und durfte schöne Stunden in derselben verleben. Eine andere angenehme Bekanntschaft machte ich in Paul Glitsch, dem Leiter der großen Senffabrik Sareptas, der ältesten Rußlands. Als ich noch im Zug zwischen Moskau und Kosloff saß, hatte mich ein Reisender, der von dem Ziel meiner Reise gehört hatte, gefragt: „Tschto dobry w Sareptie?“ „Was gibt's gutes in Sarepta?“, worauf ich, unter Vermeidung russischer Sprachschwierigkeiten, mit dem Wort „Glitsch!“ antwortete. Der Russe verstand sofort, holte aus seinem Frühstückskorb einen Senfstopf

\*) A. v. Humboldt wurde 1829 von Kaiser Nikolaus von Rußland nach dem Ural und Ural sowie an das Kaspiische Meer geschickt. Damals besuchte er Sarepta.

heraus, und hielt ihn mir lächelnd entgegen. Es war mir recht wichtig, von den Inhabern und Leitern der berühmten Fabrik Glitsch, die übrigens nur deutsche Arbeiter beschäftigt, durch die vielen Arbeits- und Maschinenräume geführt zu werden und dabei einige geschichtliche Nachrichten über das Wachstum des Geschäftes zu erhalten. Den Anfang hat einer der ersten Kalmückenmissionare, Neiß, gemacht, der in seinen alten Tagen die Samen seines im eigenen Garten gebauten Senfes auf einer Kaffeemühle zu mahlen pflegte. Glitsch, der Schwiegersohn dieses Missionars, vergrößerte die Kaffeemühle bei gesteigerten Bedarf, bis schließlich eine Dampfmaschine, die erste im Gouvernement Saratow, aus Deutschland bezogen wurde. In dem Besitz der Familie Glitsch ist die Fabrik bis zum heutigen Tage geblieben, und trotz des Aufkommens mehrerer Konkurrenzunternehmen behauptet sie noch immer den ersten Platz. Vom Dach des Fabrikgebäudes hat man einen herrlichen Blick auf den symmetrisch angelegten Brüderort und die Umgegend. Da bemerkt man mit Verwunderung, was für weite Kreise die Kultur schon um diese einst in öder Steppe angelegte Kolonie gezogen hat. Auch in der weiteren Umgegend macht die Kultur bedeutende Fortschritte, und mehr und mehr wird der Nomade vom Ackerbauer verdrängt. An die Fabrik schließen sich prächtige Gärten und in diesen wurden mir einige interessante Andenken an die Vergangenheit gezeigt, nämlich ein paar roh gearbeitete Steingötzen, nicht ganz von Meterhöhe, welche in der Umgegend Sareptas gefunden worden waren und deren Bestimmung noch nicht gelungen ist. Ferner befanden sich dort, versteckt im üppigen Grün, einige Kanonenrohre, welche einst der Festung Sarepta angehört hatten. Als nämlich die Missionsstation vor mehr als 150 Jahren (1765) in einsamer Wildnis angelegt wurde, umgab man die ganze Ansiedelung mit tiefen Gräben und Wällen und legte mit Kanonen versehene Bastionen an den vier Ecken an. Tag und Nacht hatten die Bürger Wachtdienst zu tun, da den in Massen herumschwärmenden kriegerischen Kalmücken jederzeit ein Überfall zuzutrauen war. Zu Blutvergießen ist es aber nie gekommen, weil ein paar Warnungsschüsse der Kanonen die schnellen Reiter immer bald davonscheuchten. Später, als sich die Zahl der Kalmücken durch den großen Auszug nach Sibirien vermindert, und als man das Vertrauen der übrigbleibenden gewonnen hatte, ließ man die Befestigungen verfallen. Immerhin konnte ich noch manches erkennen, als mich

Herr Page II auf einem Spaziergang rund um die alte Kolonie herumführte.

Nicht nur im Fabrikgarten finden wir Erinnerungen an die Dorzeit; auch in einem neu eingerichteten Museum im alten Brüderhaus hat man untergebracht, was sich an Andenken an die alte Zeit im Ort finden ließ. Da sieht man Kirchengeräte und Kirchentrachten aus der nun auch der Vergangenheit angehörenden Brüdergemeinzeit, Erzeugnisse der hier getriebenen Industrien, Erinnerungen an den einst in der Nähe von Sarepta angelegten und wieder eingegangenen Kurort Gesundbrunn usw.

Im Gasthof wohnten außer mir ein Georgierfürst und zwei Engländer, welche letztere sich hier zum Zweck der Schmetterlingsjagd eingemietet hatten. Daß die Steppengegend an der unteren Wolga einige ganz besonders interessante Schmetterlingsarten aufweist, ist der wissenschaftlichen Welt durch die Arbeiten zweier unserer Brüder, Hugo Christoph und Alexander Becker, bekannt geworden. Es war mir wichtig, die Sammlung des ersteren in den Schulräumen, wenn auch in vorgeschrittenem Verfall, aufzufinden. Ich führte die Engländer Albert H. Jones und W. G. Sheldon zu derselben und bereitete ihnen damit einen großen Genuß, war ihnen doch die wissenschaftliche Arbeit dieses unseres Bruders längst vertraut.

Als ich einmal Mr. Jones auf die Schmetterlingsjagd begleitete, sagte ich, ich hätte davon gehört, daß ein schöner Tagfalter, den England vor dem Kontinent voraus hatte, drüben vollständig ausgerottet worden wäre. Mr. Jones bestätigte, daß sich das tatsächlich so verhalte und daß die ausgerottete Art zu den sogenannten „Feurvögeln“ (Chrysophanus) gehört habe. Es ist das ein dem Bläuling verwandter ziemlich großer Schmetterling von leuchtend roter Farbe.

„Da ist es merkwürdig“ fuhr Mr. Jones fort, „daß ich gerade heute vorhabe, den nächsten Verwandten des in England ausgerotteten Schmetterlings hier an dem sumpfigen Ufer der Sarpa aufzusuchen. Der hiesige Feuervogel ist übrigens von dem englischen kaum zu unterscheiden.“ Wir waren so glücklich, an jenem Morgen ein halbes Duzend jener schönen seltenen Falter zu fangen.

Außer den üppig bewachsenen Ufern der Sarpa gibt es noch eine Gegend bei Sarepta, welche sich durch prächtigen Pflanzenwuchs auszeichnet. Es ist dies die Tschapurnik, eine Quellengegend auf der von Sarepta abgelegenen Seite des niedrigen Höhenzuges, welcher die Wolga auf eine lange Strecke hin begleitet. Dort be-

sißen die meisten der Sareptaner Bürger Sommerkolonien mit herrlichen Gärten, in denen man viele Wochen, ja Monate der schönsten Jahreszeit zubringt.

Es war mir lieb, ganz nah vor den Toren Sarepta's schon die Kibitken (Filzzelte) der Kalmüken stehen zu sehen. Dort haben sie nun schon seit mindestens 50 Jahren gestanden, denn ihre Einwohner haben das Herumziehen aufgegeben, und sind mit ihren Kibitken geradezu sesshaft geworden. Diese Kalmüken vermieten sich gern als Tagelöhner an die Deutschen von Sarepta und werden wegen ihres munteren freundlichen Wesens überall gern gesehen. Man spricht mit ihnen meist russisch. Um die einst von den Sareptaner Missionaren geschaffene christlich-kalmükische Literatur kümmert sich niemand mehr. Es war mir fast unglaublich zu hören, daß diese Kalmüken, mit denen man Tag für Tag so viel verkehrt, noch immer Buddhisten sind. Aber die griechische Kirche kümmert sich nicht um sie, und alle andere Missionsarbeit ist verboten. In ihren Zelten finden wir verhältnismäßig wenige Kultobjekte, lamaitische Bilder oder Bronzen. Diese Gegenstände müssen einen langen Weg von der Mongolei oder Tibet aus zurücklegen, ehe sie unter die hiesigen Buddhisten gelangen und steigen deshalb hoch im Preise. Das verbreitetste Heiligenbild scheint übrigens eine Ansichtskarte zu sein, welche den Dalailama darstellt. Aber auch sie ist nicht leicht zu beschaffen. Um dem vorhandenen Bedürfnis nach Buddhafiguren entgegenzukommen, hat der Töpfer Sarepta's, Herr Niedenthal, eine bronzene Bodhisatva-Figur in Ton nachgebildet und verkauft diese Kopie für einen Rubel das Stück. Was würden wohl die alten Missionare von Sarepta sagen, wenn sie wüßten, daß in ihrer alten Station jetzt Gößenbilder für die Heiden gemacht werden. Die Kalmüken waren auch bereit, uns einen ihrer Nationaltänze zur Begleitung der bei ihnen üblichen zweiseitigen Balalaika vorzuführen. Dabei zeigte sich die Wildheit dieses kaum halbzivilisierten Volkes. Es sah aus, als ob während der ganzen Dauer des Tanzes die gesamten Muskeln des Körpers aufs Straffste angespannt wären, und alle Bewegungen wurden mit heftigem Ruck ausgeführt.

Am 3. Juni mietete ich einen Wagen, um mit Frau und Tochter Pagell zur Residenz der hiesigen Kalmükenfürsten in die Salzgruft zu fahren. Der Weg führte eine Zeitlang an dem Bahndamm der „Schwarzen-Meer-Linie“ entlang und

schlägt dann eine mehr südliche Richtung ein. Man fährt beständig in fast wegloser Steppe, trifft aber von Zeit zu Zeit auf kleine Ansiedelungen mohamedanischer T a r t a r e n , die mit großer Ausdauer dem dünnen Boden einen kleinen Ernteertrag abgewinnen. Die S a l z g r u f t selbst ist ein grünes Tal voller Felder und Obstbäume, zwischen denen die Filzhütten der K a l m ü k e n stehen. Unsere Aufmerksamkeit wurde zunächst auf einen großen Tschorten (Stupa) gerichtet, bei dessen Anblick ich mich ganz nach T i b e t versetzt glaubte. Dieses Monument mag 5—6 m hoch sein und bezeichnet die Grabstätte des letzten einigermaßen selbständigen K a l m ü k e n - fürsten T s e r e n D a v i d T u n d u t o f f . Auf drei Seiten des viereckigen Unterbaus finden wir Inschriften, eine in russischer, eine in kalmükischer und eine in tibetischer Sprache und Schrift. Es war mir möglich, die russische und die tibetische Inschrift mit einander zu vergleichen. Dabei zeigte es sich, daß die tibetische Inschrift durchaus nicht eine Übersetzung der russischen darstellt, sondern daß sie einen ganz selbständigen tibetischen Text enthält. Dieser Stupa war von einem eisernen Gitter umgeben, an dessen Ecken eiserne Stangen mit Gebetsmühlen, vom Wind zu drehen, angebracht sind. Einige größere Holzstangen sind mit leinenen Gebetsfahnen versehen, auf welchen in vielfacher Wiederholung die O m - m a n i - p a d m e - h u m Formel in tibetischer Schrift zu lesen ist. Die Art des Druckes weist auf die Verwendung tibetischer Holzdrucktafeln. In nächster Nähe des Stupa finden wir die Gräber weiterer Familienglieder des verstorbenen Fürsten, und die daselbst aufgestellten Grabsteine enthalten wieder russische sowohl wie tibetische Schrift. Die tibetische Inschrift weist abermals die O m - m a n i - p a d m e - h u m Formel auf. Dieser Stupa stammt übrigens aus neuester Zeit, wie sich aus der russischen Inschrift ergibt. Der hier beigesezte Fürst, Herr der D e r b e t horde, starb am 20. März 1907.

Dom Stupa begaben wir uns zum K u r u l oder Tempel der Fürstenfamilie, welchen uns ein rotgekleideter Lama aufschloß. Obgleich die hiesigen Lamas ihrem Gesichtsausdruck nach den tibetischen höchst ähnlich sehen, unterscheiden sie sich von letzteren durch ihre Tracht. Hier tragen die Lamas nicht den linken Arm unbedeckt wie in T i b e t , und die hiesige runde Großvatermütze hat nichts mit dem Tuchhelm der T i b e t e r gemein. Der K u r u l ist ein kleiner achteckiger Holzbau von etwa 5—6 m Durchmesser, mit einem geschweiften Kuppeldach versehen. Der Hauptreichtum des Tempels

bestand in einer kleinen Sammlung von lamaistischen Bronzen, die aus U r g a und T i b e t eingeführt waren, sich auch in nichts von den ritualistischen Figuren der Tibeter unterschieden. Es fanden sich hier sowohl B u d d h a - wie B o d h i s a t v a - (künftiger Buddha) Figuren, unter letzteren namentlich ein stehender M a i t r e p a . Eine andere Gestalt, die mehrere Köpfe und viele Arme aufwies, ließ sich aus der Entfernung, in der wir gehalten wurden, nicht näher bestimmen. Vor den Figuren war ein kleiner, zusammenlegbarer Opfertisch aufgestellt, dessen kunstvolle Schnitzerei vielleicht mehr an C h i n a als an T i b e t erinnerte. Immerhin wurden wir versichert, daß der Tisch von den K a l m ü k e n selbst geschnitzt worden sei. Auf demselben standen die gewöhnlichen messingnen Opfertassen und außerdem silberne Tafeln von herzförmiger Gestalt, welche oben mit den sieben buddhistischen Glückssymbolen geschmückt waren. Einige B u d d h a figuren aus weißem Gyps, die auf dem Boden standen, wiesen mehr auf europäische als auf asiatische Herkunft. An der Wand hingen viele lamaistische Bilder, die wie in Tibet, mit Leimfarben gemalt waren. Sie wirkten hier etwas fremdartig, weil sie unter Glas gebracht und mit goldenen Rahmen versehen waren. Es waren das meist genaue Kopien tibetischer Originale; doch sollen einige von ihnen tibetischen Ursprungs sein. Außer verschiedenen B u d d h a - und B o d h i s a t v a darstellungen fiel mir eine Kyangreiterin auf, offenbar die Göttin d P a l - I d a n - l h a m o darstellend. Ferner fanden sich an den Wänden einige moderne Photographien von berühmten Klöstern in der M o n g o l e i und solche von fürstlichen Persönlichkeiten. Die Ansichtskarte mit dem Bild des D a l a i l a m a fehlte auch hier nicht.

Nicht weit vom K u r u l stand das Haus der großen Gebetsmühle. Es enthielt einen dicken Zylinder von etwa einem Meter Höhe, der mit l a m a i s t i s c h e n Gebeten, also wahrscheinlich mit Papierstreifen, die die O m - m a n i - p a d m e - h u m Formel enthielten, angefüllt war. Außen herum lief eine Inschrift in den auch in Tibet gebräuchlichen, aus N e p a l stammenden Lantjabuchstaben, welche ebenfalls die O m - m a n i - p a d m e - h u m Formel enthielt.

Wir begaben uns nun zu der Residenz der verwitweten Fürstin E l t s e t e , einem verhältnismäßig kleinen Haus, welches im modernen Villenstil gebaut war. Hier wurden wir aufs freundlichste von der Fürstin, die europäisch gekleidet war, empfangen und mit Tee bewirtet. Die ganze innere Einrichtung war modern und für

russische Verhältnisse glänzend. Die Wände waren über und über mit Bildern bedeckt, mit Photographien und Ölgemälden. Die ersteren stellten Familienglieder dar, alle Männer in russischer Offiziersuniform. Die letzteren hatten leider nichts mit der südrussischen Steppe und ihren Bewohnern zu tun. Es waren das Arbeiten „moderner“ russischer Maler, welche den Steppenfürsten für schweres Geld aufgeschwaßt worden waren. Mit besonderer Freude zeigte die Fürstin die Photographie ihres Sohnes in russischer Offiziersuniform. Die Regierung versucht alles, um das Interesse dieses jungen Mannes von der Steppe fort und auf das russische Heer hinzurichten. Als wir das Haus verließen, wurde unsere Aufmerksamkeit auf zwei kleine Kanonen, das Merkmal fürstlicher Würde, gelenkt. Wir bestiegen dann wieder unseren Wagen und erreichten noch in später Nacht das gastliche Sarepta.

Die Kalmüken sind nicht die einzigen nicht-christlichen Bewohner Sareptas; vielmehr finden wir dort auch mohammedanische Tartaren, welche in der Urbarmachung von bisher nicht ausgenutzten Steppengebieten Erstaunliches leisten. Diese Tartaren sind über das ganze östliche europäische Rußland verbreitet und zählen viele Millionen. Dieses Volk scheint mir von ganz besonders gutmütigem Charakter und für den Beruf des Knechtes wie geschaffen zu sein. Da ihnen ebenso wie allen anderen Russen das Verlassen des Vaterlandes äußerst schwer gemacht wird, können sie nicht an regelmäßige Mekkafahrten denken. Dieses mag der Grund dafür sein, daß ihr Mohammedanismus von harmloser Natur ist. Diesen Tartaren scheint der Zusammenhang mit den übrigen Mohammedanern so gut wie genommen zu sein.

Im Blick auf Sarepta möchte ich noch erwähnen, daß seine Einwohner gelegentlich zu mir von einem kommenden Krieg mit Deutschland sprachen. Dabei pflegten sie zu sagen: „Beim Krieg mit Japan war's kein Wunder, wenn wir verloren; denn unsere Soldaten wußten nicht, gegen wen es ging, und noch viel weniger konnten sie die Ursache zum Krieg erkennen. Ganz anders wird es sein, wenn wir gegen Deutschland gehen. So ein Krieg wird im ganzen Land populär sein.“ Also populär sollte ein Krieg gegen Deutschland sein. Warum wohl? Hier in den Wolgaregenden hatten die Russen überall deutsche, schon zu Katharina's Zeiten gegründete Kolonien vor sich. Und der Wohlstand der Deutschen, den die Russen bei ihrer Faulheit nie erreichen konnten, hatte

den Neid der letzteren erregt. Wenn auch die Wolga-Deutschen sich über die Russen erhaben dünken, so sehen doch die Ostsee-Deutschen wieder auf die Wolga-Deutschen herab. Die ersteren fühlen sich noch immer als Eroberer und Kulturträger ersten Ranges und belächeln mitleidig das beschränkt bäuerliche Wesen der Wolga-Deutschen. Wenn sich nun auch die Ostsee-Deutschen sowohl wie die Wolga-Deutschen durchaus als Deutsche unter den Russen fühlen, wollen sie vom deutschen Reich nicht viel wissen. Das deutsche Reich verachten sie als eine Anstalt kleinlichster Verhältnisse von kleinlichem Zuschnitt. Dorthin reist man wohl einmal, um sich das Land anzusehen als ein Museum der eigenen Vorzeit; man verläßt das Land der Väter bald aber wieder mit dem erhabenen Gefühl, einer Nation mit ganz anderen Ausdehnungsmöglichkeiten anzugehören. Die russische Knute und Korruption scheint diesen Größendusel nicht zu beeinträchtigen. Für die deutsche Nation scheinen die Deutsch-Russen verloren zu sein; aber die deutsche Abstammung, welche die Zugehörigkeit zu einer kulturell höheren Rasse bedeutet, will man festhalten.





## II. Durch Russisch-Turkestan



Am 9. Juni brachten mich Frau und Tochter P a g e l l nach Z a r i z y n aufs Dampfschiff, und ich fühlte mich nach schönen Tagen in wohlthuender Gesellschaft wieder recht einsam. Wie ich auf dem Fahrkartenamt erfuhr, geht einmal wöchentlich ein Dampfer direkt von A s t r a c h a n nach K r a s n o w o d s k auf dem Ostufer des K a s p i s c h e n M e e r e s. Dieser Dampfer war nicht mehr zu erreichen, und ich mußte mich drein finden, auf dem Weg über P e t r o w s k und B a k u allmählich nach K r a s n o w o d s k zu gelangen. Eine längere W o l g a f a h r t, etwa von П и з ђ н и ј - Н о w g o r o d bis A s t r a c h a n, soll zum Schönsten gehören, was man in Rußland genießen kann; doch lassen die Landschaftsbilder an Romantik nach, je weiter man nach Süden kommt. Bei der Fahrt von Z a r i z y n nach A s t r a c h a n, die mich noch einmal an S a r e p t a vorbeiführte, bekam ich des hohen Wasserstandes wegen nichts weiter zu sehen, als eine weite Seelandschaft, bei welcher hier und da die oberen Teile der Bäume aus den Fluten hervorragten. Mit besonderer Wehmut erfüllte mich die halb überschwemmte Insel bei S a r e p t a, hatte sie doch einmal der Ansiedelung der dem Christentum gewonnenen K a l m ü k e n, die freilich nicht getauft werden durften, gedient. Von Zeit zu Zeit legt der Dampfer am Ufer an, und man sieht über einem erdigen Abhang die goldstrahlenden Türme einer russischen Kirche leuchten. Manchmal auch verrät eine kleine Gruppe von K i b i t k e n die Anwesenheit von K a l m ü k e n. Am Morgen des 10. Juni hielt der Dampfer K n j a z ђ n i j a - O l g a - N i k o l a j e w n a in A s t r a c h a n. Ich hatte unterwegs die Bekanntschaft eines Herrn v. P u e r i von der schweizerischen Gesandtschaft in St. Petersburg gemacht und hatte nun das Vergnügen, in der Gesellschaft dieses Herrn die Stadt A s t r a c h a n zu besuchen. Wir machten erst eine längere Fahrt durch die Stadt auf

der Elektrischen und begaben uns darauf zu dem mit Festungsmauern umgebenen Krem l. Es war dies ein großer freier Platz, auf dem nur verhältnismäßig wenige bedeutende Gebäude standen. Der Sobor der Kathedrale weist in der Formengebung stark auf den Barock Mitteleuropas, in dessen Zeit er auch erbaut worden ist. Ganz besonders zeigt der Glockenturm diesen Stil. Mehr russisch ist aber die Anlage des mit fünf grün-gedeckten Kuppeltürmen versehenen Hauptbaues.

Den Nachmittag verwandten wir zu einem Ausflug nach einer kalmükischen Hauptansiedelung nördlich von Astrachan, genannt K a l m ü t s k i - B a z a r. Ein kleiner Dampfer brachte uns in einstündiger Fahrt zu einem kleinen russischen Dorf, in dessen nächster Nähe mehrere Gruppen von Kibitken standen. Auf einem Sandhügel befand sich ein buddhistischer Tempel mit großem Hof, der von einem hölzernen Zaun umgeben war. Ein geringes Trinkgeld verschaffte uns Einlaß. Die Ausstattung desselben war ähnlich der des Tempels in der S a l z g r u f t. Es waren aber hier nicht alle buddhistischen Heiligenbilder mit Glas und Rahmen versehen, vielmehr hingen viele derselben, wie in den tibetischen Tempeln, als Kirchenbanner von der Decke herab. In einem besonderen Gebäude im Hofe befand sich auch hier eine große Gebetsmühle. Von großem Interesse war es mir, im Hofe eine ganze Anzahl hölzerner S t u p a s, von denen jeder etwa 1 m hoch war, zu sehen. Ich war bisher in dem Glauben gewesen, daß S t u p a s (mchod-  
rten) nur selten bei den Kalmüken zu finden wären. Dieser Fund im Tempelhof belehrte mich eines Besseren. Unter den Kalmükentempeln befinden sich einige, deren nach oben zu sich verzweigende und mit den Rändern nach oben gekehrte Dächer stark an die chinesische P a g o d e erinnern. Was die Kleidung der K a l m ü k e n anbelangt, so nehmen die Männer leider mehr und mehr die russische Tracht an. Bei der Frauentracht fallen die hohen, oft mit Pelz verbrämten Mützen auf, die sehr kunstvolle, an Tibet erinnernde Stickereien aufweisen.

In A s t r a c h a n galt es den Dampfer zu wechseln. Am Abend des 10. Juni bestiegen wir ein sehr kleines Fahrzeug, welches uns in langsamer, fast 24stündiger Fahrt vor das Delta der Wolga brachte. Hier waren im seichten Wasser des K a s p i s c h e n M e e r e s eine Anzahl von Molenschiffen verankert und auf diese Weise ein Hafen, der Seehafen von A s t r a c h a n, gebildet worden. In fin-

sterer Nacht mußten wir von dem kleinen Schiff auf ein größeres der *Kawkas-i-Merkuri-Linie* steigen, und nachdem ich dort unter einem russischen Heiligenbild ein Lager gefunden hatte, fuhren wir in die See hinaus, noch lange begleitet von Leuchtbojen, die uns die tiefere Wasserstraße anzeigten. Am Morgen des 12. Juni befanden wir uns auf hoher See, und da ein frischer Wind wehte, hatte ich schwer gegen die Seekrankheit anzukämpfen. Gegen Mittag näherten wir uns wieder der Westküste und legten bald darauf im Hafen von *Petrowsk* an.

Ich stieg zwar gern hier ans Land; doch wurde ich ein gewisses Unbehagen nicht los, weil mir kein Mensch angeben konnte, wie lang der Aufenthalt des Schiffes an diesem Orte dauern sollte. Unklar war hier auch noch manches andere, besonders die Bestimmung über das Essen der Fahrgäste zweiter Klasse, zu denen ich gehörte. Zufällig hatte ich gehört, daß diesen Leuten täglich nur eine Mahlzeit vorgelegt werde; wenn das aber geschehen sollte, war nicht näher zu erfahren. So bin ich denn auch immer von der plötzlichen Erscheinung dieser Mahlzeit überrascht worden. Die kleine Stadt *Petrowsk* soll von Peter dem Großen gegründet worden sein. Sie sieht sauberer aus, als manche Stadt im Herzen Rußlands. Die Häuser ziehen sich am schrägen Ufer hinauf, und über dem Stadtbild türmen sich hohe, kahle Berge, die sich an jenem Tage in den Wolken verloren. Mein kleiner Spaziergang durch die Straßen und Anlagen der Stadt zeigte mir bald, daß ich mich hier im Land der *Tscherkesen* befand. Die meisten Männer, denen ich begegnete, trugen die bekannten großen zylinderförmigen Mützen aus Schaffell auf dem Kopf. An den verschiedenen Gürteln und Bändern baumelten Dolche, Pistolen und Patronen. Manche der Gestalten waren von erstaunlicher Größe. Man muß aber nicht glauben, daß jeder, der eine Schaffelmütze auf seinem Kopfe trägt, ein echter *Tscherkesse* ist. Die abenteuerliche Tracht dieses Landes hat den Russen und Deutschrussen so eingeleuchtet, daß fast jeder Beamte, der an den *Kaukasus* versetzt wird, sich so bald wie möglich Schaffell, Dolch und Pistole anschafft und im Schmuck dieser Gegenstände seine Tage daselbst verbringt. Photographien von sich schickt dann der Beamte an sämtliche Glieder seiner Verwandtschaft von *Astrachan* bis *Riga*, weshalb man in den meisten besseren russischen Häusern einige wilde *Tscherkesen* aus den Photographierahmen blicken sieht. Hier in *Petrowsk* bekam ich lange Züge von Strafge-

fangenen (Arrestanti) zu sehen, welche von Soldaten mit auf-gepflanztem Bajonett an den Hasen gebracht wurden. Dort hatten sie schwere Bauarbeiten zu verrichten. Damals ahnte ich nicht, daß ich auch bald zu solchen mit Bajonetten bewachten Strafgefangenen gehören sollte. Ich ging ein wenig am Strand des Kaspischen Meeres spazieren und wunderte mich darüber, daß hier so sehr wenig Muscheln und Seegewächse zu finden waren. Im ganzen machte mir dieses tiefgelegene Meer einen einsamen, öden Eindruck. Derselbe wurde für mich noch dadurch erhöht, daß ich hier meine beiden Deutsch-sprechenden Reisegefährten, Herrn v. Pueri und einen gewissen Herrn Franz Jakoblewitsch Lorenz von einer christlichen Traktatgesellschaft, verlor. Ersterer bestieg hier den Zug, der ihn nach Wladikawkas, den Ausgangspunkt für eine Reise nach Tiflis, bringen sollte. Letzterer begab sich auf sein eigenes kleines Gut in der Nähe von Petrowsk, um hier mit Frau und Kindern die drei Monate dauernden Sommerferien zu verbringen.

Gegen Abend fuhr mein Dampfer weiter, wir blieben den ganzen folgenden Tag, den 13. Juni, auf dem Wasser, und bei völliger Dunkelheit kam ich in Baku an. Schon mehrere Stunden vor der Ankunft hatte sich diese Petroleumzentrale angekündigt durch das vereinzelte Auftreten von Petroleumquelltürmen am Westufer und auf kleineren Inseln. Dann waren diese Türme so häufig geworden, daß sie sich wie ein Wald vom Abendhimmel abhoben.

Sonntag den 14. Juni brachte ich in Baku zu. Schon in Astrachan waren mir muselmanische Ausrufe wie Khabardar, „Aufgepaßt“, aufgefallen. Hier war das mohammedanische Element viel stärker. In manchen Straßen zeigten die Geschäftsschilder fast ausnahmslos muselmännische Namen, wie sie sich in allen mohammedanischen Ländern finden, wenn sie auch hier unter russischen Buchstaben versteckt waren. Die läutenden Glocken zeigten aber an, daß hier auch eine große christliche Bevölkerung Sonntag zu feiern gedachte. Ich fand eine armenische Kirche geöffnet und trat in dieselbe ein. Es war dies ein hoher Kuppelraum, der reichlich mit biblischen Bildern in Ölmalerei ausgestattet war. Ich betrachtete mir die Bilder und kam zu der Überzeugung, daß man die meisten derselben ohne weiteres in einer lutherischen Kirche aufhängen könnte. Die Malweise war ganz die bei uns gebräuchliche (offenbar waren die Bilder modern), und die dargestellten Gegen-

stände waren die folgenden: Gethsemane, Taufe Jesu, heiliges Abendmahl, Kreuzigung, Himmelfahrt, Maria mit dem Kind usw. Nicht



Kalmütische Mädchen von Kalmütsti-Basar bei Astrachan.

ganz lutherisch erschien höchstens ein Bild, welches *Deronika* mit dem Tuch darstellte.

Ich setzte mich auf eine Bank, die an der hinteren Wand stand, zu einer Anzahl würdiger Matronen, welche in schwarze Seide gekleidet waren. Sehr reich verzierte silberne Beschläge müssen ihrer Kleidung gehöriges Gewicht geben. Fortwährend kamen und gingen Leute, die an einem kleinen in der Kirche aufgeschlagenen Laden Wachslichter kauften. Letztere zündeten sie selbst an und stellten sie vor oder auf dem Altar auf. Für manche war mit diesem Kerzenopfer der Gottesdienst erledigt, und sie gingen alsbald wieder auf die Straße hinaus. Andere warfen sich außerdem vor dem Altar auf den Boden, so daß ihre Stirne die Erde berührte; manche aber schickten sich zum Bleiben an. Es tauchten nun Geistliche in blauen, violetten und weißen Gewändern auf, von welchen mehrere sich unter die Menge mischten und einem jeden durch das Vorhalten von riesigen Sammelbüchsen Gelegenheit zu guten Werken gaben. Es hatte sich allmählich eine Prozession gebildet, die sich durch die unregelmäßig herumstehende Menge bewegte. Doran wurde eine goldene Fahne mit aufgeklebtem Heiligenbild in Buntdruck getragen. Hinter ihr gingen mehrere Männer in weißen Gewändern, welche in mir ungewohnten Tonleitern Hymnen sangen. Auf sie folgte ein herrlich gekleideter Geistlicher, in welchem ich einen Bischof zu erkennen glaubte. Er trug eine hohe metallne Krone auf seinem Kopfe, und um seinen Hals waren 12 goldene, reichverzierte Schilder gelegt. Während er sich langsam von der Stelle bewegte, wurde ein Räuchergefäß heftig um ihn herum geschwenkt. Manchmal wurde auch der oberste Knopf des Räuchergefäßes einem in der Nähe Stehenden zum Küssen angeboten. Auf diesen Bischof folgten wieder Geistliche in farbigen Gewändern, und den Schluß der Prozession bildete ein Mann, der einen Stab mit oben angebrachter Metallscheibe trug. An der Scheibe waren viele kleine Klingeln befestigt, welche er durch Schütteln des Stabes zum Tönen brachte. Nachdem die Prozession ihren Rundgang beendet hatte, wurde es auf einige Zeit ruhiger im Kirchenraum. Plötzlich klingelte es heftig, und sofort brachte jemand ein herrliches schweres, mit Silber beschlagenes Buch, wohl eine Bibel, das er einem violettgekleideten Geistlichen zum Küssen darbot und dann dem Bischof überreichte. Erst las ein gewöhnlicher Geistlicher aus einem unscheinbaren Buch ein langes Stück vor, und dann las der Bischof ebenso viel aus dem silbernen Buch. Endlich ging der Vorhang zu. Bei der folgenden Scene wurde dem Bischof die hohe Krone abgenommen, und dann wurde ihm von einem anderen

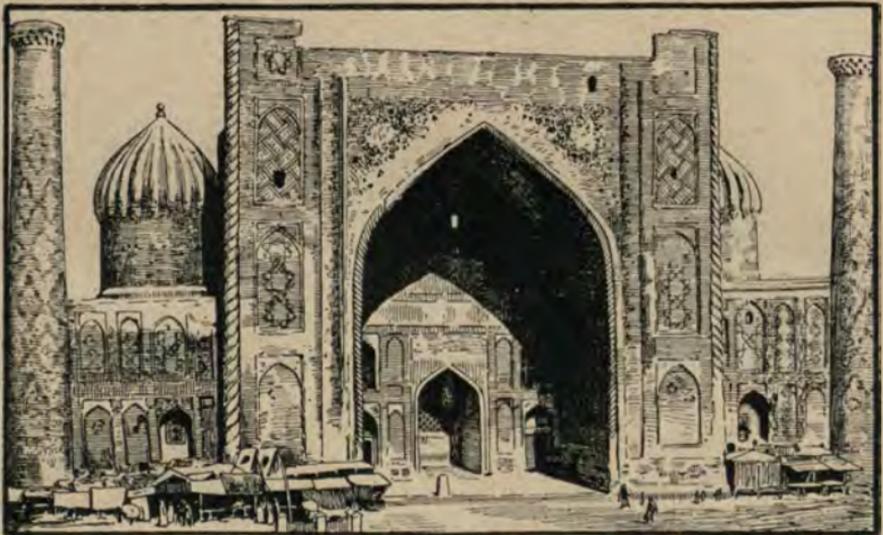
Priester der Kelch und das Brot überreicht. Nun wurden lange Gefänge angestimmt, zwischen welchen der Kelch und das Brot dem Volk entgegengehalten wurde. Gesah das, so entstand ein allgemeines Verneigen unter den Leuten, wobei immer je zwei und zwei sich mit freundlichen Verbeugungen begrüßten. Schließlich mischte der Bischof Brot und Wein und steckte dieses drei Leuten, welche aus der Menge herausgerufen wurden, in den Mund. Unter abermaligem Singen und Klingeln ging der Vorhang zu, und als er wieder geöffnet wurde, hatte der Bischof die Krone wieder auf dem Haupte.

Als ich all diese merkwürdigen Zeremonien beobachtete, wollte mir manchmal die Frage: „Wozu so viel Firlefanz?“ in den Mund kommen. Dann bedachte ich aber, daß ich in den Orient eingetreten war und daß ich dieselbe Freude an Allegorien, die das Volk des Alten Testaments ausgezeichnet hatte, auch den Armeniern zu gute halten mußte. Bedachte ich nun gar, daß die armenische Kirche eine Märtyrerkirche ohne gleichen ist, so überkam mich herrliche Freude darüber, daß ich einmal einem Gottesdienst in ihrer Mitte hatte beiwohnen dürfen.

Ich machte noch einen kurzen Spaziergang am Strand des ziemlich unbelebten Hafens entlang. Dann begab ich mich an Bord des Schiffes *Wjeliki-Knjaz-Konstantin*, das noch am gleichen Nachmittage die Fahrt nach *Krasnowodsk* antreten sollte.

Während der Reise von *Baku* nach *Krasnowodsk* bekamen wir eine ziemlich heftige Brise zu spüren. Um Mittag am 15. Juni gelangten wir aber unter den Schutz der sandigen Landzunge, welche sich nördlich von *Krasnowodsk* ins Meer erstreckt und legten bald in dem einsamen Hafen an. Vom Ufer wehte uns eine echt innerasiatische Backofenluft entgegen, und ich war froh, daß ich ohne lange Paßscherereien, von einem eingeborenen Kofferträger begleitet, unter das schützende Dach der Bahnhofshalle gelangen konnte. Ein freundlicher deutschsprechender Herr übernahm für mich den manchmal schwierigen Fahrkartenkauf, und nach nur zwei-stündigem Aufenthalt setzte sich unser Zug nach Süden hin in Bewegung. Wir fuhren zuerst an einer Bucht des *Kaspischen Meeres*, deren Ufer nichts als Sand und Stein boten, entlang. Merkwürdig war mir, daß sich dann und wann vereinzelte *Kibitken* sehen ließen. Diese gehören aber nicht mehr buddhistischen, sondern mohammedanischen Nomaden. Am nächsten Morgen fuhren wir noch immer durch die Wüste, doch ließ sich beobachten, daß die Oasen, an

welchen der Zug anhielt, mit unserem Fortschreiten nach Osten an Größe zunahm. Die Eingeborenen an den Stationen wurden *Tikhinen* genannt. Sie trugen noch immer dieselbe zylindrische hohe Mütze aus Schafspelz, welche wir vorher bei den *Tscherkesen* gesehen hatten. Mein deutschsprechender Reisegefährte, der die *Tikhinen* aus persönlicher Erfahrung kannte, schilderte sie als ganz besonders wilde und räuberische Menschen. Die Sitte der Blutrache wird bei ihnen streng befolgt und führt zu ganzen Rattenkönigen von Morden. Fremde werden, weil man das Gebot der Gast-



Tor zur Madresse (mohamedanische Hochschule) in Samarkand.  
Aus der Zeit Tamerlans.

freundschaft heilig hält, in jeder Hütte und in jedem Zelt aufs beste bewirbt; haben sie aber ihre Weiterreise angetreten, dann erscheinen unversehens ihre bisherigen Gastgeber im Schmuck der Waffen und rauben sie bis auf den letzten Pfennig aus. Diese *Tikhinen* sollen den gegen sie entsandten russischen Armeen die größten Schwierigkeiten bereitet haben, da sie ihr ungeständliches Land mit großem Geschick zu ihrem Vorteil auszunutzen verstanden. Als endlich die Unterwerfung unter die russische Macht vollzogen war, glaubten die Russen ihren Sieg durch Errichtung eines Kriegs-Museums in dieser Wüste feiern zu müssen. Ich stieg an der betreffenden Station, *Geogtepe*, aus dem Zug aus und stattete dem Museum einen kurzen Besuch ab. Die auffallendsten Figuren in demselben stellten zwei

Krieger dar, einen Russen und einen Tikhinen, die wütend aufeinander losstachen. Außerdem sind die Räume angefüllt mit Kanonen und kleineren Schießwaffen, und namentlich mit unendlich vielen Photographien, auf welchen so ziemlich alle Russen, die je in die transkaspischen Wüsten geraten waren, dargestellt sind.

Der Zug durchfährt dann eine Oase von bedeutender Ausdehnung, in deren Mitte die große Stadt A s k h a b a d liegt. Wie mir der Reisegefährte erzählte, ist man genötigt gewesen, das Wasser aus den in weiter Ferne liegenden Bergen in unterirdischen Kanälen hierher zu leiten. Majestätische Ruinen von alten Moscheen liegen außerhalb des jetzigen Stadtgebietes, und innerhalb desselben arbeitet man eifrig an einem stattlichen Neubau einer Moschee, zu deren Bemalung man, wie der Mitreisende behauptete, italienische Künstler herbeigeht hat. In unserem Zug reiste auch ein Kolporteur der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft. Ich fragte diesen Asiaten, ob er denn auch Bibeln und Testamente für die Tikhinen in seiner Tasche habe, welche Frage er bejahte. Er sagte, daß einst ein russischer hier angestellter Lehrer das Neue Testament ins Tikhinische übersetzt habe. So arbeitet die Bibel allein in einem Land, in welchem an eigentliche Missionsarbeit noch nicht zu denken ist.

Die Bahn führte ganz nahe an der persischen Grenze entlang, und es ging abwechselnd durch öde Sandwüste und fruchtbare Oasen mit Reis- und Baumwollensfeldern. Dann galt es wieder, während der Fahrt durch Bokhara, eine Nacht im Zug zuzubringen. Am Morgen des 17. durcheilten wir zuerst noch einen Teil der Wüste, dann traten wir aber in eine grüne Oase von großer Ausdehnung ein, aus der wir am gleichen Tage nicht wieder herauskamen, und um Mittag hielt der Zug in S a m a r k a n d an. Hier hatte ich vor, einen Tag zu verweilen, und deshalb ließ ich mich in einer Droschke nach einem Hotel in der Mitte der sehr ausgedehnten Stadt bringen. Dort pflegte ich zunächst im kühlen Schatten der Ruhe. Gegen 5 Uhr abends machte ich mich dann auf den Weg, um etwas von dem sarkatischen Volksleben und von den gewaltigen Ruinen Timur Lenks in Augenschein zu nehmen. Die Sarten Turkestans gehören ihrer Sprache nach zu den Turkomanen. In ihrer äußeren Erscheinung erinnern sie aber lebhaft an die Inder des Pandschab, zumal sie sich auch ganz ähnlich wie jene kleiden. Die Pelzmütze der Tikhinen wird durch den Turban vertreten. Da nun auch

die Läden in den Bazars gerade so wacklich wie die indischen gebaut sind, kann man manchmal ganz vergessen, daß man sich hier nördlich vom Himalaya und Pamir befindet. Man meint oft, im Pandschab zu weilen. Wenn mir dann aber plötzlich russische Soldaten begegneten, kam mir wieder klar zum Bewußtsein, daß dieselbe Herrenrolle, die im Pandschab von den Engländern gespielt wird, hier von den Russen übernommen worden ist. Begegnet man reicheren Russen in ihren Equipagen, dann läßt sich nicht sogleich ein Unterschied zwischen ihnen und vornehmen Engländern erkennen. Anders bei den niederen Ständen. Die russische Regierung scheint schon große Mengen von Kolonisten nach den zentralasiatischen Provinzen befördert zu haben. Da sie diesen aber offenbar nicht mit



Zerfallene Brücke bei Samarkand. Aus der Zeit Tamerlans.

Unterstützungen beisteht, oder vielleicht, weil diese Leute alle Unterstüzungen in Alkohol umsetzen, ist hier ein Proletariat von Europäern entstanden, wie es in ganz Indien nicht zu finden ist. Die vielen betrunkenen Russen, die sich im tiefen, lockeren Straßenstaub wälzen, bis sie darin fast verschwinden, können nicht dazu beitragen, den Respekt vor der herrschenden Rasse bei den Turkomanen zu erhöhen. Was mich aber namentlich sonderbar berührte, war die Tatsache, daß ich hier auf der Straße russische Soldaten fand, die bei den Eingeborenen auf der Erde saßen und mit ihnen aßen. So etwas würde Tommy Atkins nicht fertig bringen. Für mich war der Umstand, daß die hiesigen Mohammedaner sich nicht scheuen, mit christlichen Europäern zu essen, von großem Vorteil, indem nun die Gastfreundschaft der Turkomanen meiner schwachen Börse sehr zugute kam.

Mein Spaziergang führte mich nach der von Timur Lenk erbauten alten Stadt, wo sich bald ein sartischer Führer zu mir gesellte. Gleich der erste Anblick der gewaltigen Ruinen erfüllte mich mit freudiger Begeisterung, übertrafen sie doch bei weitem meine Erwartungen. Nach den Abbildungen, die ich bisher von Samarkand zu sehen bekommen hatte, hatte ich mir die Gebäude der alten Stadt zwar massig, aber doch grau in grau vorgestellt. Was sich nun hier vor meinen Blicken groß und wuchtig erhob, erfreute das Auge durch das bunte Farbenspiel der beständig wechselnden Muster, welche große Flächen überdeckten. Ganz besonders ergözte ich mich an dem Spiel der Farben hellgrünlich-blau mit dunkelultramamarin-blau, in welchen viele der schönsten Arabesken ausgeführt waren. Dazu zogen sich Koransprüche in Gold über die Wände. Aber auch in den Farben gelb und grün hatten die alten Baumeister verstanden, herrliche Wirkungen zu erzielen. Das Hauptmaterial der Bauwerke sind ungebrannte Ziegel; doch hat man die ganze Außenseite der Gebäude mit Mosaik überlegt, welche aus glasierten Tonplatten in verschiedenen, gut zu einander abgetönten Farben gehalten sind. Alle die vielen Moscheen, Madrassen und Grabmäler wurden zur Zeit Timur Lenks errichtet, und es bleibt immer ein Gegenstand der Verwunderung, wie jener blutdürstige Herrscher, der gar viele Pyramiden aus den abgeschlagenen Köpfen der Bewohner der von ihm eroberten Städte hat errichten lassen, Freude an Kunstbauten aus harmlosem Ziegelmaterial haben konnte. Aber es ist Tatsache, daß Timur auch bei Städten, zu deren vollständiger Vernichtung er den Befehl gegeben hatte, die Anordnung traf, daß alle in denselben vorhandenen Kunsthandwerker und Baumeister verschont blieben. All diese Künstler aus den verschiedenen unterworfenen Ländern wurden nach Samarkand geschickt und hatten dort an der Errichtung der Prachtbauten teilzunehmen. Indien soll einen besonders hohen Prozentsatz an Künstlern gestellt haben. — Mein Führer leitete mich durch die gewaltigen Höfe und Hallen der Madrassa Schyr-Dar, der alten mohammedanischen Universität, zeigte mir die reich ausgestattete Moschee Schach-Zind und die Bibi-Khana-Moschee, welche einen Koran mit Seiten von 6 Quadratfuß besitzt. Bei allen diesen herrlichen Gebäuden wird die geschmackvolle bunte Mosaik an vielen Stellen durch unregelmäßige, grau abgeputzte Flächen unterbrochen. Dieselben rühren von der russischen Restauration her, bei welcher man sich darauf be-

Schränken mußte, das noch vorhandene Schöne vor weiterem Zerbröckeln zu retten. Wie in Indien, mag man auch hier ursprünglich den Wunsch gehabt haben, die fehlenden Stellen in den Mosaikmustern mit neugefertigten Glasurplatten auszufüllen. Da es aber nicht gelingen wollte, die alten vornehmen Farbentöne zu erreichen, mußte man sich mit der Ausfüllung durch grauen Zement begnügen. Mein Führer nahm mich schließlich auf das Dach eines der Gebäude hinauf und zeigte mir die umliegenden Kapellen, Grabmäler, namentlich aber den Schutthügel mit den Ruinen aus der Zeit Alexanders des Großen. Kaum war ihm der Name Alexanders aus dem Mund geschlüpft, als er plötzlich mit den Worten „Ach, da hab ich ja noch etwas!“ in seine Tasche griff und eine ganze Handvoll alter Münzen zum Vorschein brachte. Es war dies eine kleine Sammlung, welche in tadellosen Exemplaren die Geschichte Samarkands von den Zeiten Alexanders bis in die russischen Jahre zur Darstellung brachte. Die ganze Sammlung sollte mich nur wenige Rubel kosten. Die Beschaffenheit der Münzen war aber so tadellos, daß sie mich von dem Verdacht, es hier mit Fälschungen zu tun zu haben, nicht loskommen ließ, und unwillig steckte mein Führer seine Herrlichkeiten wieder in die Tasche. Aber er gab noch nicht alles auf. Er führte mich zu dem Laden eines seiner Glaubensgenossen, welchen er Museum nannte, und ließ mir dort eine Tasse grünen Sarten tee vorsehen. Dann bemühten sich beide, mein Führer sowohl wie der Kaufmann, meine Aufmerksamkeit auf altertümliche Teppiche, Ton- und Eisenwaren zu lenken, deren Preise von erstaunlicher Höhe waren. Besonders drangen beide in mich, einige ihrer, wie sie sagten, sassanidischen Tonkacheln mit figürlicher Darstellung in bunter Glasur zu kaufen. Aber auch diese Gegenstände erregten meinen Verdacht. Sie waren zerschlagen und gesplitt; jedoch hatte man sie so vorsichtig zerschlagen, daß nie ein wesentlicher Teil des Bildes beim Zerbrechen des Ziegels gelitten hatte. Mich hatte der glühende Tee in der warmen Stube und der Eifer der Händler derartig in Schweiß gebracht, daß es mich eiligst auf die Straße trieb, und so mußten die beiden, die traurig ihre Köpfe schüttelten, sich wieder aufs Warten legen, bis ihnen etwa ein anderer Reisender mit größeren Mitteln und weniger Argwohn in die Hände lief.

Am Donnerstag den 18. Juni setzte ich meine Eisenbahnreise weiter fort und kam noch am selben Tage nach Tschernjaje wo, wo der Zug gewechselt werden mußte. Bei dem mehrstündigen Auf-

enthalt bekam ich einige Männer zu sehen, deren Tracht nicht ganz europäisch und auch nicht ganz asiatisch war. Man sagte mir, daß dies reiche Kaufleute aus B o c h a r a und zwar Juden seien. Diesen Juden hat der Einzug der russischen Herrschaft eine wahre Erlösung gebracht. In jenen Zeiten, als der B o c h a r i s c h e Khan noch unumschränkt herrschte, mußten sie sich ganz ausgesuchte Demütigungen gefallen lassen. Dazu gehörte, daß man sie ohrfeigte, wenn sie ihren Tribut zahlten, mochte er vollzählig sein oder nicht.

Am nächsten Morgen führte uns die Bahn zweimal über den stattlichen S y r - D a r j a - F l u ß, immer entlang am Nordrand des S a r a s s c h a n - Gebirges, dessen schneebedeckte Höhen lieblich in der Sonne leuchteten. Die S a r t e n stiegen, mit vielen Gurken beladen, bei den seltenen Haltepunkten in den Zug. Darin vertrieb man sich die Zeit mit Gurkenessen und teilte auch dem Fremden freigebig von der köstlichen Frucht mit.

Gegen Mittag am 19. war die Endstation der Bahn, A n d i d - s c h a n, erreicht. Da ich an K. gelegentlich Karten geschrieben und zuletzt von S a m a r k a n d aus noch ein Telegramm geschickt hatte, glaubte ich meinen Reisegefährten auf dem Bahnsteig erwarten zu dürfen. Ich fand aber kein bekanntes Gesicht und sah mich deshalb genötigt, allein eine Droschke zu suchen und mich nach dem verabredeten Hotel R o s s i j a fahren zu lassen. Der Kutscher, dem es wohl an kritischem Sinn fehlte, fuhr aber nicht nach dem Hotel R o s s i j a, sondern nach dem Hotel R u s, und stellte mich, nachdem er mich abgeladen hatte, vor die durchaus nicht leichte Aufgabe, mit meinem kleinen russischen Vokabular mich von dem einen Haus zum anderen zu finden und dort Nachforschungen über meinen Kameraden anzustellen. Erst schien die Sache ganz aussichtslos. Plötzlich aber ging der Hausdame in R o s s i j a eine Erinnerung auf, und sie lief davon, um mir einen an mich adressierten Brief K.s zu holen. Aus letzterem ging hervor, daß K. schon vor sechs Tagen in A n d i d - s c h a n angekommen war und hier drei Tage auf mich gewartet hatte. In Rußland kommen Karten und Telegramme zwar meistens an; aber doch zu unerwartet später Zeit. So hatte auch K. keine meiner Botschaften erhalten, schließlich alle Hoffnung, mich wiederzusehen, aufgegeben, und war nach C h i n a abgereist. Ich beschloß, sofort dorthin nachzufolgen, und bestellte mir für den nächsten Tag einen Platz in dem Postauto, welches zwischen A n d i d s c h a n und dem 50 Werst entfernten O s c h hin- und herfährt. Wie groß war

meine Überraschung, als am nächsten Morgen K. mit seinem Freund Abraham Janzen aus Taschkent in meinem Zimmer erschien. Er hatte schon in Osch Schwierigkeiten wegen seines Passes gehabt. Die russischen Behörden hatten ihm klar gemacht, daß in betreff Russisch-Turkestans nicht nur ein Paß für den Eintritt ins Land, sondern ein zweiter Paß für den Austritt aus dem Land nötig sei. Letzterer würde, so war ihm gesagt worden, am leichtesten von dem General-Gouverneur von Turkestan in persönlicher Audienz zu erhalten sein. Auf diese Nachricht hin besannen wir uns nicht lange, bestiegen vielmehr schon am Mittag desselben Tages den Zug und fuhren nach Taschkent, wo Herr Janzen als Agent der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft angestellt war. Bei Janzen kamen wir wohl fast zu ungelegener Zeit ins Haus, indem kurz vor uns eine Gesellschaft von über zehn Personen, lauter Verwandte aus Alie-ata, angekommen waren. Da aber alle weiblichen Personen der großen Verwandtschaft herzlich zugriffen, wurden die wirtschaftlichen Schwierigkeiten glänzend überwunden. In Taschkent machten wir auch die Bekanntschaft eines hochgebildeten und christlich gesinnten deutschen Kaufmannes namens Steinbrecher, und dies erwies sich als äußerst wertvoll mit Bezug auf die Audienz beim General-Gouverneur, die uns hier bevorstand. Wunderling, der solche Audienzen aus Erfahrung kannte, hatte uns gesagt, daß es dabei nötig wäre, gut präpariert aufzutreten; ein solch hoher Beamter widme dem einzelnen Bittsteller nur wenig Zeit und erwarte von ihm, daß er die schwerwiegendsten Gedanken in wenig Worten ausspreche. Da uns so eine Aufgabe zu schwer gewesen wäre, gab sich Herr Steinbrecher einige Zeit für uns her. Als er unsere Lage genau durchdacht hatte, setzte er eine Bittschrift auf, welche in höchstens sechs Zeilen unsere Herzenswünsche auf russisch enthielt. Nicht nur das, er erbot sich sogar, uns zu der wichtigen Audienz zu begleiten, um uns im Notfalle als Dolmetscher beizustehen. Vor einigen Tagen hatte mich jemand ein russisches Sprichwort gelehrt:

Po platju wstrječajut,  
a po umu prowožajut.

„Nach der Kleidung empfängt man (den Gast)

Und nach seinem Verstand entläßt man ihn.“

Für eine günstige Entlassung hatte Herr Steinbrecher durch seine kluge Fassung unseres Bittgesuches schon gesorgt. Um nun auch

einen günstigen Empfang zu erzielen, warfen wir uns in unsere besten schwarzen Anzüge. In diesen fielen wir ohne weiteres in der großen Schar der zum Teil zerlumpten Bittsteller auf und wurden sofort in die Empfangshalle, welche mit Ölgemälden mehrerer Zaren geschmückt war, geführt. Dorthin wurde außer uns nur noch eine Dame gelassen. Der Audienz ging ein recht langes Warten und ein Verhör durch einen Adjutanten voran. Dann aber erschien der hohe Mann, der den deutschen Namen L ö s c h führte, vor der großen Versammlung der Bittsteller. Der Adjutant führte ihn sogleich auf uns zu, und mit freundlichen Worten wurden wir versichert, daß der Paß uns in kurzer Zeit ausgestellt werden würde. Dies war auch tatsächlich der Fall, und nun wurde der Spieß umgedreht. Wollte man vorher uns nicht aus Turkestan herauslassen, so konnten wir jetzt gar nicht schnell genug daraus verschwinden. Einen Tag um den anderen kam nun der Polizist, um nachzusehen, ob wir immer noch nicht fort wären. Das ging aber nicht so schnell, weil Herr K. notwendigerweise erst seinen Magen auskurieren mußte, ehe wir uns in die Wildnis wagen durften.

T a s c h k e n t gehört nicht zu den Städten Turkestans, welche die Reisenden durch interessante Altertümer oder durch schöne Natur fesseln können. Es besteht aus einer Russenstadt und einer Eingeborenenstadt. Die erstere ist weitläufig gebaut und von bedeutender Ausdehnung. Ein großes System von elektrischen Bahnen vermittelt den Verkehr zwischen den einzelnen Stadtteilen, die meist von russisch-kleinstädtischem Aussehen sind. Doch gibt es auch einige Plätze, die mit großen schattigen Bäumen bestanden und mit Bildsäulen russischer Generale ausgestattet sind. Die Eingeborenenstadt ist eng und unregelmäßig gebaut und enthält keine nennenswerten Gebäude. In der Russenstadt befindet sich der Palast eines unzurechnungsfähigen Großfürsten und ein Museum. Letzteres besuchte ich am 21. und 28. Juni. Es bestand aus zwei Teilen, einem naturwissenschaftlichen, in welchem namentlich die Tierwelt Turkestans zur Anschauung gebracht wird, und einem ethnographischen, welches einige in der Nähe von T a s c h k e n t gefundene Altertümer enthält. Obgleich mich die erstere Sammlung weniger ansprach, freute ich mich doch, das schöne ausgestopfte Exemplar des nordasiatischen Tigers zu sehen, welches dort ausgestellt war. Der ethnographische Teil enthielt gar vieles, was mich im höchsten Grade interessierte, nämlich buddhistische Altertümer, wie wir sie auch im Verlauf unserer Reise zu finden hofften.

Da gab es metallene Oberteile und Schirme von Stupas und mit Figuren versehene Tontafeln, wie sie bei allen buddhistischen Orten gefunden werden. Nur schade, daß es mir so gut wie unmöglich war, diese Fundorte festzustellen. Das Museum schien in schlimme Unordnung geraten zu sein. Oft lagen die seltensten Gegenstände in ungeordneten Haufen durcheinander, und keine Aufschrift kündete Fundort oder Finder. Bei anderen enthielt der beiliegende Zettel lange Abhandlungen in kleiner russischer Kurrentschrift, deren Studium mehr aufhaltend als gewinnbringend war; nur selten (wohl nur bei den ältesten Gegenständen) waren Aufschriften in Französisch vorhanden. Außer den buddhistischen Altertümern bemerkte ich auch Gegenstände, die anderen Kulturkreisen angehörten. So gab es hier einige Steinfiguren, welche in ihrer plumpen Formgebung gerade so aussahen wie die Steingötzen, welche ich vor kurzem erst in Glitsch Garten in Sarepta gesehen hatte. Vielleicht gehören all diese Figuren dem mongolischen Altertum an. Sehr lieb war es mir, in einer Abteilung des Museums eine kleine Sammlung nestorianischer Grabsteine zu finden, welche aus Namangan, halbwegs zwischen Kokand und Andidschan, stammten. Die Steine waren von natürlich-ovaler Gestalt, selten mehr als 30 mal 20 cm groß und enthielten Darstellungen von Kreuzen und Inschriften, wahrscheinlich in soghdischer Schrift und Sprache. Um Vergleichsmaterial für etwaige spätere Entdeckungen zu bekommen, zeichnete ich eine Anzahl dieser Darstellungen ab und bemerkte dabei, daß sich diese Kreuze auf recht verschiedene Grundformen zurückführen ließen, nämlich auf lateinische, maltesische, griechische und andere Kreuze. Wir kamen später bei unseren Nachforschungen einer ganzen Sammlung ähnlicher Grabsteine, welche in der Nähe der Stadt Turkestan gefunden worden waren, auf die Spur, konnten aber nur Vorbereitungen für deren etwaigen Ankauf treffen.

Zu den interessantesten Leuten, die wir in Taschkent trafen, gehörten die deutschen Bauern aus der mennonitischen Kolonie Alie-ata, welche etwa 250 km. nordöstlich von Taschkent gelegen ist. Wie schon gesagt, stammte Herr Janzen selbst aus dieser Kolonie, und Besucher aus jenen deutschen Dörfern pflegten, wenn sie mit ihren kleinen festen Wagen nach fünftägiger Reise in Taschkent ankamen, im Bibeldepot abzustiegen. Der Vater Janzens, welcher sich auch einige Tage lang in Taschkent aufhielt, erzählte mir einiges aus den ersten Tagen der Ansiedlung.

A l i e - a t a wurde gegründet von Auswanderern aus den deutschen Kolonien im Kaukasus. Diesen Mennoniten war mit Zwang zum Militärdienst gedroht worden, und da sie sich keine größere Sünde als das Mentschentöten vorstellen konnten, beschloßen sie, sich nach den neuesten russischen Erwerbungen im fernen Osten zu begeben. Die russische Regierung hat nämlich die Gewohnheit, die Bewohner neu eroberter Gebiete nicht sofort zum Militärdienst heranzuziehen. Erst viele Jahrzehnte nach der Eroberung denkt man daran, aus den Bewohnern solcher Gebiete neue Regimenter zu bilden. So stellt auch bis zum heutigen Tag Turkestan noch keine Mannschaft zum russischen Heer. Wie die Mennoniten zu spät erfuhren, war ihre Sorge unbegründet. Obgleich bald nach der Abreise der Auswanderer die Wehrpflicht im Kaukasusgebiet eingeführt wurde, zwang man doch nicht die zurückbleibenden Mennoniten, in das stehende Heer einzutreten. Man stellte ihre junge Mannschaft vielmehr in ein Korps von Forstbeamten, welchem der Schutz der Wälder oblag, ein. Das hatte man damals nicht wissen können, und deshalb waren vor etwa 50 Jahren hundert Familien in hundert Wagen aufgebrochen und waren in hundert Tagereisen nach Osten gefahren, bis sie in T a s c h k e n t angekommen waren. Es war gerade Winter, und daher hatte die Reise schwere Strapazen mit sich gebracht. Mehrere Kinder waren unterwegs gestorben. Ein Alter, der etwas zurückgeblieben war, hatte sich verirrt und wurde nach langem Suchen erfroren wiedergefunden. Zu den Beschwerden der langen Reise gesellte sich Uneinigkeit, welche durch einen falschen Propheten in der Mitte der Auswanderer hervorgerufen wurde. Endlich trennte sich der falsche Prophet von der Hauptgruppe und begab sich mit seinem Anhang nach dem K h a n a t C h i w a, um dort auf die Wiederkunft Christi zu warten. Als die Deutschen in T a s c h k e n t angekommen waren, nahm sich der Eroberer und Ordner Turkestans, General v o n K a u f m a n n, ihrer freundlich an und wies ihnen Wohnsitze in dem öden A l i e - a t a, wo bisher nur Kirghisen ihr Wesen getrieben hatten, an. Fast ohne Hilfe von seiten der Regierung, aber mit ungeheurer Energie, nahmen die Mennoniten die Urbarmachung des Landes in Angriff, fortwährend belästigt von kirghisischen Nomaden. Als aber die schwerste Arbeit geleistet war, grenzte die Regierung plötzlich die Gebiete der deutschen Dörfer eng ab und besetzte die Hauptteile des Distriktes mit Russen. Diese zentralasiatischen Deutschen lernen von

klein auf ohne besondere Mühe vier Sprachen, nämlich Deutsch, Russisch, Kirghisisch und Turkomanisch, und diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß man einem aus ihrer Mitte, nämlich Herrn Janzen, das Bibeldepot in Taschkent anvertraut hatte. Was mich an dem religiösen Leben dieser sonst so biedereren Leute störte, war der Haß, mit welchem sie nicht nur der russischen Staatskirche, sondern auch der lutherischen Kirche gegenüberstanden. In diesem Haß vereinten sie sich mit Baptisten, welche hier, von England aus unterstützt, eine geheime Mission treiben. So war ich denn der einzige in meinem neuen Bekanntenkreis, der am Sonntag den 28. Juni zur Predigt in die lutherische Kirche ging. Ich hörte dort nicht nur eine erbauliche Predigt des Pastor Jürgensen, sondern wurde auch Zeuge der Taufe einer Jüdin. Da der erwartete Pate nicht zur Stelle war, fehlte nicht viel, und ich wäre Pate geworden. Wie gut war's aber, daß ich auf diese Weise den Pastor Jürgensen oberflächlich kennen gelernt hatte; denn als wir später in Kaschgara ankamen und bei den dortigen schwedischen Missionaren Quartier nahmen, war eine der ersten Fragen derselben: „Und wie geht's unserem lieben Pastor Jürgensen?“

Am Abend des 29. Juni waren wir wieder zur Weiterreise bereit. Herr Janzen, der in Andidschan eine Anzahl sartischer Testamente zu verkaufen hoffte, begleitete uns zunächst bis dorthin. Im Zug fanden wir ein erträgliches Nachtlager, und am Morgen des 30. Juni erreichten wir Kokand, wo der Zug zwei Stunden Aufenthalt hatte. Wir benutzten diese Zeit zu einer Spazierfahrt durch die Russenstadt bis zur Residenz des Sultans von Kokand. Was bei der Wagenfahrt überraschte, war der Umstand, daß der Wagen hier nie in ausgefahrene Löcher der Straße fiel oder von einer Seite zur anderen schwankte, so wie wir das in allen übrigen russischen Städten gefunden hatten. Die Straßen von Kokand waren in so guter Verfassung, daß wir uns auf ihnen fast nach Deutschland versetzt glaubten. Auch die Villen an der Straße waren so sauber und gefällig gebaut, daß sie mir für russische Verhältnisse fast zu schön vorkamen. Die Russen scheinen all den Leuten, die von Osten her in ihr Reich eintreten, besonders imponieren zu wollen. Daß sie den Westen in verwaarloster Verfassung lassen, hat wohl seinen Grund in der Verachtung, die sie deutscher Kritik entgegenbringen. Der Palast des Sultans war ein recht ausgedehntes Gebäude, vielmehr eine Sammlung mehrerer Gebäude im asiatischen

Festungsstil. Dazu gehörte auch eine Moschee, an welcher noch immer gebaut wurde. Hier mühte man sich, den alten Buntziegelbau Timurs wieder aufleben zu lassen. Es waren schon große Wandflächen mit lebhaft bunten Mustern überzogen worden, aber die stille, vornehme Ruhe der Samarkander Bauten wurde hier nicht von ferne erreicht.

Gegen Abend kamen wir glücklich wieder in Andidschan an. Da wir in Herrn Janzen einen landeskundigen Begleiter hatten, beschloßen wir, von dem Gebrauch der teuren und schmutzigen Hotels abzusehen und uns in der Weise der Eingeborenen durchzu- helfen. Nachdem wir in mehreren türkischen Teehäusern, in welchen die Kanne Tee zu zwei Kopeken geliefert wurde, unseren Durst gelöscht hatten, ließen wir uns in einem türkischen Speisehaus ein gehöriges Gericht Polao (Reis mit Fleischstücken, in Hammelfett gebraten) zubereiten, und schloßen dann unter freiem Himmel inmitten des Bazars auf Bettstellen, die unser gütiger Speisewirt aufstellte. Wir bekamen auf diese Weise den Pulschlag des orientalischen Lebens zu fühlen. Im ganzen sah es hier nicht viel anders aus, als etwa in der Türkenstadt von Taschkent; doch fielen uns hier die einspännigen Wagen auf, deren Räder im Durchschnitt mindestens Mannshöhe hatten. Wir lernten hier einen christlichen Geschäftsmann aus Syrien kennen, welcher sich bereit erklärte, uns noch bis Osch zu begleiten.

Mit ihm durchstreiften wir die Stadt Andidschan auf der Suche nach Altertümern, konnten aber nichts rechtes finden. Am Mittag des ersten Juli bestieg K. zum zweiten Mal, und ich zum ersten Mal, das Postautomobil, welches uns in einigen Stunden nach dem etwa 50 Werst entfernten Osch bringen sollte. Herr Janzen verließ uns nun, um wieder nach seinem Heim in Taschkent zurückzukehren. Unser neuer Freund, Herr Mirza-Sarkis-Aiwosoff, der übrigens englisch sprach, dagegen ließ sich uns zu Liebe tüchtig vom Auto zusammenschütteln. Nachdem das Auto, welches eng voll Menschen asiatischer und europäischer Herkunft gepackt war, die Stadt verlassen hatte, arbeitete es sich durch einen niedrigen Höhenzug, der nur aus Staub zu bestehen schien, vorwärts und erreichte schließlich ein ödes Hochplateau von etwas festerer Erd- und Steinmasse. Von hier aus hatte man einen herrlichen Blick auf eine grüne, weiter im Osten liegende Oase, aus welcher Felszacken von kühner Form aufstiegen. Der Weg führte wieder ab-

wärts, und als wir die grüne Flur erreicht hatten, galt es noch eine ganze Zeitlang in derselben hinzufahren, bis wir die etwas höher gelegene Stadt Oſch erreicht hatten.

Hier stiegen wir im Eingeborenenviertel ab und begaben uns, nachdem wir unser Gepäck im Rasthaus abgelegt hatten, zu dem Haus des Mullah-Tasch-Kazi, eines reichen Mohammedaners, welcher Mirza-Sarkis alter Freund war. Dieser Mullah galt als christlich beeinflusst und dem Christentum freundlich gegenüber stehend. Mirza-Sarkis hatte das Herz dieses Mannes dadurch im besonderen gewonnen, daß er die Russen für Götzendiener und Heiden erklärt hatte. War erst einmal der Anstoß, den die Russen durch ihren Bilderdienst gaben, fortgeräumt, dann ließ sich vielleicht einige Bereitwilligkeit zur Aufnahme christlicher Gedanken bei diesen Mohammedanern erwarten. Wie dem auch sein mag, es ist kein Zweifel, daß Mullah-Tasch-Kazi uns drei Westländer mit einer Liebenswürdigkeit bewirtete, die jedem Christen wohlangestanden hätte.

Das Haus des Mullah lag oben auf dem steilen, rechten Ufer des Flusses von Oſch, welcher tief und reißend war. Der Hof war nach dem Fluß zu offen, und von dort aus konnte man am Abend ein unterhaltendes Schauspiel beobachten. Die Pferde von Oſch wurden im Fluß gebadet. Das wurde von munteren Burschen besorgt, die fast nackt auf den Pferden saßen und oberhalb einer Brücke ins Wasser ritten. Kaum waren sie im Fluß, so verloren die Pferde schon den Grund und wurden von der starken Strömung mit ihren Reitern unter der Brücke hindurch ein ganzes Stück flußab getrieben, bis es ihnen unterhalb unseres Ausgucks gelang, wieder Grund zu fassen und eine Sandbank des linken Ufers zu erklettern. Das ging stundenlang so fort, indem beständig neue Pferde von ihren Besitzern herbeigeführt und von den Jungen durch die Brücke gesteuert wurden.

Als die Dunkelheit hereinbrach, wurde die Abendmahlzeit auf die Veranda gebracht, und wir wurden aufgefordert, im Kreis der männlichen Familienmitglieder daran teilzunehmen. Sodann breiteten einige Diener schnell mehrere Matrasen fürs Nachtlager an einer anderen Stelle der Veranda aus; wir legten uns darauf und ließen uns mit goldgestickten Decken überdecken. Dann schliefen wir herrlich, bis uns die Sonne weckte. Am folgenden Tag, den 2. Juli, begaben wir uns alsbald nach der recht freundlich gebauten Russen-

Stadt, um unsere Papiere von zwei Beamten, dem Pristaff und dem Natschalnik, prüfen zu lassen. Glücklicherweise fanden beide nichts daran auszusehen, vielmehr ließen sie uns in ihrer Schreibstube ein neues Dokument in Russisch und Türkisch anfertigen, welches uns den Übergang über die chinesische Grenze ermöglichen sollte. Nun galt es, durch den sogenannten Karawan-Basin unsere Reit- und Transporttiere beschaffen zu lassen. In den schwierigen Unterhandlungen mit diesem mächtigen Beamten leistete uns Mirza-Sarkis höchst wertvolle Dienste. Aber unseren Wunsch, uns noch am gleichen Tage ziehen zu lassen, konnte der Basin offenbar nicht erfüllen. Er lud uns ein, bei ihm unsere Wohnung aufzuschlagen und am folgenden Morgen in Begleitung einer größeren Karawane unsere Reise nach Kaschggar anzutreten.

So hatten wir nun einen ganzen Nachmittag frei für Osch, und ich benutzte diese Gelegenheit zur Besteigung des gleich am Ort gelegenen Felsenberges, der mir schon von weitem durch seine kühne Form aufgefallen war. Am Fuß dieses Berges, der offenbar von den Mohammedanern heilig gehalten wird, fand ich mehrere kühle Haine, mit vielen Fußwegen durchsetzt, die mich fast an europäische Parkanlagen erinnerten. Diese zogen sich ein kleines Stück oberhalb der Stadt am Berge hin. Sie waren leider bald durchschritten, und dann galt es bei glühendem Sonnenbrand auf Fels und losem Gestein steil aufwärts zu klettern. Weiter unten am Berge bemerkte ich mehrere Steinzeichnungen, von welchen einige an Indien erinnerten. Dahin rechne ich im besonderen die primitiven Bilder von Steinböcken oder Antilopen, wie wir sie ganz ebenso im Gebiet der Darden finden. Ferner die Darstellungen des Dreizacks (Trisula), welche wir in gleicher Form in Indien haben. Auch Kreise und Vierecke mit abgetheilten Feldern und Punkten haben ihr Gegenstück in den dardischen Gebieten Nordindiens. An einer Stelle der Felswand fand ich Zeichen, welche irgend welcher Schrift ähnlich sehen. Doch waren sie durch Verwitterung zu undeutlich geworden, als daß man sich an ihre Deutung hätte wagen dürfen. Nach etwa einer Stunde war die Höhe erstiegen, auf der ich mehrere Schreine fand. Wie der Name des Berges, Mazar-i-Suleiman, andeutet, soll sich hier oben, ebenso wie auf vielen anderen Bergen Asiens, das Grab Salomos befinden. Dieses Grab wird dem Reisenden gezeigt, und dazu noch einige geschleckte Steine, welche in den Augen der Mullahs von selbst entstandene arabische Schrift enthalten.

Besser lesbar als jene ist die Schrift auf einer modernen Platte mit arabischen Zeichen, welche im Tempelhof aufgestellt ist. Was mich ganz im besonderen an die Gebiete der Darden, aber auch der West-Tibeter erinnerte, waren die hier aufgestellten und im Winde wehenden Yakschwänze. Am Fuß solcher Yaksfahnenstangen waren Hörner von Steinböcken, Wildschafen und anderem Wild angehäuft, gerade wie im Himalaya zwischen Gilgit und dem Sudleesch. Wie ich später bemerkte, werden überall in Ostturkestan die Gräber von heiligen und vornehmen Personen durch Yakschwänze und Hörner von Wild gekennzeichnet. Da sich nichts derartiges in anderen mohammedanischen Ländern findet, dürfen wir wohl annehmen, daß es sich hierbei um eine Sitte handelt, die aus vormohammedanischer Zeit stammt und die Turkestan mit den dardischen und westtibetischen Gebieten gemein hatte. In betreff des Heiligtums auf dem Berge von Osch gilt wohl dasselbe, was Dr. M. A. Stein von vielen turkestanischen Heiligtümern nachgewiesen hat: Man hat bei der Bekehrung des Landes zum Islam dem Volk seine alten Kulturstätten gelassen; nur hat man die buddhistischen und sonstigen Heiligen mit mohammedanischen Heiligen vertauscht und der ganzen Stätte einen mohammedanischen Namen gegeben.

Am Morgen des dritten Juli war alles zum Abmarsch bereit. Wir nahmen herzlichen Abschied von Mirza-Sarkis, der uns so aufopferungsvoll gedient, und von dem Karawan-Basin, der uns sehr gut und umsonst bewirtet hatte, und bestiegen unsere Pferde. Der Weg führte uns erst durch den östlichen Teil der Oase von Osch zwischen üppig stehenden Rieselfeldern hin und oft unter hohen Bäumen hindurch. Dann waren wir auf kurze Zeit in der Wüste, kamen durch ein Dorf, in dem ein lebhafter Markt abgehalten wurde, und wieder in die Wüste. Nachdem wir uns bei einem am Wege liegenden Teehaus erfrischt hatten, bogen wir in ein langes Gebirgstal ein, welches von niedrigen Höhen eingefast war. Am Bach des Tales erstreckten sich Wiesen, die da und dort mit niedrigen Sträuchern durchsetzt waren, und hier tummelten sich viele Schmetterlinge, die an europäische Arten erinnerten und doch von ihnen verschieden waren. Besonders häufig war eine Art Damenbrett (*Melanargia*) und eine Art Schneckenfalter (*Melitaea*), welcher aber hier mehr feuerrot als braun gefärbt war. Obgleich ganz und gar Laien auf dem Gebiet der Insektenkunde, interessierten uns doch die hier

herumfliegenden Falter, weil wir von Professor R. in München gebeten worden waren, ihm gegen Entgelt eine Sammlung zentralasiatischer Falter zu verschaffen. Der Stand unserer Finanzen verlangte gebieterisch nach Aufbesserung, und deshalb unterzogen wir uns gern der Mühe der Schmetterlingsjagd. Ich hatte gehofft, diese Jagd zu Pferde betreiben zu können, mußte aber solch eine Hoffnung bald wieder aufgeben. Zwar war es nicht schwer, mit dem Pferd in die Nähe des Wildes zu kommen. Wenn ich aber dann mit dem Neß an dem Kopfe des Pferdes vorbeischlug, machte dasselbe solche unerwartete Sprünge, daß ich es für geratener hielt, die Schmetterlingsjagd aufzuschieben, bis wir im Nachtquartier angekommen sein würden.

Am Abend des ersten Reisetages kamen wir an eine kleine Gruppe von Häusern, welche von Feldern und Wiesen umgeben waren. Hier gingen wir wieder auf die Schmetterlingsjagd, und es gelang uns, ohne große Mühe eine ganze Anzahl bunter Falter zu erbeuten. Der Schultheiß des kleinen Dorfes beobachtete unsere Pürschgänge mit großer Anteilnahme und beschloß endlich, sich an der Jagd zu beteiligen. Dazu zog er seinen Kasten aus, nahm ihn an Stelle eines Neßes in die Hand, und jagte wie wütend hinter einem Schmetterlinge her, bis er ihn mit seinem Gewande auf die Erde schlagen konnte. Das wiederholte er fünfmal, und dann brachte er mir fünf zu Brei geschlagene Tiere auf seiner Hand an. Da ich nicht türkisch konnte, sagte ich auf Deutsch: „Zerschmettert! Unbrauchbar!“ Das Wort „Zerschmettert“ gehört offenbar zu jenen onomato-poetischen Ausdrücken, die in jedem Lande verstanden werden; denn der Schulze blickte mich verständnisvoll an und wies dann gebieterisch auf eins der Neße, indem er auf türkisch sagte: „Wenn du so nicht zufrieden bist, dann gib mir ein Neß!“ Ich verstand und händigte ihm ein solches ein. Wieder begab er sich auf die wilde Jagd, von der er etwa fünf besser erhaltene Insekten heimbrachte. Ich sagte: „Die sind besser!“ und machte Anstalten, die Schmetterlinge in Papierdüten zu packen. Da zog der Gewaltige plötzlich eine Pistole aus dem Busen und rief gefährlich: „Ich Schmetterlinge, du Geld!“ Ich besann mich darauf, daß ich mich im Herzen Asiens befand, und zog freundlich lächelnd fünf Kopeken aus der Tasche. Da verschwand die Pistole wieder, und befriedigt strich der Häuptling sein wohlverdientes Stück Geld ein.

Bei diesem Nachtquartier bekamen wir zum erstenmal die Glie-

der unserer Karawane vollständig zu Gesicht. Der Anführer war ein russisch-türkischer Kaufmann namens *Abdul-Machal* aus *Osch*, welcher seine fünfzig Pferde beständig zwischen *Osch* und *Kaschgarr* mit Ladungen bepackt hin und her schickt. Seine Hauptstütze war ein Knecht, ein Mann von etwa sechzig Jahren, der mit unglaublicher Ausdauer und Geduld neben den Packpferden herlief und die immer wieder das Gleichgewicht verlierenden Lasten in die richtige Lage schob. Von Wichtigkeit war auch ein zwölfjähriger Knabe in *Kirghisen*tracht, welcher oben auf der Ladung des vordersten Pferdes saß und von da aus die ganze Karawane steuerte. Zeitweise gehörten auch noch andere Leute zu uns, z. B. machte sich eine bedeutende Strecke lang ein Eseltreiber bei uns nützlich, und ein alter Großvater reiste mit uns vom *Taldschik*-Paß bis *Kaschgarr*. Für K. und mich waren nur vier Pferde vonnöten, nämlich je ein Reitpferd und ein Lastpferd. Die übrigen sechs Pferde dienten zur Beförderung der Kaufmannsgüter des Führers. Der Großvater hatte während der Zeit unseres Zusammenseins ein eigenes Reitpferd.

Der zweite Reisetag brachte uns über zwei glühend heiße, schattenlose Bergrücken nach *Kuldscha*, einem russischen Militärposten, der sehr hübsch im Grün gelegen ist. Hier bemerkten wir einige in europäischer Art gebaute Häuser, darunter ein Postamt und mehrere manns hohe Räder, die offenbar früher einmal zu einem zweirädrigen Wagen vom *Andidschan*typus gehört hatten. Daraus glaube ich schließen zu dürfen, daß gelegentlich solche Wagen bis *Kuldscha* benutzt werden, obgleich der Übergang über die Bergrücken große Schwierigkeiten bieten muß. Hinter *Kuldscha* begann die Landschaft großartiger, hochgebirgsartiger zu werden.

Ich will nun im folgenden nicht die einzelnen Reisetage schildern, sondern versuchen, den Gesamteindruck wiederzugeben, den das *Alai*gebirge, der südwestliche Teil des *Tien-schan*, auf mich machte. Wir hatten über den *Taldschik*paß (wohl über 3500 m hoch) zu steigen, weil der Weg über den berühmten *Terek*paß in dieser Jahreszeit wegen des hohen Wasserstandes geschlossen ist. Auf der Ostseite des Passes liegt die kleine russische Militärstation *Trkestan*, ungefähr in der Mitte des Weges, der durch sie in eine russische und eine chinesische Hälfte geteilt wird. Obgleich es im *Alai*gebirge nirgends sehr üppig aussieht, ist die russische Hälfte doch viel besser dran als die chinesische. Wälder sind auch auf der

russischen Seite nirgends anzutreffen. Das, was am meisten an sie erinnert, ist eine Anzahl von Wachholderbäumen, welche in großen Abständen von einander den Nordwesthang des Taldschickpasses bedecken. Aber ich kann mir denken, daß diese Wachholderbäume dem von Osten aus ödesten Wüsten kommenden Wanderer wie ein lieblicher Gruß besserer Welten erscheinen. Auf der russischen Seite finden wir nicht nur eine ganze Anzahl von Dörfern, die zwischen frischgrüne Weiden- und Pappelhaine freundlich gebettet sind, sondern auch ausgedehnte Felder und wogende Alpenwiesen. Bei diesen oft in bedeutender Höhe liegenden Außenfeldern waren keine festen Häuser zu sehen, sondern nur Kibitken, die von den hiesigen, der Landwirtschaft schon mehr zuneigenden Nomaden dort aufgestellt werden, wo gerade gearbeitet wird. Hier oben gab es fast keine Bäume mehr, und an Stelle der Weiden erschienen Tamarisken und Sträucher mit weißen Rosen. Zwischen den Feldern standen hohe Stauden der Malve mit großen weißen Blumen, und auf den Wiesen fiel gelbblühender Mohn auf. Hier, wo die Bäume fehlten, hatten sich die Vögel offenbar das Hochfliegen angewöhnt. Wir sahen sie in geringer Höhe über den Boden von einer Tamariske zur anderen huschen. Den Kuckuck hörten wir aus dem hohen Grase schreien, und der Wiedehopf sprang über unseren Weg. Schon am ersten Reisetag war uns eine Spazerkolonie aufgefallen, besonders deswegen, weil diese Vögel sich nicht in der Nähe des Menschen angesiedelt hatten. Sie wohnten in kleinen, vielleicht selbstgegrabenen Höhlen in einer Erdwand über dem Gebirgsbach. Je weiter und je höher wir vordringen, um so seltener werden die Häuser, bis sie schließlich ganz von Kibitken ersetzt werden. Bei den Feldern ist mir anmerklich, daß sie auf sehr schrägen Abhängen angelegt werden, ohne daß man es für nötig gehalten hätte, das Land zu terrassieren. An die Religion der Kibitkenbewohner gemahnen uns dann und wann kleine, mit Kuppeln überdeckte Moscheen, welche inmitten von ausgedehnten Grabfeldern errichtet sind. Wir überschritten den Taldschickpaß am 7. Juli. Von der Höhe hatten wir eine überraschend herrliche Aussicht auf das Pamirgebirge, die mich einigermaßen an den Blick auf den Kintschintschinga von Darjeeling aus erinnerte. Wie dort lagen die hohen Zinken mit ihren Schnee- und Gletschermassen greifbar nahe vor unseren Augen; verfolgte man aber dann mit den Augen auf dem Boden den Weg dorthin, so bemerkte man, daß sich die vielen tief eingeschnit-

tenen Bodenfalten allmählich in blauen Dunst auflösten, so daß nichts irdisches die hohen, starren Eiskristalle des P a m i r mit der nahen Wirklichkeit des A l a i gebirges zu verbinden schien. — Der Marsch durch den chinesischen Teil des Gebirges bot so wenig für das Auge und war wegen des vielen Staubes und der großen Hitze so beschwerlich, daß ich nicht mit viel Freude an ihn zurückdenken kann. Dazu waren die Landschaftsbilder längst nicht so großartig, wie auf der russischen Seite. Schneefelder und Gletscher waren verschwunden, und die Berge zeigten wenig ausgeprägte Formen. Nur einmal, zwischen K s c h ü k ö und K a n d s c h u g h a n, kamen wir durch ein etwa zwei Stunden langes enges Tal, welches mir gefiel. Es war von zerklüfteten Felsen gebildet und änderte seine Richtung beständig.

Obgleich wir durch die Übersteigung des Taldschickpasses die schlimmsten Ströme vermieden hatten, galt es doch noch fast an jedem Tage drei oder mehr Flußübergänge ohne Brücken auszuführen, bei denen es manchmal fast gefährlich ausah. An den schwierigsten Stellen hatten sich Eingeborene mit Pferden oder U a k s aufgestellt, die es sich zu einem Beruf machten, den Fremden die Furt zu weisen, oder sie auf ihren wassererprobten Tieren durch die Flüsse zu befördern. Diese tapferen Leute, die den ganzen Sommer durch kaum je trocken werden, erhielten von den Reisenden gewöhnlich kein Geld, sondern Brötchen, einen sehr begehrenswerten Artikel in diesem nahrungslosen Lande. Wir waren von O s c h her reichlich mit Brötchen versehen, und weil diese in dem ausgedörrten Gebiet mit jedem Tage trockener wurden, gehörte es zu den ernsteren Reisestrapazen, sich jeden Tag dreimal durch mehrere derselben durchzuessen. Mit welcher Bereitwilligkeit teilten wir den Wassermännern von unserem Vorrat mit, in der Hoffnung, daß der nasse Beruf der neuen Eigentümer die eisenharten Brotmassen schließlich aufweichen würde, ein Zustand, welcher sich durch Eintauchen in Tee nicht erreichen ließ. Der Esel war bei diesen Flußübergängen immer ein besonderer Gegenstand meiner Sorge, denn wenn man die Lastpferde bis fast über den Rücken im Wasser verschwinden sah, konnte man sich kaum denken, daß vom Esel mehr als die Ohren herausgucken würden. Wenn man sich aber nach dem klugen Tier umsah, schauten nicht nur die Ohren, sondern auch die Schnauze aus dem Wasser heraus. Wenn wir so schwer gegen die Wellen des Stromes anzukämpfen hatten, beneideten wir die Kamele, die in ihrer stolzen Größe majestätisch

durch die für Pferde schon gefährlichen Wasser schritten, als ob sich's nur um Pfützen handelte. Kamelkarawanen begegneten uns nämlich fast täglich, und da war es uns merkwürdig zu beobachten, daß immer neun bis elf dieser großen Tiere mit Stricken aneinander gebunden und von einem Esel geführt wurden. Dieser Langohr, welcher vorneweg ging, diente dem Karawanenführer eigentlich als Reittier. Da derselbe aber allerhand Geschäften innerhalb und außerhalb der Karawane nachzugehen hatte, mußte er dem Esel allein die Führung seiner Kamele überlassen, was letzterer auch mit großem Selbstbewußtsein ausführte.

Kurz nach Überschreitung des Passes hatten wir zwei Europäer eine ordentliche Geduldsprobe zu bestehen, indem unsere Karawane in der Höhe von fast 3000 m in menschenleerer Einsamkeit zwei Tage lang liegen blieb. K. hatte früher einmal *Osmali* — türkisch getrieben, und da diese Sprache mit dem zentralasiatischen Türkisch nahe verwandt ist, hoffte er, sich unter den hiesigen Türken bald zurechtfinden zu können. Das trat ja auch später ein; in jener Zeit aber war unsere Verständigung mit den Türken noch in den Kinderschuhen; und so konnte uns unser Karawanenführer nur mit Schwierigkeiten klar machen, was er im Sinn hatte. Als wir den Paß überstiegen hatten, erreichten wir gegen Abend eine mit Gras bewachsene Stelle an einem kleinen Bach, wo wir einige Zelte aufgestellt vorfanden. Dieselben waren auf beiden Seiten aus Warenballen gebildet. Quer über jene war eine große Plane gespannt. Als wir uns in jenem Zelt eben zur Nachtruhe niedergelegt hatten, kam plötzlich unser Karawanenführer herein und überschüttete uns mit einem Schwall türkischer Worte, wobei er beständig kleine Büschel Gras abriß. Als er geendet hatte, sagte K.: „Also, so viel weiß ich, daß in der Rede dieses Mannes das türkische Zahlwort „zwei“ vorgekommen ist. Was soll das bedeuten? Heißt das, daß wir früh um zwei Uhr aufstehen sollen? Oder hat auch das Abrupfen des Grasses etwas zu bedeuten? Soll das etwa heißen, daß die Pferde hier Gras fressen werden? Sollen wir zwei Tage lang deswegen hier liegen bleiben?“ Die Lösung des Rätsels konnte nur die Erfahrung bringen. Nun, um zwei Uhr morgens weckte uns niemand, und als wir am nächsten Morgen aufstanden, sahen wir, daß alle unsere Pferde verschwunden waren. Die hatte man offenbar höher hinauf auf die Weide getrieben. Sehr zufrieden waren wir mit unserem Los, an jenem empfindlich kalten Ort zwei Tage verbringen zu müssen, durchaus nicht.

Aber hilflos, wie wir waren, wäre alles Widerstreben vergeblich gewesen. Wir besannen uns schnell auf unseren Nebenberuf als Schmetterlingsjäger, holten die Netze hervor und begaben uns in ein Seitental, welches mit blumigem Rasen bedeckt und von felsigen Höhen eingegengt war. Hier flogen so viele Schmetterlinge umher, wie ich das in meinem Leben noch nirgends gefunden hatte. Man hätte hier mit aufgespanntem Netz und geschlossenen Augen langsam vorwärts gehen und dabei sicher sein können, daß das Netz allerhand Falter aufnehmen würde. Ich hatte einmal in dem Kataiog eines Insektenhändlers gelesen, daß Schmetterlinge aus dem Tien-schan (unser „Himmelsgebirge“), einem für den Mitteleuropäer doch ziemlich abgelegenen Gebirge, sehr billig zu haben seien. Diese Anzeige wurde mir jetzt verständlich. Ist auch das Gebirge abgelegen, so sind doch seine Jagdgründe so ergiebig, daß ein geschickter Jäger in wenig Tagen eine große Menge von anderswo nicht zu findenden Schmetterlingen zusammenbringen kann. Hier erfreuten uns besonders die schwarzbraunen Augenfalter (*Erebia* oder *Epinephela*), welche lebhaft violettblau schillerten. Außerdem gab es hier *Colias*arten von gelber, weißer und Orange-Farbe, und, als edelstes Wild, die uns schon von dem *Taldschick* paß her bekannten *Apollo* (*Parnassius*).

Die heißen Mittagsstunden verbrachten wir schlafend im Zelt, und gegen Abend gingen wir auf der Karawanenstraße langsam spazieren. Dort vertrieben uns die vielen Murmeltiere, welche auf beiden Seiten des Weges ihre Höhlen hatten, die Zeit. Diese niedlichen Tierchen waren so wenig scheu, daß sie uns oft recht nahe herankommen ließen. Sie haschten einander und machten Männchen, wobei sie lustig piffen. Ganz besonders erfreute uns eine Mutter mit ihren Jungen, die sich gegenseitig küßten.

Zum Trost für den Aufenthalt kochten die Karawanenleute an jenen beiden Tagen besseres Essen, natürlich wieder *Pola*o, den wir in ihrer Mitte, auf der Erde sitzend, genossen. Dabei pflegte der Großvater seinen Turban abzuwickeln und ihn als Tisch Tuch auf den Boden zu breiten. Wenn wir dann mit dem *Pola*o, Tee und den steinharten Brötchen zu Ende gekommen waren, strich sich der Großvater den Bart, und alle folgten seinem Beispiel. Dazu sagte jeder „Amen“.

Nicht weit von unserem Lager weideten Pferde und Kamele, und einige Kibitken der Kirghisen mochten sich in der

Nähe befinden. Zu einer richtigen Alai reise scheint das Schauspiel einer von einem Lagerplatz zum andern umziehenden Kirghisenfamilie zu gehören. Ich finde die Beschreibung eines solchen Umzuges in Dr. M. A. Steins Reisebericht, und auch uns wurde ein derartiges reizvolles Schauspiel zuteil. Das eigentümliche dabei ist, daß die Kirghisen bei einer solchen Gelegenheit bestrebt sind, ihren Reichtum zur Schau zu tragen. Sie strahlen dabei in den herrlichsten bunten Gewändern, und Kamele sowohl wie Pferde sind mit kostbaren bunten Teppichen belegt. Das rührendste Bild im Zuge war eine Kirghisenmutter, die auf einem stattlichen Pferde saß und vor sich eine mit rosa Tuch bekleidete Wiege hielt, aus welcher man ein Baby heftig schreien hörte. Einige Kamele waren mit dem Hausrat und mit den hölzernen Rahmenteilen der auseinandergenommenen Kibitken beladen, andere, vielleicht noch jüngere, gingen ganz ledig. Zum Schluß kam ein kleines, niedliches Kamelkälbchen. Dieses hatte schon eigene Gedanken, denn plötzlich mischte es sich unter die Tiere unserer Karawane und wollte durchaus nicht wieder zu seinem Herrn zurück. Es kam dann zu recht komischen Auftritten, als der eine Knecht es mit seinem langen Stock und daranhängendem Strick zu fangen versuchte. Es warf sich auf den Rücken, und es sah aus, als wollte es sich lieber den Kopf abreißen lassen als aufstehen. Alle besänftigenden Worte schienen vergeblich. Erst, als K. von hinten schob, während der Mann von vorn zog, gelang es, das unartige Kind wieder auf die Beine und auf den richtigen Weg zu bringen.

Ein weiterer Unterschied zwischen der russischen und chinesischen Seite des Gebirges zeigte sich in den Festungen. Auf der russischen Seite machen sich Kuldscha und Irkestan vorteilhaft bemerkbar. Wenn auch keine von beiden modernen Armeen standhalten könnte, so genügen sie doch längst in einem Lande, welches nur dünn mit unsteten Nomaden bevölkert ist. Besonders Irkestan sieht sehr malerisch aus mit seinen weißen Zinnen über einem brausenden Fluß. Auf der chinesischen Seite finden wir eine ganze Anzahl von Festungen, die immer ein großes Viereck einschließen und mit runden Türmen an den vier Ecken versehen sind. Sie werden von den Eingeborenen mit dem gewaltigen letzten Herrscher Turkestans, Jakub-Beg, der etwa vor vierzig Jahren hier hauste, in Verbindung gebracht. Wahrscheinlich hat Jakub-Beg in all diesen Festungen eine Besatzung gehabt, doch mögen einige derselben schon

aus älterer Zeit stammen. Jetzt liegen sie alle in Ruinen. Am 12. führte uns unser Weg nach Oksalur, quer durch solch eine Ruine hindurch. Wir fanden dort viele Steinhausen, auf welche mit bunten und weißen Lappchen versehene Ruten gesteckt waren. Dazwischen erhoben sich größere Stangen mit daran gebundenen Yakschwänzen, welche im Winde flatterten. Die Steinhausen stellten Heldengräber dar. Der Yakschweif in ihrer Nähe erklärt sich vielleicht aus der türkischen Sitte, Yakschweife an Stelle von Fahnen im Heere mitzuführen. Die Ehre, welche man den Heldengräbern durch das Aufstecken von Yakschwänzen erwies, meinte man auch den Gräbern der Heiligen nicht vorenthalten zu sollen.

In Kandschughan übernachteten wir in einem öffentlichen Rasthaus, welches gleich neben solch einer Ruinenburg lag. Wir durchstöberten die letztere nach Altertümern, konnten aber nichts Besseres als ornamentale Scherben neben Resten einer Kupferschmelze finden. Diese letzteren bestanden hauptsächlich in Kupfererzen und Schlacken. Einige unserer dort gefundenen Scherben wurden von Kennern des Landes für alt erklärt, und daraus glaube ich schließen zu dürfen, daß auch die Kandschughanfestung schon vor Yakub-Beg vorhanden gewesen ist. Yakub-Beg ist die letzte markante Figur der Geschichte Turkestans, und darum heftet sich an sie alles, was an unklaren Überlieferungen im türkischen Volk vorhanden ist. In archäologischer Beziehung brachte mir das Alaigebirge eine Enttäuschung. Nach meinen kleinen Funden in Osch hatte ich gehofft, auch an mehreren Stellen des Gebirges auf Felszeichnungen zu stoßen. Trotz beständiger Aufmerksamkeit war es mir aber nicht möglich gewesen, in der Nähe des Weges irgend etwas derartiges zu entdecken. Von Kandschughan an öffneten sich die öden Täler mehr und mehr, und wir bekamen bald fast ebenen Boden unter unsere Füße. Es stellte sich hier und da etwas geringe Vegetation in Form von trockenen Grasbüscheln und niedrigen Sträuchern ein. Dort ließen sich die Wirkungen der von Dr. Stein im besondern beobachteten Winderosion deutlich erkennen. Der Wind hatte den Sand des Bodens überall da, wo er freilag, davongefegt. Unter den Grasbüscheln wurde er aber durch die Wurzeln geschützt. Deshalb entstanden über dem staubigen, tiefer sinkenden Wüstenboden erhabene, mit Vegetation bewachsene kleine Inseln, die den Reisenden zu fortwährenden Schlangenlinien zwingen.

Die Tagesmärsche hatten fast immer acht bis zehn Stunden be-

tragen. Am 14. Juli aber, an dem Tage, als wir das Gebirge endgültig verließen und in die Ebene eintraten, hatten wir 13 Stunden lang im Sattel zu bleiben. Der Karawanenführer wollte es eben durchaus erzwingen, daß wir an jenem Tage die Stadt K a s c h g a r erreichten. Schließlich mußte er sich aber mit unserem Eintritt in die grüne Oase, in deren Mitte K a s c h g a r liegt, begnügen, und wir legten uns in A g d a m unter freiem Himmel todmüde zur Ruhe.





### III. Durch Chinesisch-Turkestan

---

Am Morgen des 15. Juli wurden wir schon um 4 Uhr geweckt, und bald danach ritten wir auf den schattigen Wegen der Oase nach Kaschgara ab, wo wir um 6 Uhr morgens ankamen. Obgleich das eine für Besuche unschickliche Zeit ist, wurden wir doch von den hier stationierten schwedischen Missionaren aufs freundlichste willkommen geheißen. Wie gut schmeckte ein ganz schwedisch zubereitetes Frühstück nach so vielen dürftigen türkischen Mahlzeiten mit den steinharten Brötchen. Das Grundstück der Schweden, die jetzt seit etwa einem Vierteljahrhundert in Turkestan tätig sind, befindet sich außerhalb der Stadtmauer in der Nähe eines Tores auf der Nordwestseite der Stadt. Hier finden wir das Missionshospital, dem Missionar Raquette vorsteht, einen kleinen Versammlungssaal, Schulräume, Wohnhäuser für die Familie Raquette und die noch ledigen Missionare Bohlin und Orell. In der Erbauung und Ausstattung ihrer Häuser haben die Schweden ganz hervorragendes geleistet. Die Wände sind zwar nur aus ungebrannten Ziegeln errichtet; aber sie sind außen und innen so sauber abgeputzt, daß man zwischen ihnen Turkestan vergessen könnte. Auch die Innenausstattung ist sehr heimlich, und die selbstgefertigten Möbel verdienen unsere ungeteilte Bewunderung. Im Blick auf all diese in der Wildnis geschaffenen Herrlichkeiten nimmt es uns nicht wunder, daß der britische Generalkonsul in Kaschgara, Sir George Macartney, einen der Missionare, nämlich den Rev. Hoegberg, bat, ihm einen englischen Residenzpalast in Kaschgara zu bauen. Das ist nun auch geschehen, und Hoegberg ist es gelungen, in Anlehnung an englisch-gotische Vorbilder aus ungebrannten Ziegeln ein Herrschaftshaus zu schaffen, welches nicht nur stattlich ist, sondern auch freundlich anmutet. Wir müssen es den

Missionaren besonders hoch anrechnen, daß sie uns nicht nur ausgezeichnet bewirteten, sondern uns auch einen bedeutenden Teil ihrer Zeit widmeten, indem sie uns jederzeit als Dolmetscher zur Verfügung standen.

Chinesisch-Turkestan ist ein zweisprachiges Land: der einheimische Teil der Bevölkerung spricht Kaschgar-Türkisch; der neu angesiedelte chinesische Teil dagegen Chinesisch. Es handelt sich hier also um zwei Sprachen, welche nicht ganz leicht zu erlernen sind, und deshalb sind die Missionare entweder für die eine oder die andere Völkergruppe bestimmt. Ein Teil derselben lernt im besonderen Chinesisch, während ein anderer Teil Türkisch studiert. In Herrn Bohlin fanden wir aber einen Mann, der es in beiden Sprachen schon recht weit gebracht hatte. Er verwaltete im Nebenamt die kleine Missionsdruckerei, welche mit einer Typenpresse für Kaschgar-Türkisch ausgestattet ist. Es war für uns von großer Wichtigkeit, daß Herr Bohlin unsere Sache zu der seinen machte; denn zu unserer Überraschung mußten wir bemerken, daß wir vom ersten Tag unserer Ankunft an fest in das gesellschaftliche Leben Kaschgars nach seiner chinesischen, türkischen, englischen und russischen Seite verstrickt waren. Als Gäste auf chinesischem Gebiet war es unsere Pflicht, dem höchsten chinesischen Beamten, nämlich dem Gouverneur von Turkestan, einen Besuch zu machen. Dieser Besuch führte nicht nur zu Gegenbesuch und Einladung zum Essen, sondern auch zu einer ganzen Kette von Besuchen und Gegenbesuchen bei anderen chinesischen Beamten, unter denen der Bürgermeister von Kaschgar der bemerkenswerteste war. Bei chinesischem Verkehr ist es undenkbar, daß sich Besucher und Besuchte nüchtern gegenüber sitzen und mit einem Austausch von Worten zufrieden sind. Nein, ein chinesischer Gast muß jedesmal bewirtet werden, und zwar immer wieder mit Tee, Zuckerzeug, kandierten Früchten und Zigaretten, und alle diese Genußmittel müssen mit einem so liebenswürdigen Lächeln angeboten werden, wie es nur den allererfahrensten Gastgeberinnen Europas zur Verfügung steht. Auch die Kunst des Anbietens und Lächelns verstand Herr Bohlin so ausgezeichnet, daß wir ihn nicht genug bewundern konnten.

Also schon am ersten Tag unserer Anwesenheit in Kaschgar nahm uns Herr Bohlin durch eins der massigen Tore der Stadt und führte uns durch viele enge, schmutzige Gassen nach dem Palast des Gouverneurs. Dieses Haus, oder vielmehr dieser Komplex von

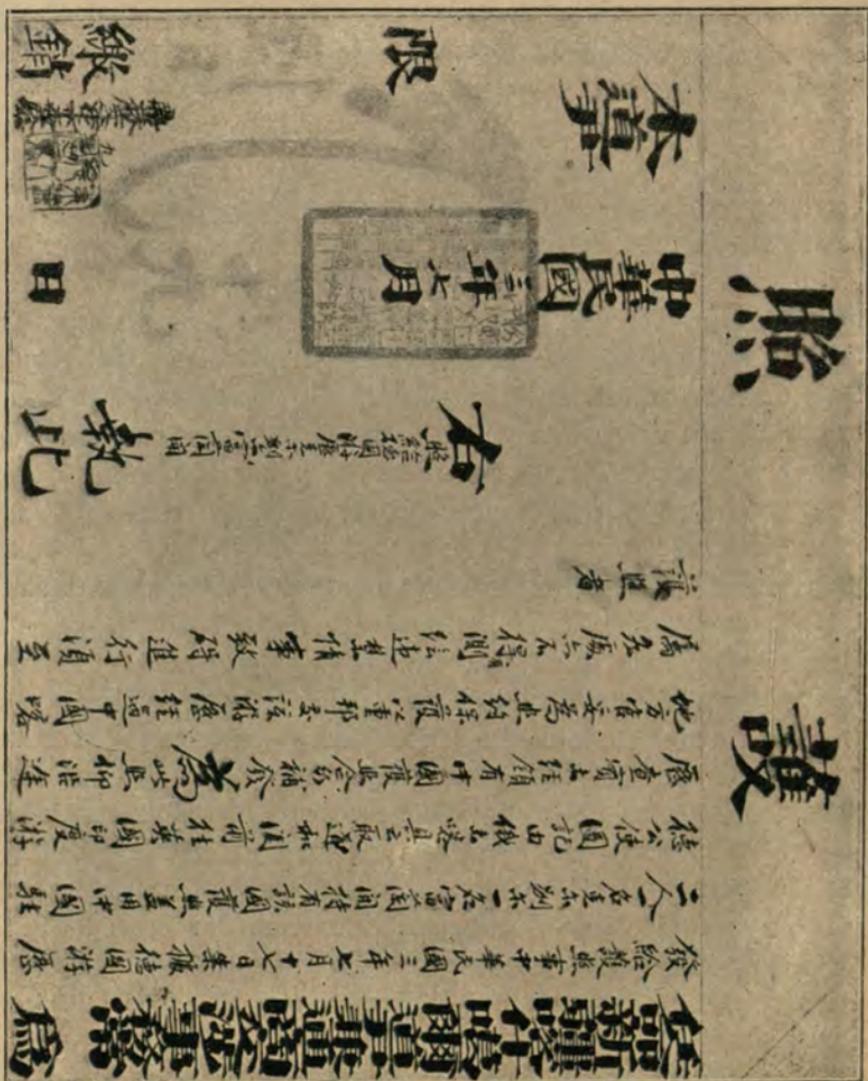
Gebäuden, war ganz im chinesischen Stil errichtet und hob sich vortheilhaft von den Nachbargebäuden ab. Unter dem äußersten Tor, nämlich dem nach der Straßenseite zu, lag ein Haufen von mit Ketten gefesselten, nur dürftig bekleideten Menschen, die ihre Hände bittend nach uns ausstreckten. Wie uns Herr Bohlin erklärte, waren dies die Insassen des Strafgefängnisses. Von der Gefängnisverwaltung bekommen sie nichts zu essen; deshalb werden sie täglich mehrmals wie ein Haufen Unglück vor das Tor an der Straße geworfen. Dort sollen sie sich Nahrungsmittel oder kleine Münzen von den Vorübergehenden erbetteln. In dem ersten Hofe erblickt man, gerade dem zweiten Tor gegenüber, eine etwa 5 m hohe Mauer, welche mit dem Bild eines Drachens bemalt ist. Das ist das *Yamen*. Es hat die Aufgabe, die inneren Gemächer vor dem Eindringen von Dämonen zu schützen. In den Höfen verursacht unsere Ankunft reges Leben. Diener und Pferdeknechte springen herum und stoßen lebhafteste Rufe aus. Schließlich wird uns gewinkt, zu warten, und ein Diener begibt sich mit unseren Visitenkarten in die inneren Gemächer. Bald darauf kommt der Herr Gouverneur selbst mit lächelndem Gesicht zum Vorschein, ergreift unsere Hände, als ob wir alte Freunde wären, und führt uns in die neben der Sitzungshalle gelegene Privatstube, wo wir alle auf steifen und hohen Stühlen um einen kleinen Tisch herum Platz nehmen. Das Gespräch wurde hauptsächlich durch Herrn Bohlin geführt und brachte zunächst eine beklemmende Überraschung für uns. Wie gern waren wir aus Rußland geschieden, in der Meinung, damit aus dem Bereich der Paßquälereien für immer zu entschwenden. Und nun war die erste Frage des chinesischen Gouverneurs: „Wie es mit unseren Pässen stünde?“ — Wir holten dieselben hervor und zeigten mit Stolz auf die Stempel der chinesischen Gesandtschaft in Berlin, die sich darin befanden. — Nein, das wurde hier nicht gesucht, sondern ein ganz besonderer Paß der chinesischen Regierung in *Peking* oder *Shanghai*, der uns für unsere Reise durch den fernen Westen *Chinas* dem Schutze der Behörden empfahl.

„Wenn Sie solch einen Paß hätten,“ sagte der Gouverneur streng, „dann würden Sie beschützt sein.“

Darauf wagte ich in bescheidenem Ton dem Gouverneur zu versichern, daß ein von ihm ausgestellter Paß gewiß die gleiche sichernde Wirkung haben würde! Der hohe Herr antwortete mit freundlicherem

Blick, indem er uns versprach, daß er den notwendigen Paß bald besorgen würde.

Noch mehr als dieses Erlebnis setzte mich aber in Verwunderung, daß auch der englische Konsul, Sir George Macartney,



Schneidiger Paß, ausgefertigt vom Gouverneur von Turkestan.

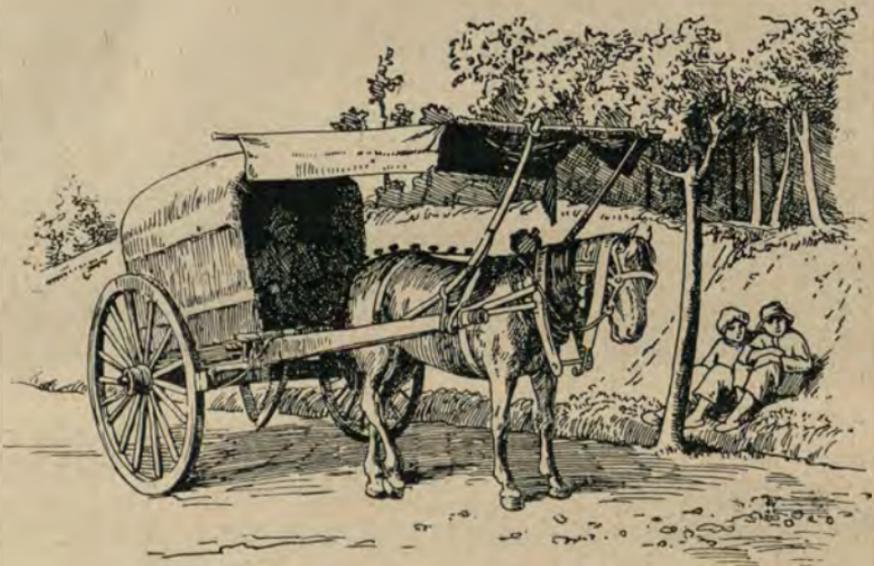
kurz nach unserem Eintritt in sein Haus fragte, ob wir mit einem Erlaubnischein für unseren bevorstehenden Eintritt in britisch-indisches Gebiet versehen wären. Natürlich fehlte uns auch solch ein Papier. Aber Sir George war so freundlich, uns seinen Amts-

stempel in unsere Paßhefte zu drücken und seine Erlaubnis, Indien von Norden her zu betreten, hineinzuschreiben.

Wie schon gesagt, wurden alle unsere Besuche bei chinesischen, englischen und russischen Würdenträgern prompt erwidert, und dazu stellte Herr Böhlin sein bestes Zimmer, seine Teeküche, seine Schachtel mit Süßigkeiten und seine Person bereitwilligst zur Verfügung. Es sah einmal gar sehr chinesisch im Missionsgehöft aus, als der Landesvater zusammen mit dem Bürgermeister von Kaschgargar zu uns zum Besuch kam. Dieses Ereignis wurde eingeleitet durch zwei Böllerschüsse, welche man plötzlich von der Stadt her hörte, und die das Zeichen des Ausbruches der Herrschaften waren. Etwa 15 Minuten später kam der feierliche Zug an. Dorneweg wurde ein feuerroter großer Schirm getragen, und hinter diesem marschierte eine Abteilung von Soldaten, welche mit Gewehren bewaffnet waren und schwarze Uniformen trugen. Auf der Vorderseite waren ihre Jacken mit einer Anzahl feuerroter Buchstaben bestickt. Der Gouverneur selbst wurde in einer Sänfte, welche in herrlichem Lack und in blauen Tüchern erstrahlte, getragen, und hinter ihr her folgte wieder eine kleine Abteilung Soldaten. Auch der Bürgermeister von Kaschgargar ließ einen roten Schirm vor sich hertragen. Er benutzte aber einen prächtigen, mit Pferden bespannten Wagen. Da es das erste Mal war, daß die chinesischen Würdenträger in das Missionsgehöft kamen, benutzten die Herren die Gelegenheit, sich die dort vorhandenen Merkwürdigkeiten anzusehen. Die Typendruckpresse, die Herr Böhlin in Bewegung setzte, erregte ihr Erstaunen nicht weniger als das Harmonium. Sehr befriedigt waren sie auch von der sauberen Einrichtung des Hospitals, welches schon so vielen ihrer Untertanen zugute gekommen war.

Mit diesem Besuch war unser Verkehr mit den chinesischen Würdenträgern noch nicht zu Ende; vielmehr wurden wir für Sonntag den 19. Juli vom Tao-Tai (Gouverneur) zum Diner eingeladen. Damit sollte einer meiner langgehegten Wünsche in Erfüllung gehen. Bei türkischen Mohammedanern, bei buddhistischen Tibetern, selbst bei Hindus war ich schon zu Gaste gewesen. Aber bei Chinesen zu essen, war mir bis dahin noch nicht vorgekommen, und gerade die Chinesen sind das Volk, welches den feinsten Geschmack für Sachen der Küche haben soll. Wir wurden auch nicht enttäuscht. Da außer einer Anzahl vornehmer Chinesen sämtliche männliche Missionare eingeladen waren, bildeten wir einen Zug

von mehreren Wagen, als wir in das weitläufige Grundstück einliefen, welches die Residenz des Tao-Tai bildet. Die Wagen hielten bei einer Gartentür, vor welcher eine Anzahl von Soldaten aufgestellt waren. Wir wurden zuerst in ein offenes, hölzernes Gartenhaus geführt und dort mit Tee, Süßigkeiten und Zigaretten bewirtet, gerade so, wie wir das von unseren kurzen Besuchen her kannten. Dann aber kam der Ruf zur eigentlichen Tafel, die im Freien an einer schattigen Stelle des Gartens aufgestellt war. Hier hatten wir uns durch ein Diner von 16 Gängen verschiedenster Art durchzuessen, von denen eine ganze Anzahl großartig schmeckten.



Chinesischer Einspänner, Kaschgar.

Unter den Gerichten befanden sich zwei verschiedene Arten von Seetang, dessen Transport vom Stillen Ozean bis Kaschgar viel Geld gekostet haben mag; hundertjährige Eier von feinem Geschmack; gehacktes Schweinefleisch in Lotosblumenblättern, gebackene Lotosblumenblätter usw. Zur Bewältigung all dieser Herrlichkeiten hatte man uns nicht nur die chinesischen Eßstäbchen, sondern auch europäisches Besteck hingelegt. K., der hier anfing, sich mehr und mehr auf seine früheren chinesischen Studien in Sprache und Gewohnheiten zu besinnen, glückte es sehr bald, die zwei Stöckchen geschickt zu handhaben. Mir gelang das weniger, und ich wurde immer wieder zu Messer und Gabel zurückgetrieben. Die chinesische Sitte erfordert, daß man nicht nur an den eigenen Appetit denkt, sondern die besten

erreichbaren Stücke den zu ehrenden Nachbarn und gegenüber sitzenden mitteilt. So slog denn auch, während ich mich etwa an einem hundertjährigen Ei erbaute, plötzlich ein Fleischklößel auf meinen Teller, welches ein Tischgenosse mit seinen Eßstäbchen dorthin praktiziert hatte. Als Erwiderung hatte ich dann einen ähnlichen Bissen auf dem vollbesetzten Tisch auszusuchen und dem freundlichen Spender auf seinen Teller zu befördern. Wenn man etwas mehr als die Hälfte der Gänge genossen hat, fordert der Gastgeber zu einem Spaziergang durch den Garten auf. Erst wenn die genossenen Speisen durch diese Bewegung etwas tiefer geschüttelt worden sind, wird die Mahlzeit beendet. Der letzte Gang besteht immer aus Reis, und bald nach dessen Erscheinen muß der Gast davoneilen; so fordert es die Höflichkeit. Wenn man auch schon während der Mahlzeit reichlich Gelegenheit hat, Lobendes über die prächtigen Gerichte zu sagen, so bleibt das Hauptkompliment doch erst der Verabschiedung vorbehalten. In unserem Fall war uns das notwendige Höflichkeitswort schon in den Mund gelegt worden. Als wir nämlich kaum angekommen waren, hatte uns der Tao-Tai zum schönsten Punkt seines Gartens, zu einem Teich mit blühenden Lotusblumen geführt. Als wir mitten im Bewundern der Blumen waren, hatte er gesagt: „Schön sind allerdings die Lotusblumen; aber erbärmlich wird das Essen sein!“ Was lag nun näher für uns, als beim Abschied zu sagen: „Lieber Tao-Tai, so wie die Blumen, so war das Essen!“

Auf die schönen Gartenanlagen beim Palast des Tao-Tai fiel allerdings ein Schatten, als Sir George und Lady Macartney uns erzählten, daß sie noch vor zwei Jahren in diesen Gärten vergnügt gewesen waren mit Leuten, welche eben an jenen lauschigen Plätzen ein schreckliches Ende gefunden hatten. Und jene Leute hatten sie doch auch als ihre Freunde angesehen. Als nämlich China in eine Republik umgewandelt wurde, beeilte sich die republikanische Partei, alle Beamten des alten Kaisertums aus der Welt zu schaffen. Deshalb kamen einmal des Nachts die gedungenen und mit Schwertern bewaffneten Mörder in die Gartenhäuser, jagten die kaiserlichen Beamten aus dem Bette und im Garten herum, bis sie sie vor den Augen ihrer Frauen und Kinder in Stücke hackten. Obgleich es nicht im Plan der Mörder lag, auch die Frauen und Kinder der Verfehmten zu töten, ängstigten sie diese doch derartig, daß sie in ihrer Todesangst Mauern von mehreren Metern Höhe überklet-

terten und zum britischen Residenten flohen. Lady Macartney konnte noch immer nicht verstehen, wie jene Frauen mit ihren verkrüppelten Füßen über die hohen Mauern gekommen waren.

Sir George Macartney, der britische Konsul in Turkestan, gilt als aufrichtiger Freund der Chinesen; er war ihr Freund zur Zeit des Kaisertums und ist es noch jetzt zur Zeit der Republik. Außer den Briten haben auch die Russen einen Generalkonsul in Kaschgara, einen Prinzen Mestcherski, welcher beständig mit einer Wache von 50 Kosaken umgeben ist. Mit diesen Russen wollen die Chinesen so wenig wie möglich zu tun haben; denn die Erfahrung hat deutlich gezeigt, daß Rußland Absichten auf Besetzung des ganzen Landes hat. So hat es der russische Konsul schon fertig gebracht, etwa 100 russische Kolonisten in Kaschgara anzusiedeln. Da die Briten mit Rücksicht auf Indien eine Einverleibung Chinesisch-Turkestans in das russische Reich nicht dulden können, finden die Chinesen an Sir George einen Rückhalt, sobald die Russen es sich einfallen lassen, gar zu deutlich den Herren im Lande zu spielen. Bedauerlich ist nur, daß die Chinesen von sich aus nichts tun, um diese Provinz für sich zu erhalten. Statt daß sie eine genügende militärische Besatzung hierher schicken, verlassen sie sich auf den Gegensatz zwischen russischen und englischen Interessen in Asien. Auf dem Papier soll allerdings eine ganz hübsche Wehrmacht für Turkestan zu finden sein; aber die Wirklichkeit weiß nichts davon. Als während der chinesischen Revolutionszeit 2000 Kosaken als Schutz des Konsulates in Kaschgara stationiert waren, machten dieselben eines Nachts infolge eines Mißverständnisses eine Attacke auf die nichts ahnende Stadt, eroberten sie ohne Widerstand und besetzten alle bedeutenden Gebäude. Als am folgenden Morgen die bestürzten chinesischen Beamten zu Sir George gelaufen kamen, hatten die Russen ihren Fehler schon eingesehen und waren wieder davongezogen. Was die chinesischen Beamten als schwerste Kränkung empfinden, ist die Art und Weise, wie die Russen Untertanen im fremden Lande werben. Sie senden eine Art politische Hausierer in ganz Turkestan herum, und diese schwärzen den Eingeborenen Papiere auf, durch welche sie zu russischen Untertanen werden. Geschieht nun einem von diesen neugeworbenen Leuten ein Leid, dann findet die russische Beamtschaft willkommene Ursache, sich in die inneren Angelegenheiten des Landes zu mischen. In betreff der politischen Hausierer muß ich allerdings hinzufügen, daß deren Vorhandensein von

den Russen ebenso geleugnet, wie es von den Chinesen behauptet wurde.

In Kaschgar hofften wir unsere archäologische Sammelarbeit energisch beginnen zu können. Das ließ sich aber nicht erzwingen, und ein gewiegter Kenner des Landes wie Sir George versicherte uns, daß wir bis Khotan gehen müßten, wenn wir ältere Sachen zu erhalten wünschten. So schnell ließ ich mich aber nicht entmutigen, und deshalb begab ich mich bald allein, bald in Gesellschaft, auf das Gebiet der alten Chinesenstadt von Kaschgar, wo die eingeborenen Ziegelmacher den Boden ziemlich tief abgetragen hatten, so daß man an manchen Stellen einen Blick in die Vergangenheit tun konnte. Dort wimmelte es von Scherben, die aber leider zum größten Teil modern waren; denn alle frischgegrabenen Gruben werden als Abladestellen für Schutt benutzt. Herr Bohlin übernahm es, nach meinen Entdeckungsfahrten den Weizen von der Spreu zu scheiden, und im ganzen blieben wenig aufhebenswerte Stücke übrig. Zu letzteren gehörten Teile einer ornamentalen Stukkoverkleidung und Scherben von älteren blaugemusterten Porzellantassen. Auf dreien der letzteren zeigte sich ein Ornament, welches in beständiger Wiederholung die Form des indischen Buchstabens om oder a (letzterer ist dem Avalokitesvara gewidmet) zeigte. Diese Scherben gehen entweder in die letzte buddhistische Zeit zurück, oder stammen von Tassen, welche in Erinnerung an buddhistische Ornamente später bemalt worden sind. In Khotan hatten wir nach einigen Wochen Gelegenheit, im Haushalt des dortigen Aksakal vollständig erhaltene Teller mit demselben Buchstabenmuster zu finden. Sie wurden auch dort als alt bezeichnet; von ihrer Erwerbung mußten wir aber wegen der Phantasipreise, die der Aksakal ansetzte, absehen. Recht interessant war auf dem Gebiet der alten Chinesenstadt auch ein jetzt unterirdisches Zimmer, welches, wie Herr Bohlin erzählte, von den japanischen Archäologen entdeckt und ausgegraben worden war. — Das berühmteste buddhistische Denkmal in Kaschgar ist ein zerfallener riesiger Stupa, welcher 2—3 Meilen nördlich von der Stadtmauer bei einem kleinen Dorf gelegen ist. Er wird Kurgan-Tim genannt und ist von allen turkestanischen Forschern gründlich untersucht worden. Dr. Stein widmete ihm einen Teil seiner Zeit und fertigte auch einen Grundplan von diesem Denkmal an, obgleich seine eigentliche Gestalt kaum mehr zu erkennen

ist. Noch jetzt mag die aus Luftziegeln bestehende Ruine etwa 10 m über die Umgebung hinausragen. Dr. Stein berichtet, daß er bei jenem Monument einige ornamentale Scherben gefunden habe. Auch uns gelang es, mehrere Stücke mit primitivem Linienmuster dort aufzufinden. Da es nicht mehr war, traten wir etwas enttäuscht den Rückweg an. Einige weitere Ruinen bekamen wir zu sehen, als wir einen Besuch in der Neustadt (Yengi-Schahar) bei Missionar Toernquist und Frau ausführten. Die Neustadt ist die Chinesenstadt und liegt etwa 10 engl. Meilen östlich von der Altstadt von Kaschgar. Auf der Wagenfahrt dorthin machte uns Herr Bohlin auf hier und da aufgedeckte Teile einer alten Wasserleitung aufmerksam. Die Auffindung dieser Altertümer ist den japanischen Archäologen zu danken. Ganz auffallend sind die Ruinen der alten „Kalmükenstadt“, denen man etwa auf halbem Wege begegnet. Diese Ruinen werden offenbar mit den Zeiten Tschingiskhans in Verbindung gebracht. Man sieht dort aus Luftziegeln gebaute Mauern, die mehr als meterdick sind und in regelmäßigen Abständen viereckige Löcher, die ehemaligen Ruhestätten für Balken, aufweisen. Ein vereinzelter Rest auf der Westseite der Mauer stellt entweder einen alten Stupa oder einen Meilenturm dar.

Die Neustadt ist ganz von Chinesen bewohnt und in chinesischer Weise gebaut. Der dort angestellte Missionar treibt deshalb nur Chinesisch. Wir wurden von der Familie Toernquist wieder sehr liebenswürdig aufgenommen, und Toernquist führte uns durch mehrere Straßen und in zwei Tempel, von welchen mir der buddhistische der Kwan-pin (der chinesischen Form des Avalokitesvara) der wichtigste war. Allerdings erinnerte hier kaum irgend etwas an die lamaitischen Avalokitesvara-Tempel, von denen ich schon viele besucht hatte.

Die herzliche Aufnahme, welche wir in Kaschgar, Yengi-Schahar, Yengi-Hissar und Yarkand fanden, erklärt sich aus der großen Abgeschlossenheit von der übrigen Welt, in der die Missionare für gewöhnlich leben. Von russischen Kolonisten abgesehen, lassen sich nur wenig Europäer in diesem Teil der Erde blicken. Und nur die nichtrussischen Europäer wünscht man zu Besuch zu bekommen. Selbst die eingeborenen Turkomanen machen einen großen Unterschied zwischen den Russen und den übrigen Europäern, welche hier Franken genannt werden. Wenn man die Ein-

geborenen von Franken und Russen sprechen hört, könnte man den Eindruck bekommen, daß sie unter diesen Bezeichnungen zwei verschiedene Rassen verstünden, die nichts miteinander gemeinsam haben. Der Russe ist für den Eingeborenen der schmutzige, ungebildete Götzendiener, der sich gern betrunken im tiefen Staub herumwälzt. Der Franke dagegen ist der weise, reinliche Übermensch, dem man sucht nahe zu kommen. Aber gerade von den Franken hat man bisher nur wenige gesehen. Es sind das im Lauf eines Jahres kaum mehr, als man an den Fingern einer Hand abzählen kann. Unter den Franken gehören nun Missionare zu den seltensten Gästen; ich war nach der Meinung der Schweden der erste Missionar, welcher dort besucht hat. Obgleich die Schweden unsere Nachbarn sind, haben wir sie bisher noch nie aufsuchen können, weil die riesigen Gebirgsmassen des Karakorum und Himalaya unsere Stationen voneinander trennen. Am Schluß der von Raquette gehaltenen Sonntagspredigt tauschte ich freundnachbarliche Grüße mit der kleinen Gemeinde, zu der noch keine Getauften gehören, aus.

Die medizinische Tätigkeit hat dem Missionar Raquette eine nicht gesuchte Anerkennung von seiten der russischen Regierung eingetragen. Raquette wurde einmal zu einem russischen Oberst, der schwer krank mehrere Tagereisen von Kaschgar entfernt in der Wüste liegen geblieben war, gerufen. Es gelang ihm, den Oberst trotz der Mißgunst der Umstände derart wieder herzustellen, daß die russische Militärverwaltung, welche über die Angelegenheit Bericht erhalten hatte, beschloß, Raquette durch Verleihung eines Ordens zu ehren. Da diese Art von Erkenntlichkeit dem bescheidenen Manne nicht zusagte, ließ ihm der Zar eines Tages eine metallene Zigarettentasche überreichen, welche mit dem russischen Adler in Gold und Diamanten geschmückt war. Außer seiner medizinischen Tätigkeit beschäftigt sich Raquette eifrig mit der Übersetzung der Bibel ins Kaschgar-Türkische. Auf Wunsch der Bibelgesellschaft teilt er sich in diese Arbeit mit dem schon ziemlich berühmt gewordenen Avetarian, einem getauften Türken. Was das Zusammenarbeiten mit einem solch unklaren Charakter wie Avetarian einer ist, aber für Geduld von seiten Raquettes erfordert, wird nur der ermessen können, der schon versucht hat, zusammen mit Strebern ernst und redlich zu arbeiten.

Am 29. Juli verließen wir das gastliche Kaschgar; und zwar benutzten wir zur Beförderung kleine chinesische Wagen, welche

zwei Räder, aber keine Federn hatten und für gewöhnlich von einem Pferde, auf schlechtem Weg aber von zweien gezogen wurden. Der dem Reisenden zugewiesene Platz war knapp einen Quadratmeter groß, und auf demselben Raum hatten auch noch die Koffer zu liegen. Auf drei Seiten wurde dieser kleine viereckige Raum von den Wänden des Wagenkastens, die das Dach trugen, abgegrenzt, und nach vorn durch den Kutscher. Auf solch engem Platz hatten wir nun 15 Tage zuzubringen, jeder in seinem Wagen. Für den ersten Teil der Reise hatten wir jedoch so angenehme Gesellschaft, daß wir darüber alle Unannehmlichkeiten vergaßen. Fräulein Andersson, Schwester des Missionars Andersson in Jarkand, und Leiterin des dortigen Kinderheims, hatte ihre Ferien in Yengi-Schahar bei Kaschgara verbracht und beabsichtigte nun, zunächst nach Yengi-Hissar und später nach Jarkand auf ihr Arbeitsfeld zu reisen. Sie begleitete uns mit zwei Mädchen aus ihrem Kinderheim, während ein zu jedem Dienst bereiter Bursche aus ihres Bruders Pflege neben ihrem Wagen herlief. Wenn man diese reingewaschenen, saubergekleideten Kinder sah und mit den übrigen auf der Straße erscheinenden Türkenkindern verglich, mußte man ohne weiteres für die Arbeit der Mission eingenommen werden. Geht auch die Missionsarbeit im besonderen auf Reinheit des Herzens aus, so bringt sie doch unwillkürlich Reinheit des Leibes mit sich. Unsere Reise mußte während der heißesten Zeit des Jahres stattfinden, und deshalb war man genötigt, die Raststunden auf den Mittag zu verlegen. Man fuhr sehr früh am Morgen fort, und fuhr bis spät in die Nacht hinein. Schließlich wurde die Nacht unsere eigentliche Reisezeit. Von Yengi-Schahar waren wir um 4 Uhr nachmittags abgereist, wir hatten den ersten Fluß (Telwichuk?) glücklich passiert und waren gegen 8 Uhr in ein größeres Dorf gekommen. Dort wurde uns wegen des hohen Wasserstandes des nächsten Flusses abgeraten, unsere Reise in der Dunkelheit fortzusetzen, und deshalb begaben wir uns in das Rasthaus. Dort setzte uns Fräulein Andersson mit ihren türkischen Mädchen eine derartige Mahlzeit vor, daß wir gar nicht aus dem Staunen herauskamen. Ja, da konnte man wieder sehen, wozu die Frauen auf der Welt sind. Das war doch jetzt ein anderes Reisen als das, was wir auf dem Alai durchgemacht hatten.

Am nächsten Morgen kamen wir nach ein- bis zweistündiger Wagenfahrt an das Ufer des großen Flusses Karasu, der durch-

fahren werden mußte. Wir fanden dort große Scharen von Menschen auf beiden Ufern vor, die hinüber und herüber wollten und heftig schrien und gestikulierten. Da gab es Leute, die zu Fuß durch das Wasser wollten, solche, die sich mit einem Reitpferd ins Wasser wagen, und eine ganze Anzahl Wagenfahrer. Unglück kommt öfter vor, und im besonderen sollen die Wagenpferde den größten Gefahren ausgesetzt sein. So hatten wir gestern ein zweirädriges Gespann im Fluß gesehen, dessen Pferd ernstlich bedroht war. Es gibt nämlich in dem Bett des Flusses da und dort Gräben, in denen der Wasserstand naturgemäß tiefer ist, als im übrigen Fluß. In solch einen Graben war der schwer beladene Wagen hineingerollt, und das Pferd, welchem das heftig fließende Wasser fast bis an den Hals reichte, wurde mit vielem Prügeln angetrieben, den Wagen über den steilen Hang des unsichtbaren Grabens hinaufzuziehen. Das Tier schien am Ende seiner Kräfte zu sein, und alle sonst gebräuchliche Nachhilfe, wie Abladen, Dorspann bringen, Heben der Räder, war in dem nassen Element unmöglich. Was aus diesem Wagen geworden ist, haben wir nicht mehr erfahren können; aber in ähnlicher Lage, bei steigendem Wasser, soll schon manches Pferd umgekommen sein.

In der Mitte des heutigen Flusses war die Strömung so stark, daß man dort hoch aufspritzende Wellen sehen konnte. Eben arbeitete sich ein Wagen, dessen Räder fast im Wasser verschwanden, durch diesen schweren Wogendrang. Er blieb auf der Furt, und kaum war er aus dem schlimmsten Tosen heraus, da setzten sich auch unsere drei Wagen, voran der von Fräulein Andersson, in Bewegung und zuhren ins Wasser hinein. Plötzlich bemerkte ich, daß ihr Wagen den Grund verloren hatte. Er trieb mit der Strömung, und die beiden Pferde, die nicht neben-, sondern voreinander gespannt waren, schwammen vor ihm her. Fräulein Andersson hatte sich erhoben und stand nun auf dem Sigbrett, vorgebeugt, mit wehenden Haaren, ganz wie die Germania auf dem Niederwald, und hinter ihr, auf beiden Seiten, die niedlichen Türkenmädchen, und alle blickten ängstlich in die tosenden Fluten. Ich war ganz versunken in den Anblick dieser Szene, die mich an Darstellungen von Fahrten der Sonnengötter auf Wolken erinnerte, als ich bemerkte, daß auch mein Wagen ins Treiben geraten war, und daß auch mein Pferd in dem tiefen Strom schwamm. Das war zunächst ganz angenehm und erhebend, aber wo sollte es hinführen? Ich hatte diesen Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, als es plötzlich unter mir scheuerte, und mein Wa-

gen saß wieder auf festem Grund. Kurz darauf kam auch der Wagen Fräulein Anderssons wieder zum Stehen. K.s Wagen hatte zur rechten Zeit angehalten und stand noch in der Nähe unseres Ausgangspunktes. Nachdem man eine von unseren Wagen zu K.s Wagen führende Furt gefunden hatte, wurden unsere Gepäckstücke auf K.s Wagen überführt, die Personen wurden von kräftigen Eingeborenen dorthin zurückgetragen, und nachdem die beiden verirrten Wagen derart entlastet waren, konnten sie wieder an den Ausgangspunkt zurückgebracht werden. Es wurde nun noch einmal mit größter Vorsicht in den Fluß gestoßen. Diesmal verloren wir die Furt nicht, und obgleich wir beim Durchfahren der hohen, spritzenden Wogen in der Mitte des Stromes noch ein paar aufregende Minuten durchzumachen hatten, kamen wir doch glücklich und einigermaßen trocken am jenseitigen Ufer an.

Bald darauf erreichten wir das Dorf *Yaptschan*, wo wir uns ein wenig erfrischten, und dann fuhren wir wacker weiter, über bald sandigen, bald moorigen Grund, durch mehrere kleine Flüsse, über schlechte Brücken, durch ein Stück Wüste, wieder durch bebauten Land, und kamen abends gegen 6 Uhr endlich in *Yengi-Hissar* an, wo wir schon seit 11 Uhr vormittags erwartet wurden. Wir ließen die mit Zinnen und Türmen bewehrte Chinesenstadt rechts liegen und fuhren in das von freundlichen Gärten umgebene schwedische Missionsgehöft hinein. Auch hier wieder dieselben stattlichen Häuser, wie wir sie schon von *Kaschgär* her kannten. Wir trafen hier den Senior der schwedischen Mission, Herrn *Hoegberg* mit Frau, und den Missionar *Palmberg* an. In den gastlichen Missionshäusern war es uns vergönnt, fast 24 Stunden zuzubringen. Unsere Kutscher hatten beschlossen, wegen der großen Hitze nur noch nachts zu fahren, und deshalb sollte es erst am Abend des folgenden Tages weitergehen. Von *Yengi-Hissar* hat man, wie uns Herr *Hoegberg* versicherte, eine besonders schöne Aussicht auf den im Westen liegenden, durch *Sven Hedins* Reisen berühmt gewordenen *Mustagh-Ata*, den „Vater der Eisberge“.

Herr *Hoegberg* erzählte uns, daß er einmal zusammen mit dem britischen Konsul, *Sir George-Macartney*, im Angesicht jenes Berges, der sich auf seine beste Art zeigte, geseßen habe. „Wie freue ich mich doch,“ sagte der Missionar, „so etwas schönes hier zu haben wie diese herrliche Aussicht!“ „Ganz recht,“ erwiderte

darauf der Konsul, „nur bin ich der Meinung, daß ich das schöne gern etwas näher hätte.“ Er war nämlich damals gerade verlobt. An dem Tag unserer Anwesenheit war nichts von der schönen Aussicht zu bemerken, da Hengi-Hissar von einem Staubnebel heimgesucht war. Dann bleibt der Staub in der schwülen Luft stehen, ohne hernieder zu fallen.

Herr Hoegberg führte uns auch in den Sprechsaal des Missionshospitals, wo er eine kleine religiöse Ansprache an die dajelbst auf Medizin wartenden Eingeborenen richtete. Alle schienen mit Interesse auf seine Worte zu hören; ja, man konnte fast glauben, daß der oder jener beifällig nickte. Als Hoegberg nach Beendigung seiner Rede sich wieder zu uns wandte, lag auf seinem Gesicht ein müder, hoffnungsloser Zug. Er sagte: „Sehen Sie, so geht das Woche für Woche, Jahr für Jahr. Man findet Zuhörer, nicht nur hier im Hospital, sondern auch im kleinen Bettsaal an den Sonntagen. Wir haben einmal die Zuhörer gezählt und gefunden, daß wir im Lauf von drei Monaten zu etwa 800 Leuten geredet haben. Und die Aufmerksamkeit ist immer gut. Aber ich habe mir einmal ein paar schwedische Predigtbücher vorgenommen und mir bei den verschiedenen Predigten überlegt, wie sie sich in den Ohren von Mohammedanern ausnehmen würden. Da bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß ein Mohammedaner sich unter zehn gewöhnlichen Predigten etwa neun mit Zustimmung anhören würde. Nur dann, wenn die Frage: Was dünket Euch um Christus? aufgeworfen wird, regt sich der Widerspruch; und auch die Feindschaft gegen den Gottessohn tritt in schärfster Weise hervor. „Seid unsere Moralprediger!“ scheinen die Muselmänner uns zuzurufen. „Mit eurer Erlösungslehre laßt uns aber in Ruhe!“ Drum haben wir immer Zuhörer, immer Patienten; aber getaufte Christen sind gar selten. Und mit welcher wütender Feindschaft werden die Bekehrten verfolgt! Wären die toleranten Chinesen nicht Herren im Lande, dann wäre wohl an keine geordnete Missionsarbeit hier zu denken.“

— In früheren Jahren war Herr Hoegberg als Evangelist in Rußland tätig gewesen, und an jene Arbeit dachte er gern zurück. So veräußerlicht die griechische Kirche auch erscheinen mag, sie hat doch so viel erreicht, daß die Heilstatsachen sozusagen schlummernd in den Herzen liegen. Tritt ein tüchtiger Prediger unter diesen Russen auf, dann kommt es leicht zu Erweckungen. Der totgeglaubte religiöse Besitz kommt zum Leben und fängt an zu wirken. Und je mehr

die Polizei hinter den Predigern her ist, um so gewaltiger ist deren Erfolg.

Am späten Nachmittag des 23. Juli machten sich die Kutscher wieder langsam ans Weiterfahren. Von den durchreisten Landschaften kann ich allerdings nicht viel sagen, da wir nachts unterwegs waren und trotz unseres unbequemen Aufenthaltsortes beständig versuchten, in Schlaf zu kommen. Fräulein Andersson war in *Yengi-Hissar* zurückgeblieben, aber der muntere Türkenjunge aus ihres Bruders Schule setzte die Reise mit uns fort und trabte vergnügt neben dem Wagen her. Am ersten Reisetag führte unser Weg noch nicht so sehr durch eigentliche Wüste; wir kamen durch weite Steppen und öfters durch kleine Oasen. Mit der Wasserversorgung wurde es immer schwieriger. Bei den *Caengær* genannten Stationen fanden sich zunächst noch Brunnen; aber deren Wasser war salzhaltig, und der damit gekochte Tee bekam einen widerwärtigen Geschmack. Außer den *Caengær*s bekamen wir unterwegs oft *Potais* zu sehen. Das sind aus Luftziegeln gebaute viereckige Türme von 3—5 Meter Höhe, welche etwa 5 km auseinander liegen und bei schlechtem Wetter den Reisenden zur Orientierung dienen. Häufig waren diese Türme in Ruinen und sahen zerfallenen *Stupas* sehr ähnlich. Ich halte es übrigens für durchaus möglich, daß einige von den Ruinen, an denen wir vorbeifuhren, wirklich von alten *Stupas* herstammten. Etwa 12 englische Meilen südöstlich von *Yengi-Hissar* kamen wir z. B. an solch einem kleinen Bauwerk vorbei, welches im Gegensatz zu den *Potais*, die oben viereckig bleiben, oben rund war. Steinlagen wechselten hier mit Erdlagen, und mehrere runde Löcher bezeichneten die ehemaligen Lagerstätten von Balken. Zwei lange heiße Tage hatten wir in langweiligen Rasthäusern zuzubringen. Wie gern hätten wir dort den verlorenen Nachtschlaf nachgeholt; aber die vielen bissigen Insekten gönnten uns keine Ruhe. Die Reise von *Kizil-Bazaar* nach *Koekrabad* führte durch wirkliche weite Wüste, in der ich einige Steine fand, welche mein Interesse erregten. Es waren dies Stücke von *Obsidian*, die man sonst gewöhnt ist, in der Nähe von älteren oder neueren Vulkanen zu finden. Wie sie hierher kommen, ist mir zunächst unerklärlich. Ein späterer geologisch geschulter Reisender, der diese Wüsten bei Tageslicht durchzieht, wird vielleicht Klarheit in die Sache bringen.

Bald nachdem wir in die Oase von *Yarkand* eingetreten

waren, begegnete uns ein von Missionar Andersson entgegengeschickter Bote zu Pferde mit Brief und Nahrungsmitteln, und noch etwas später erschien auch Andersson selbst. Von diesen beiden Reitern begleitet, zogen wir noch einige Stunden lang im Schatten hoher Bäume, namentlich Pappeln und Ulmen, dahin, und erreichten schließlich die Stadt Yarkand. Für die heißen Sommermonate hatte Andersson ein vor den Toren der Stadt gelegenes Gartenhaus gemietet. Dort wohnte er jetzt im Grünen, zusammen mit allen seinen türkischen Schulkindern und denen seiner Schwester. Da das einem reichen türkischen Kaufmann gehörige Haus weitläufig gebaut war, konnten auch wir noch Unterkunft in demselben finden. Außer den Geschwistern Andersson, welche im besonderen die Sorge für die Schule übernommen haben, arbeiteten in Yarkand noch Herr Albert und Herr und Frau Nyström. Herr Nyström, der seine medizinische Ausbildung im Livingstone College erhalten hat, ist Vorsteher des Missionshospitals. Als wir ankamen, hatte er gerade während der Nacht gewacht bei einem Mann, dessen Bein er am Tage vorher abgenommen hatte. Seine Frau war allein im Missionshaus geblieben, und diese Gelegenheit hatten einige Diebe benutzt, nachts in das Haus zu dringen und allerhand Gegenstände davonzutragen. Das war schon das fünfte Mal, daß Diebe bei Nyströms besuchten. Durch solche Erfahrungen belehrt, hat Nyström in seinem Hause allerhand verborgene Schatzkammern angebracht. Wir bekamen dieselben zu sehen, als er daran ging, uns auf Anweisung seiner Missionsdirektion eine vom Münchener Museum übersandte Summe Geldes auszuzahlen. Dabei brachte er uns von einer Überraschung zur anderen, indem er bald Löcher in die unverdächtig aussehende Wand zauberte und ihnen Schätze entnahm, bald hier, bald dort Bretter aus der Diele riß und uns einen Blick in seinen Reichtum an chinesischen Kupfermünzen tun ließ.

Durch das chinesische Münzsystem findet sich ein Fremder nicht so leicht. Ganz in Verwirrung wurden wir gebracht, als uns die Schweden den ersten Unterricht in dieser Wissenschaft gaben. Da wurde uns gesagt: Von dieser Sorte Münzen muß man fünf aufgreifen und „zwei“ dazu sagen, bei den nächsten fünf muß man „vier“ sagen, bei den folgenden fünf „sechs“; und so weiter. Wo aber diese Zahlenreihen endeten, und was sie vorstellten, blieb uns dunkel; und dabei sollten wir noch bedenken, daß ein Tenga, eine uns immer unklare Münzeneinheit, in Yarkand und in

Khotan ganz verschieden viel Kupfermünzen umfaßt. Von dem schwedischen Münzsystem mußten wir schließlich ganz absehen, und es war eine reine Erlösung, als wir erkannten, daß ein Tael (ein großes buntes Papierstück) den Wert von etwa zwei indischen Rupies darstellt, und daß man es in vierhundert kleine Kupfermünzen namens Kasch umwechseln kann.

Yarkand ist die einzige schwedische Missionsstation in Zentral-Asien, an welcher es schon zur Bildung einer kleinen Christengemeinde gekommen ist. Bei der Versammlung am Sonntag stellten sich außer den Christen eine ganze Anzahl Mohammedaner ein, und alle hörten mit Andacht den Reden Nyströms und K.s zu. Da wir etwa fünf Tage in Yarkand blieben, hatten wir wieder eine große Zahl von Besuchen zu machen und Gegenbesuche zu empfangen. Es handelte sich im besonderen um den chinesischen Amban und um den russischen und britischen Aksakal. Diese Aksakals sind eine Art von eingeborenen Konsuls, welche dem Generalkonsul in Kaschggar unterstellt sind und für den Markt der russischen oder indischen Händler Umschau halten müssen. Namentlich der britische Aksakal entschuldigte sich wiederholt, daß er verjäumt habe, uns ein Stück Wegs entgegenzukommen. Er habe leider die Zeit unserer Ankunft zu spät erfahren. Wir fragten alle diese Herren im Interesse des Münchener Museums nach buddhistischen Altertümern aus, konnten aber nichts Rechtes erfahren. In der Stadt Yarkand ist vielleicht nichts mehr vorhanden; meldet doch auch ein solch gründlicher Forscher wie Dr. Stein nichts von derartigen Dingen. Nur von einer Ruinenstelle, etwas östlich vom Weg in der Wüste zwischen Yarkand und Khargalik, wußten die Aksakals etwas zu berichten. Dorthin sind schon verschiedene Reisende, unter ihnen Sir George Macartney, gezogen, haben aber offenbar nie etwas anderes, als ein Paar alte Lederschuhe zutage gefördert. Bei einem armenischen Kaufmann, den wir hier kennen lernten, bekamen wir sechs Scherben von wundervoller alter Tonware zu sehen. Aber auch hier mußten wir hören, daß dieselben aus der Umgegend Khotans stammten und daß wir erst dort auf erfolgreiches Sammeln hoffen dürften. Wir waren jedenfalls sehr froh, als wir diese Scherben zum Geschenk erhielten.

Dies war nicht das einzige, was wir hier in Yarkand ernteten. Bei einem unserer Gänge durch die Stadt besuchten wir

eins der ältesten mohammedanischen Bauwerke, nämlich das Grab des Bai Sikim Begh, und dort erhandelten wir für wenige chinesische Kupfermünzen eine Anzahl glasierter Ziegel, welche die Hüter des Schreins unbegreiflicherweise vom Dach rissen und zu uns herunterbrachten. Dieses Mazar bestand übrigens aus einer ganzen Anzahl kleinerer Gebäude, welche um mehrere Höfe herumlagen und mit vielen Kuppeln gedeckt waren. Auf allen Kuppeln bemerkten wir bunte, meist blaue Ziegel. Auf einer großen Anzahl derselben fanden sich eingebrannte Koransprüche in Relief. Auf anderen waren Arabesken in Relief zu sehen. Hier fiel mir namentlich ein Spiralornament auf, weil es ohne weiteres an ein entsprechendes Ornament auf alten indisch-buddhistischen Stupas erinnerte. Sehr schöne Ornamentik wiesen auch die alten Holzzäune auf, welche das Mazar umgaben. Außer dem Hauptgrab gab es hier noch eine ganze Anzahl kleinerer Gräber, welche sämtlich mit bunten Ziegeln geschmückt sind. Wie uns die Eingeborenen versicherten, hat ein Dr. Hartmann aus Berlin diese alte Stätte schon besucht und alles bemerkenswerte photographiert. So hatten wir hier Altertümer genug bekommen, um wieder eine Kiste packen zu können. Das beste Stück war diesmal eine fast vollständig erhaltene Tonfigur aus Kanui, nordöstlich von Kaschggar, welche uns Missionar Hoegberg verkauft hatte. Da Altertümer in jenem Ort sehr selten gefunden worden sind, hat solch ein schönes Stück gewiß besonderen Wert.

Die Stadt Yarkand rühmt sich einiger, man sagt fünf, Chenarbäume, welche von Kaschmir hierhergebracht worden sein sollen. Es sind bis jetzt die einzigen Exemplare dieses mächtigen Baumes in Turkestan. (Eine Platanenart.)

Was nun die Eingeborenen anbetrifft, die auch hier in ihrer Erscheinung stark an Nord-Indien erinnern, so fällt an ihnen ein Gebrechen in solchem Maße auf, daß es auf den Fremden geradezu unangenehm wirkt. Es sind dies die außerordentlich vielen Kröpfe, die sich bei Männern und namentlich Frauen zeigen. Man kann durch keine Gasse der Stadt gehen, ohne einer ganzen Anzahl mit Kröpfen behafteter Personen zu begegnen; und das haben wir nicht nur in Yarkand, sondern auch in Kaschggar und Khotan beobachten können. Die Missionare sagten uns, daß dieses Leiden von dem schlechten Wasser Turkestans, welches die Eingeborenen in ungereinigtem Zustande trinken, herrühre. Das kann man gern

glauben, denn immer wieder trifft man die Leute dabei, wie sie Wasser aus den die Stadt durchziehenden Gräben zum Munde führen. Und dieses Wasser ist von lehmgelber Farbe.

In Yarkand erhielten wir durch die Bemühungen des britischen Akjakal neue Wagen, welche je mit zwei Pferden, die voreinander herliefen, bespannt waren. Außerdem nahmen wir hier einen von Andersson empfohlenen Diener an, Abdullah, welcher auf eigenem Pferd ritt und einen großen Säbel an der Seite trug. Schließlich versah uns der chinesische Amban noch mit einem Dorreiter, der für unseren Schutz zu sorgen hatte. Auf die Anwesenheit dieses letzteren ist es wohl zurückzuführen, daß wir auf allen Stationen in die für chinesische Beamten bestimmten Rasthäuser geführt wurden. Am 30. Juli verließen wir Yarkand nach einem herzlichen Abschied von den lieben Schweden. Als wir etwa 10 engl. Meilen weit durch bebauten Land nach Süden gefahren waren, langten wir wieder am Ufer eines breiten, reißenden Flusses an, welcher auf den Karten als Yarkandfluß bezeichnet ist. Daß auch diesem die Brücke fehlte, wunderte uns nach unseren bisherigen Erfahrungen nicht sonderlich. Diesmal wurde uns aber nicht zugemutet, quer hindurchzufahren. Man hatte vielmehr hier Fährboote stationiert, welche breit genug waren, einen Wagen und die dazugehörigen Pferde aufzunehmen. Der steile Abhang des Ufers erlaubte freilich nicht, daß der bespannte Wagen vom Lande aus auf die Fähre fuhr. Nein, hier mußte der Wagen auf Menschenrücken den einen Abhang hinunter und den anderen wieder hinauf getragen werden; und die Pferde galt es mit vieler List und Gewalt vom hohen Erdrand auf das schwankende Fahrzeug in der Tiefe und wieder zurück ans Land zu befördern. Alle diese Manipulationen beanspruchten einen Aufenthalt von etwa 3 Stunden. Und als wir endlich am anderen Ufer unsere Reise zu Wagen fortsetzten, hatten wir das Gefühl, heut schon viel erlebt zu haben. Wir übernachteten in Paskam (wohl dem Posgam der Karte) und kamen am folgenden Tag, nachdem wir beständig im Grün der großen, von Yarkand bis Khargalik reichenden Oase dahingefahren waren, in Khargalik an.

Hier wartete unserer ein feierlicher Empfang. Der britische Akjakal hatte rechtzeitig erfahren, wann wir etwa ankommen könnten, und so war er uns an der Spitze eines berittenen Zuges indischer Kaufleute entgegengesprengt. Wir wurden aufs höchste

überrascht, als wir plötzlich diese prächtige bunte Reiterei vor uns erblickten. Da der hiesige Aksakal aus Leh stammte, war es mir möglich, auf Tibetisch direkt mit ihm zu verkehren. Bald nach unserem Zusammentreffen hielt der Zug an einer schattigen Stelle des Weges, wo unter hohen Bäumen Tische und Stühle aufgestellt waren. Hier wurden wir in echt chinesischeser Weise mit Tee, Biskuits, Zuckerzeug, Früchten und Zigaretten bewirtet. Am Ende dieser Mahlzeit ließ man uns aber nicht in unsere Wagen zurückkehren. Wir wurden aufgefordert, zwei feurige Rosse, welche mit kostbaren Satteldeden belegt waren, zu besteigen und an der Spitze der großen Kavalkade in die Stadt zu reiten. Ich bestieg meinen Gaul mit einem gewissen Schamerröten. Ich hatte gerade meinen schlechtesten Anzug, nämlich meine grau-grünen, schäbigen Maurerkleider an, und da hier keine Gelegenheit zum Umziehen war, mußte ich mich in solch unwürdiger Tracht auf ein Pferd setzen, welches mehr als festtäglich aufgeputzt war. Wir ritten nun durch eine ganze Anzahl von mit Läden versehenen Straßen und kamen schließlich an ein großes, sauberes Haus, welches von Höfen und Gärten umgeben war. Dasselbe gehörte einem reichen Kaufmann in der Stadt, und dieser rechnete es sich zur Ehre, uns bei sich aufzunehmen. Die für uns bestimmten Räume waren reichlich mit den feinsten Teppichen ausgelegt, und wir freuten uns herzlich, einmal wieder der Ruhe pflegen zu können.

Unser Schwertbegürteter Abdullah fand Mengen von Rohprodukten in der Küche vor und ging bald daran, für uns und sich selbst zu brodeln. Obgleich uns die Ruhe an diesem Ort sehr wohl tat, konnten wir doch den dringenden Bitten des Aksakal, länger hier zu weilen, nicht nachkommen. Niemand wußte etwas von buddhistischen Altertümern, die in Khargalik gefunden worden wären; und darum galt es, möglichst viel Zeit für Khotan zu erübrigen. Die Stadt Khargalik hat, wie der Aksakal versicherte, in den letzten 20 Jahren einen derartigen Aufschwung genommen, daß sie über Yarkand hinausgewachsen ist. Genauere Angaben hierüber fehlen natürlich.

Etwa um 5 Uhr nachmittags am 1. August fuhren wir wieder davon, um vermitteltst einer Nachtfahrt bis Erkin-Laengær zu gelangen. Da wir schon um 11 Uhr in dem Rasthaus ankamen, konnten wir noch einmal der Nachtruhe pflegen; aber früh um halb fünf Uhr galt es, wieder auf zu sein; und erst nach einer

Wüstenfahrt von mehr als sieben Stunden erreichten wir Tjula k-  
 Laengaer, wo wir ein vom K h a r g a l i k e r A k s a k a l  
 zubereitetes und hierher gesandtes Eßpaket vorfanden. Das war  
 wohl das Höchste an Gastfreundschaft, was wir in Turkestan zu ge-  
 nießen bekamen.

Die Reise von K h a r g a l i k nach G u m a, welchen Ort wir  
 am Vormittag des 3. August erreichten, war für uns insofern inter-  
 essant, als wir dabei ein größeres Stück der T a k l a m a k a n-  
 Wüste zu durchqueren hatten. Alle Schilderungen dieses Sandmeeres,  
 wie wir sie von S v e n H e d i n und S t e i n her kannten, lebten  
 in uns auf und fanden ihre Bestätigung. Bei dieser drei Nächte lang  
 währenden Wüstenfahrt nahmen wir zweimal Tagesquartier, nämlich  
 in den Ortschaften K a s c h - L a e n g a e r und T j u l a k - L a e n-  
 g a e r, welche man nicht als Oasen, sondern nur als Stationen in  
 der Wüste bezeichnen kann. Wenn man eine größere Oase, wie die  
 von K h a r g a l i k, verläßt, kommt man nicht gleich in die trost-  
 losste, nur aus Sand und Stein bestehende Wüste hinein. Man reißt  
 vielmehr erst während mehrerer Stunden durch steppenartige Ge-  
 gend, in der einige Gräser und Tamarisken mühsam ihr Dasein  
 fristen. Dies sind die Stellen, an denen sich die vorher schon er-  
 wähnte Winderosion am deutlichsten beobachten läßt. Wie mit einem  
 Ruck hört aber dann die Vegetation ganz und gar auf, und wir be-  
 finden uns im stillen Meer des Todes. Ja, an ein Meer erinnern  
 diese Wüsten, wie die großen Forscher wiederholt gesagt haben, in  
 hohem Grade. Das Wassermeer, welches vor Jahrtausenden hier  
 tobte, ahmt die Wüste mit ihren Sandwellen in gespenstischer Weise  
 nach, sagt S v e n H e d i n. Und Photographien von diesen Sand-  
 wellen können den Beschauer fast täuschen. Wie beim Meer, hat man  
 es auch hier nicht mit einfachen glatten, größeren Wogen, sondern  
 auch mit vielen kleineren Wellen und Tälern, welche die größeren  
 Wogengebilde überziehen, zu tun. Wie ein mitten in der Bewegung  
 erstarrtes Meer erscheint die Sandwüste dem Reisenden bei ruhigem  
 Wetter. Anders ist es, wenn ein Sturm sich erhebt. Dann wird die  
 tote Masse wieder lebendig. Dann ist es, als ob sich der sandige  
 Boden hebt und senkt, und von der Höhe der Wogenkämme sprüht  
 der Gischt des Sandes, wird zerfezt und davongetragen. Dann ist  
 es Zeit, sich im Wagen, der kaum noch von der Stelle rückt, dicht  
 zu verhängen, denn der Sand dringt durch alle Nähte der Kleider  
 und bedeckt die Haut des ganzen Körpers. Wir hatten solch einen



Ansichtskarte mit dem Bild des Dalai-lama  
In Sarepta gekauft. Undeutliche tibetische Inschrift unten links



Kalmüten von Sarepta. Die beiden in der Mitte sind Lamas. Phot. von Rich. Veder

Sturm, der die Luft verfinsterte, am Morgen des 3. August, als wir nur noch wenige Meilen von der Oase Guma entfernt waren, durchzumachen, und waren heilsfroh, als wir noch rechtzeitig unter den Schutz der Oase kamen.

Wie schon erwähnt, finden wir auf der etwa 50 engl. Meilen langen Wüstenstrecke zwischen K h a r g a l i k und G u m a keine eigentlichen Oasen, sondern nur Schutzhäuser. Unter diesen machte uns das große Gebäude bei T j u l a k - S a e n g a e r den tiefsten Eindruck. Hier wurden zwei mit Steinsfliesen ausgelegte Höfe von niederen Gebäuden umschlossen, welche mit flachen Dächern versehen waren. Nur der für Beamte bestimmte, vom Eingangstor am weitesten abgelegene Teil der Gebäude war mit Steingewölben überdeckt. Außerhalb des Hofes befanden sich eine kleine Moschee und etwa drei Türme von der Art derjenigen, welche in der Wüste den Weg bezeichnen. Diese große Bauanlage inmitten der trostlosen Wüste hat etwas imponierendes, und vor J a k u b - B e g, welchem sie zugeschrieben wird, bekommt man nicht geringen Respekt. Hier gilt es einen beständigen Kampf gegen die Natur, welche in der Form von Sandstürmen das Machwerk der Menschen zu vernichten droht, zu führen. Als wir in T j u l a k - S a e n g a e r waren, flutete beständig feiner Sand über die Anlage hin. Außen an der Südwand waren die Dünen des Treibsandes schon so hoch gekommen, daß sie fast bis an das Dach reichten. Würde die chinesische Regierung diesen Ort als Raststätte aufgeben, dann dürfte in wenig Jahren nichts mehr von ihr zu sehen sein. Der Sand würde in kurzem die Höfe völlig ausfüllen, und die Dünen des Treibsandes würden über die Dächer steigen. Wir malten uns aus, wie nach solchen Ereignissen spätere Archäologen die vergrabenen Gebäude neu entdecken könnten, und fragten uns, was für Erfolge deren Ausgrabungen wohl haben möchten.

Bei jetzt eintretender Versandung würden eine große Anzahl von chinesischen Erlassen, mit welchen große Flächen der Mauern beklebt sind, der Nachwelt erhalten bleiben. Nach K.s flüchtigem Studium enthielten diese Zettel Anordnungen des letzten und vorletzten chinesischen Kaisers, sowie solche von der jetzigen Republik. Ferner würden in den überwölbten Räumen an den Wänden eine ganze Anzahl von Aufschriften in verschiedenen Sprachen gerettet werden. Ich fand dort chinesische, tibetische, türkische, russische und indische S c h i k a r p u r i - Aufschriften. Wäre ich sicher gewesen,

daß die vollständige Versandung dieser Station bald eintritt, dann hätte ich schnell noch eine deutsche Aufschrift beigefügt. Wir sehen aber, daß das gegenwärtige Turkestan für künftige Archäologen einen ganz ähnlichen Schmaus zubereiten könnte, wie das alte Turkestan für die heutigen Archäologen hergerichtet hat. Wir staunen über den Reichtum an Sprachen und Kulturen, den das alte Turkestan besessen hat. Sieht es doch aus, als hätten sich die Menschen von den äußersten Enden Asiens hier ein Stelldichein gegeben. Die heutigen Ausgrabungen in Turkestan offenbaren uns Reste spätantiker Kunstgegenstände neben alten chinesischen; sogenannte Graeco-buddhistische Terrakotten neben alt-arabischen Metallgegenständen. Hier hat man Dokumente in Sanskrit, Prakrit, Alttürkisch, Tibetisch, Chinesisch, Arabisch und in einer ganzen Anzahl von unbekannten Sprachen und Schriften gefunden, deren Entzifferung unendliche Mühe macht. Nun, schwierige Probleme könnte auch das heutige Turkestan (sollte es plötzlich versanden) der Zukunft aufgeben. Solch eine Inschrift in Schikarpuri-Indisch z. B. macht einem Zeitgenossen schon Arbeit genug. Was werden erst die Archäologen in tausend Jahren dazu sagen?

Auf den in Yarkand gemieteten Wagen hatten wir, wie schon gesagt, 10 Reisetage, oder Reisenächte, zuzubringen, und das bedeutete, daß wir mit unseren Kutschern (Sope hieß der eine und Korban-Nias der andere) in recht nahe Berührung kamen. Es war dies eine Art Gesellschaft, die mir etwas auf die Nerven fiel, und auf deren Verlust ich mich redlich freute. Diese Kutscher kamen uns gerade körperlich sehr nahe, denn sie beanspruchten den Platz vor dem viereckigen Wagenboden und ragten manchmal noch ein gutes Stück in das Innere des Wagens hinein. Das war nicht nur deswegen unangenehm, weil die Sitzplätze durch die daraufliegenden Koffer höchst beschränkt waren, sondern auch deshalb, weil die Kutscher so gar unreinlich waren. Diese Türken, welche den Titel „Mäppäkäsch“ führten, besaßen mit fettigem Überzug versehene Kleider, auf denen das gefürchtetste Ungeziefer öffentlich spazieren ging. Solche Menschen, bei denen man im gewöhnlichen Leben das Rezept: „Zehn Schritt vom Leibe“ befolgt, lehnten sich fast 10 Tage lang an mich an und schliefen vor mir, indem sie den Kopf auf meine Füße legten. Es mag dem europäischen Kutscher unglaublich erscheinen; aber der türkische Kutscher schwingt sich nach

meiner Erfahrung auf den fahrenden Wagen, um dort zu schlafen. Ja, auf der Straße zwischen Kaschgär und Yengi-Schahar begegnete uns sogar einmal ein Reiter, der auf seinem Pferde fest schlief. Dieser Mann hatte sich eine mit Kissen versehene Fußbank auf den Hals des Pferdes gestellt, die Arme und den Kopf daraufgelegt und wiegte sich in süßen Träumen. Offenbar hatte er seinem Gaul vorher klar gemacht, wohin der ihn tragen sollte. Ganz wie dieser Reiter vertrauten sich auch unsere Kutscher ihren Pferden an. Solange wir uns in der sandigen Wüste befanden, störte uns die Abwesenheit von Federn über den Rädern nicht erheblich. Um so mehr geschah das, sobald wir einmal in ein Oasendorf einfuhren. Da der Feldbau Turkestans auf Berieselung der Felder beruht, sind diese Oasen überall von Wassergräben durchzogen, welche steil abfallend und mindestens einen halben Meter tief sind. Wenn nun der Wagen mit seinen schlafenden Insassen die Dorfgrenze überschritten hatte, gab es plötzlich einen heftigen Stoß und Fall, welcher nicht nur mich aufweckte, sondern auch den lang vor mir liegenden Kutscher in Bewegung setzte, so daß er wie eine Wurst auf den beiden Deichselstangen davonrollte, bis er im Schwanz des Pferdes hängen blieb. Dort kam er voll zur Besinnung, sprang von der Deichsel herunter und lief schauerlich fluchend neben den Pferden her. Ich hatte mich kaum von dem empfangenen Stoß und Schrecken erholt, als es schon wieder krachte, indem der Wagen durch den zweiten Graben fuhr. So folgten noch viele Stöße, die mich lebhaft an schwere Erfahrungen mit hinterlistig weggezogenen Stühlen erinnerten. Gerade so schmerzhaft wie es ist, wenn man sich statt auf einen vermuteten Stuhl auf die kahle Diele setzt, ist es, wenn der Wagen mit all seinem Inhalt plötzlich einen halben Meter in die Tiefe fällt. Und wenn sich das mehrfach wiederholt hat, kann man kaum mehr glauben, daß die inneren Körperteile noch an ihrer ursprünglichen Stelle hängen. Ganz tolle Sprünge macht so ein Wagen auch, wenn es über eine von den kleinen Dorfbrücken geht; denn diese sind mit rohen Knüppeln belegt und bilden hohe und steile Buckel. Da die Kutscher auch während der Wüstenreise, wenn fast kein Weg erkennbar ist, auf dem Wagen schlafen, kann es leicht geschehen, daß die Pferde trotz ihrer Pfiffigkeit den Weg verfehlen und schließlich stehen bleiben. Dann ist die Not groß. Dann bleibt nur ein Ausweg. Der schlaftrunkene Kutscher muß dem Reisenden die Verantwortung für das Fuhrwerk überlassen und in der Wüste um-

herirren, bis er an einer Stelle wieder auf Spuren des Weges trifft. Hat er sich zurechtgefunden, und fängt etwa auch der Morgen an zu grauen, dann steigt der nun Dollerwachte nicht wieder auf den Wagen, sondern marschirt mit drohend geschwungener Peitsche neben seinen Rossen her, um die er sich jetzt lebhaft bekümmert. Zügel kennt man hierzulande nicht. An ihrer Stelle wird mit den Pferden mündlich verkehrt, und es gelang uns, die fünf Worte dieser Sprache mit Sicherheit festzustellen. Es sind die folgenden:

trrr oder tri heißt vorwärts,  
 wa oder va heißt halt,  
 oa heißt rechts,  
 hi, hi, heißt links  
 so heißt rückwärts.

Die Pferdehändler waren fest davon überzeugt, daß ihre Pferde alle diese Worte genau verstünden, und daß es Trotz und Eigensinn sei, wenn sie nicht sofort taten, was ihnen zugerufen wurde. Sie kamen darum in große Wut, wenn ihre Gäule die Zurufe nicht beachtetten, und wüteten mit der Peitsche und Steinwürfen gegen ihre Tiere, bis diese bei dem vielen Hin- und Herspringen die Bespannungsstricke so in Unordnung gebracht hatten, daß noch einmal neu eingespannt werden mußte. Daß solch ein Gaul etwa, wie die klugen Pferde vor Elberfeld, über dem Ziehen von Quadrat- oder Kubikwurzeln den Zuruf des Kutschers überhören könnte, bedachten die Türken nicht. Ich war bei diesen Gefechten auch recht in Wut gekommen, und schimpfte den Kutscher mit aller Kraft auf Deutsch an. Er verstand schnell, was gemeint war und verteidigte sich auf türkisch, indem er sagte: „Haben Sie nicht gehört, wie oft ich „hi hi gesagt habe? und haben Sie nicht gesehen, daß der Gaul nicht nach links gehen will?“. Die Bildungsmöglichkeit der Esei wird von den Türken viel niedriger eingeschätzt, denn, soweit wir den Verkehr zwischen Türken und Eseln beobachten konnten, belies sich derselbe menschlicherseits auf ein einziges Wort, welches Kch; ausgesprochen wurde. Es bestand also aus einem harten und einem reibenden Kehllaut und hörte sich an, wie wenn ein alter Kater faucht. Wir konnten auch nicht feststellen, daß die Esei von solchem Zuruf irgendwie beeinflusst wurden. Denn wenn sie rechts oder links auswichen oder irgendwo halten sollten, mußte der Eseltreiber mit eigener Hand jedes von den lieben Tieren nach rechts oder links schieben oder durch festhalten zum stillstehen bringen. Wir bekamen

unterwegs nicht wenige Eselkarawanen zu sehen, und das konnte gelegentlich zu stimmungsvollen Bildern führen. So genossen wir einmal bei Sonnenuntergang ein prächtiges Silhouettenbild, als ein alter Eseltreiber seine Gebete ausführlich verrichtete, während die Esel andächtig zuschauten. Nun wieder zurück zu den Kutschern. Sie konnten unausstehlich sein, nicht nur wegen ihres Ungeziefers und ihrer wüsten Behandlung der Pferde, sondern auch wegen der Behandlung, die sie den Reisenden zuteil werden ließen. Der Reisende war für sie eben nur Gepäck, und gegen solch eine Rolle sträubte sich mein Selbstgefühl. Aber bei unserer geringen Sprachkenntnis war es schwer, eine Verbesserung unserer Lage zu erreichen. Führen wir nämlich in eine Gasse hinein oder aus einer solchen heraus, so begegneten unsere Kutscher einer ganzen Anzahl alter Bekannter, und sobald das geschah, hielt der Wagen an und blieb auf unbestimmt lange Zeit stehen. Ja, die Kutscher liefen dann manchmal ganz davon und ließen uns im Zweifel darüber, ob sie überhaupt wiederkommen würden. Die Melonenscheiben, mit denen sie uns von Zeit zu Zeit fütterten, konnten wir kaum als Sühne für solche Demütigung ansehen. Melonen mußten beständig mitgeführt werden, um uns das so oft fehlende oder unbrauchbare Wasser zu ersetzen. Hatten unsere Gesichter wegen der vielen Unverschämtheiten seitens der Kutscher einen unversöhnlichen Ausdruck angenommen, dann stimmten jene ein Lied an. Auch die Türken scheinen den Spruch zu kennen:

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder,  
Böse Menschen haben keine Lieder.“

Und die Gesänge, mit denen diese Pferdeschinder uns von ihrer Herzensgüte überzeugen wollten, waren fürchterlich. Ihr Gesang war ein Plärren, wie, wenn ungezogene Jungen frech werden. Mit Vorliebe schrien sie gewisse Teile ihrer Dichtung dem unwilligen Zuhörer direkt ins Ohr. Fromm waren diese Lieder, denn das Wort *Allah* war reichlich in ihnen vertreten.

Wie schon erwähnt, erreichten wir die große Gasse von Guma am Morgen des 3. August. Wir waren herzlich froh, daß damit die erste Hälfte unseres Zusammenseins mit den musikalischen Kutschern zum Abschluß kam. Der britische *Akaka* von Guma hatte früh genug von unserer Annäherung gehört, und deshalb fand hier wieder feierlicher Empfang statt. Wir wurden von einer prächtigen Kavalkade eingeholt, und an der Wegseite in chinesischer

Weise bewirtet. Auch hier war die Verständigung nicht gar so schwierig, denn der hiesige Akjakal war ein Kaschmiri, welcher eine gewisse Kenntnis des Tibetischen besaß. Wir wurden in ein mit herrlichen Teppichen ausgelegtes Haus geführt, das inmitten eines Obstgartens lag. Die Bäume des Gartens erregten allerdings unser Bedauern, denn alles an ihnen, Äste, Blätter und Früchte, war mit einer dichten Staubschicht überzogen. Man brauchte bloß im Vorbeigehen an einen Ast zu streifen, um ganze Wolken von Staub in die Erscheinung zu bringen. Pfirsiche aus solch einem Garten waren nur genießbar, wenn sie vollständig geschält wurden. Wenn wir so einen ganzen Tag zwischen Teppichen von herrlichen Farben zuzubringen hatten, richteten wir unsere Aufmerksamkeit gelegentlich auf die bunten Muster derselben. Obgleich sie von Muselmännern für Muselmänner angefertigt waren, zeigen sie doch manchmal Ornamente, welche die mohamedanische Kunst sonst nicht aufweist. Hierbei möchte ich die mannigfachen Linienführungen erwähnen, welche das Hakenkreuz (svastika) als Hauptmotiv haben. Außerdem ließen sich alle möglichen Variationen der chinesischen Monogramme „shou“ (langes Leben) und „hsi“ (Freude) auf den Teppichen beobachten. Ebenso spielte ein anderes chinesisches Glückssymbol, die stilisierte und in Ranken angeordnete Fledermaus, eine große Rolle.

Den Kutschern gefiel es in Guma trotz des Staubes so gut, daß sie fast nicht zum Weiterreisen zu bewegen waren. Endlich am späten Nachmittag des 4. August, fuhren wir langsam zur Stadt hinaus. Wir ließen hier einen chinesischen Freund, welcher uns von Yarkand an begleitet hatte, zurück. Es war dies der Schulmeister Wang, welcher in Guma den Ort seiner Tätigkeit wieder erreicht hatte. Er zeigte uns seine Schule, setzte uns Thee vor, und ließ sich mit seiner Frau von K. photographieren. Die Fahrt von Guma nach Khotan beanspruchte abermals fünf Nächte. Sie führte uns durch sehr öde und sandige Strecken der Taklamakan Wüste, bot aber insofern etwas besonderes, als sie uns an mehreren Stätten altbuddhistischer Kultur vorbeiführte. Wir zogen großen Vorteil von den durch Dr. M. A. Stein angefertigten Karten, denn auf diesen waren alle archäologisch interessanten Plätze rot gedruckt. Ein Blick auf diese Karten hatte uns gezeigt, daß schon etwa zehn Meilen südöstlich von Guma eine Ruinenstätte zu erwarten sei. Sie wird auf der Karte Kakshal-

Tati genannt und liegt in der Nähe des kleinen Dorfes Yengi-Arik. Wir erreichten dasselbe etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, fanden einen Führer, und begaben uns sofort auf den Weg nach dem Altertum. Wir hatten mehrere Kilometer über sehr unebenen Boden, über Gräben, Felder, Steingeröll, auch durch Schilfdickicht zurückzulegen, und kamen, da wir uns sehr beeilten, etwa 10 Minuten vor Sonnenuntergang vor einem alten Stupa an. Es wurde mir ganz heimlich zu Mut, als ich diesen Zeugen altbuddhistischer Herrlichkeit vor mir erblickte; denn von der Südseite betrachtet, sah das Bauwerk gerade so aus, wie die alten Stupas von Ladakh. Auf dieser Seite waren der quadratische Unterbau und die runde Kuppel des Mittelbaues vollständig erhalten, während die Kuppel auf der Nordseite eingestürzt war. Wir fanden in der Nähe einige alte Scherben mit primitiven Linienornamenten, welche wir aufsammelten. Östlich vom Stupa zog sich ein tiefes Flußthal hin, und auf dem jenseitigen Ufer erblickten wir die Ruinen einer alten Stadt. Obgleich es mich gar sehr zog, auch jene zu besuchen, mußte ich doch, der einbrechenden Dunkelheit wegen, von der Ausführung eines solchen Wunsches absehen. Als ich später Dr. Steins Anmerkungen über seinen Besuch in jener Ruinenstadt nachlas, sah ich zu meiner Befriedigung, daß auch dieser große Forscher nur ganz unbedeutende Funde an jener Stätte gemacht hat. Recht müde waren wir vom schnellen Laufen über unebenen Grund, als wir wieder in unsere Mäppa (Wagen) stiegen und im Mondschein unsere Reise fortsetzten.

Am Morgen des 5. August kamen wir in Modshi an und stiegen im Haus des chinesischen Beamten ab. Da die Stein'sche Karte eine Ruinenstelle (Togudschai) in nächster Nähe dieser Ortschaft anmerkte, begaben wir uns noch am Vormittag, von den Ortsbehörden begleitet, auf die Suche nach Altertümern. Wir gelangten außerhalb des Dorfes auf ein von vielen Tälern zerrissenes Hochplateau, welches sehr reichlich mit Scherben alter Tongefäße bestreut war. Auch hier hatte Dr. Stein schon geforscht und nicht viel außer ornamentalen Scherben, von welchen wir eine Anzahl auflesen, gefunden. Daß der Boden dieser Lößplatte so dicht mit Scherben bestreut ist, bringt Dr. Stein mit Winderosion in Verbindung. Von dieser alten Kulturstätte hat der Wind alle weicheren, über die Bodensfläche hinausragenden Reste, wie Luftziegel, Holz, Stroh und Papierstücke, bei fortschreitender Verwitterung davon ge-

segt. Nur die harten Tonscherben trockten dem Wind ebenso wie der Verwitterung und blieben auf der durch Staubabtragung allmählich tiefer sinkenden Oberfläche liegen. Außer diesen Scherben ließen sich nur einige wenige gebrannte Ziegel und größere Schlackenstücke erkennen. An einer Stelle war am Rande eines Seitentales ein Stück der Lößplatte eingestürzt, und hier war es uns möglich, einen Einblick in etwas tiefer unter der Oberfläche liegende Schichten zu tun. Dort fanden sich mehrere Lagen von Holzasche. Aber alles Wühlen in derselben förderte nichts zutage.

Eine weitere Nachtfahrt brachte uns nach der Oase *Zangupa*, in deren Nähe Dr. Stein einen *Kullangaer* genannten Ruinenplatz anmerkt. Die Eingeborenen belehrten uns zunächst, daß der eigentliche Name dieser Ruine, welche hauptsächlich aus den Trümmern eines *Stupa* bestehen soll, *Kona-Iaengaer*, d. h. „Alte Post“ ist. Sie erzählten uns, daß die japanischen Archäologen, welche den Ort vor wenigen Jahren aufsuchten, dort ein Buddhahild gefunden haben wollen. — Obgleich uns nach so gründlichen Untersuchungen die Aussicht, in *Kona-Iaengaer* irgendwelche wertvollen Altertümer zu finden, recht gering schien, meinten wir doch, jene Stätte aufsuchen zu sollen. Es meldete sich ein Mann, der vor einigen Jahren die Japaner geführt hatte, als Führer, und mit ihm begaben wir uns auf die Reise. Unbegreiflicherweise nahm uns dieser Türke zu dem Hause eines *Begh*, vielleicht des Häuptlings der Oase, dem offenbar etwas an dem Ruhm lag, Europäer bei sich zu bewirten. Es hatte ganz den Anschein, als ob Schritte getan werden sollten, ein ausführliches Mahl für uns herzurichten, als meine Unruhe aufs höchste stieg. Mit großer Mühe brachte ich den Türken in Bewegung und endlich, (die Sonne stand schon hoch am Himmel) wanderten wir zwischen den mit Tamarisken bestandenen niedrigen, kegelförmigen Hügeln, welche die Steppe kennzeichnen dahin. Wege gab es hier nicht, und deshalb dauerte es nicht lange, und der Führer wußte nicht mehr, wo wir waren. Er stieg auf mehrere von den Sandkegeln und hielt Umschau, konnte aber nirgends eine Spur von dem alten *Stupa* erblicken. Zum Ersatz machte er uns auf die Reste eines Hauses aufmerksam, welches unter dem Sand verborgen liegen sollte. Wir wünschten aber den *Stupa* zu finden, und deshalb irrten wir weiter zwischen den *Tamarisken* umher, bis uns Durst und Müdigkeit zur Umkehr zwangen. Wasser war zwar in einem Kürbisgefäß mitgenommen worden, doch war dasselbe

von so brauner Lehmfarbe, daß wir uns nicht entschließen konnten, es zu trinken. Den Nachmittag brauchten wir notwendig zur Erholung von der schlimmen Irrfahrt, und gegen Abend setzten wir im Wagen unsere Reise fort.

Bis zum Rand der Oase von Khotan ging es nun durch eigentliche tote Wüste, welche durch eine kleine Oase, Pialma, unterbrochen wurde. Außer dieser bekamen wir nur elende einsame Rasthäuser, welche am Versanden waren, zu sehen. Eins von diesen, nämlich Kumrabat-Iaengaer, war ein verhältnismäßig stattlicher Steinbau, der uns in seiner Anlage einigermaßen an Tjula-k-Iaengaer erinnerte. Auch dieses Rasthaus wurde dem Jakub-Begh zugeschrieben. Sein eigentlicher Name ist Ak-Iaengaer, „Weiße Post“, wie uns die Eingeborenen sagten.

Obgleich Dr. Steins Karte in der Nähe der Oase Pialma einen alten Stupa, Karakir-Tim, vermerkt, erkannten wir von diesem Bauwerk während unserer Nachtfahrt von Zanguya nach Pialma überhaupt nichts. Als wir dagegen etwa vierzehn Tage später von Pialma nach Zanguya bei Tageslicht ritten, bemerkte K. als Erster jene Ruine, die etwas abseits vom Wege mitten in der Wüste liegt. Um sie zu besuchen, mußten wir einen kleinen Umweg machen, was wir aber nicht bereuten. Wir fanden hier einen Stupa von ganz beträchtlicher Größe, am alten Karawanenweg gelegen. Obgleich zum größten Teil mit Sand verschüttet, ragt das Bauwerk 3 bis 4 Menschenlängen über den Wüstenboden empor. Würde man hier an das Ausgraben gehen, dann würden gewiß allerhand Stuccofiguren zutage gefördert werden, ähnlich denen, welche Dr. Stein am Rawakstupa bloßgelegt hat. Die Eingeborenen, welche uns begleiteten, sagten uns, daß auch Häuser in der Nähe des Stupa unter dem Sande verborgen wären. Sie meinen damit wahrscheinlich Teile der Einfassung, welche den Stupa umgeben mag. Die Eingeborenen erzählten uns auch, daß Jakub-Begh diese Ruine als Wartturm brauchte, und daß er hier immer eine Wache von 10 bis 12 Mann stehen hatte. Es war für uns unmöglich, mehr als einige ornamentale Tonscherben diesem interessanten Orte zu entführen, aber wir sprachen uns aus, daß systematische Grabungen an dieser Stelle zu wichtigen Resultaten führen könnten. Das müssen wir künftigen Archäologen überlassen.

Im Blick auf die kleinen Oasen Pialma, Zanguya, usw., welche wie liebliche Inseln mitten im Meer der Wüste liegen, möchte

ich erwähnen, daß uns der Aufenthalt in diesen sandumbrandeten Ortschaften derart gefiel, daß wir bedauerten, sie wegen ihrer Abgeschlossenheit von der übrigen Welt nicht gelegentlich als Sommerfrische aufsuchen zu können. In diesen Oasen wandelte man zwischen wogenden Getreidefeldern und unter prächtigen Laub- und Obstbäumen, Ulmen, Pappeln, Weiden, Aprikosen- und Pflirsichbäume standen in üppiger Pracht, und auf den Feldern gediehen Weizen, Reis, Hirse und Mais. In den Gärten reiften Melonen in erstaunlicher Menge und von verschiedener Art. Letztere Frucht ist für das ganze Land von größter Wichtigkeit; denn, wie schon angedeutet, kann ein kleiner Vorrat dieser saftigen Früchte über den Wassermangel bei den Wüstenreisen hinüberhelfen. In diesen Oasen bekamen wir auch gelegentlich aus Geslecht errichtete Bauwerke zu sehen, die uns an Abbildungen von Schilfhäusern am Copnor erinnerten.

Am Freitag, den 7. August, gegen Mitternacht, überwandten wir die letzten berg hohen Sanddünen, welche der großen Oase von Khotan im Westen vorgelagert sind und traten bei Sawakurgan in das Grün der Oase ein. Aber erst am Vormittag des 9. August erreichten wir die große Stadt Khotan. Der Empfang war wieder sehr feierlich, indem der britische Aktsakal mit Sohn und großem Gefolge uns entgegenkam. Als wir in die Stadt einzogen, bildeten wir einen beträchtlichen Zug, dessen Vorbeimarsch von den Eingeborenen gebührend gewürdigt wurde. Sie standen an manchen Stellen dicht gedrängt auf beiden Seiten der Straße, so daß wir uns wie Personen von politischer Bedeutung vorkamen. Nachdem wir etwa eine Viertelstunde lang durch sehr belebte Straßen gezogen waren, kamen wir vor einen Torweg, über welchem ein großer roter Tuchstreifen und eine mit viel Mühe zusammengeflickte englische Flagge hing. Solche rote Tuchstreifen hatten wir übrigens schon früher bei unseren Quartieren bemerkt. Nach K's. Erklärung ist rot die Farbe des Willkommengrußes bei den Chinesen. Durch das geschmückte Tor kamen wir in einen Hof mit Kaufläden auf beiden Seiten, und hinter demselben in einen Garten. Dort wurde uns ein großes Frühstück, bestehend aus allerlei Früchten, Thee und Biskuits, vorgesetzt, und darauf wurde uns die am Garten liegende Schreibstube des Aktsakals als Wohnung angewiesen.

Hier in Khotan waren wir an einem Ort angelangt, welcher

nach der Stein'schen Karte von vielen Ruinenplätzen umgeben ist. Der wichtigste von diesen ist gewiß Yotkan, die Stätte der alten Landeshauptstadt. Da wir nicht viel mehr Zeit als eine Woche auf den Aufenthalt in Khotan verwenden konnten, beschloß ich, schon am nächsten Tage einen Ausflug nach Yotkan zu unternehmen. Der Aksakal ging auf meine diesbezüglichen Pläne nicht ein, und deshalb nahm ich mir vor, allein dorthin zu marschieren. K., der ziemlich heftig an einem gastrischen Fieber litt, mußte zuhause bleiben.

Etwa um sechs Uhr morgens am 10. August ging ich, von einem türkischen Diener begleitet, zunächst etwa sechs englische Meilen auf der gestern bereisten Straße zurück und kam so nach dem Ort Borazan. Dort schlugen wir die Richtung nach Süden ein, und kamen nach vielem Hin und Her an eine vom Wasser zerwühlte Stelle zwischen den Feldterrassen, welche den einzigen Zugang zu der alten Stadt darstellt. Mit dieser zufällig offengelegten Stelle mußte ich mich begnügen, ebenso wie Dr. Stein und andere Forscher, die schon früher Yotkan besucht haben. Große Funde sind aber zu erwarten, wenn einmal eine reich ausgestattete Expedition, welche ein größeres Stück Kulturgebiet käuflich erwerben müßte, systematische Ausgrabungen vornehmen könnte. Die eigentliche alte Stadt liegt mehrere Meter unter der heutigen Kulturschicht begraben, und darum müßte eine große Anzahl von Feldern geopfert werden, wollte man in die Stätte der Vorzeit hineindringen. Bei der offenen Stelle sah es fürchterlich schlammig und unsauber aus. Doch ragten aus dem Schmutz Mengen von Tonscherben und Knochen heraus. Quer durch die gelbbraune Masse der durchbrochenen Lößterrassen zog sich eine dunkelbraune Erdschicht, offenbar der Ackerboden einer Periode, welche zwischen der Blütezeit der alten Stadt und der Gegenwart liegt. Weiter unten ragten Reste alter Verzäunungen aus Rutenzweigen aus der nassen Erde. Man kann also annehmen, daß vor etwa 2000 Jahren die Felder hier in derselben Weise eingeeget wurden wie das heute geschieht. Ich wühlte in dem feuchten Gemisch von Scherben, Schmutz und Knochen herum, wobei mir einige herbeigelaufene Bauernjungen halfen. Die Scherben waren von zweierlei Art. Es gab solche von dicker, grober Ware und andere von sehr feinem, rotem Ton. Die letzteren erinnerten in ihrer Beschaffenheit an jene ornamentalen Scherben, die wir schon in Yarkand als Geschenk erhalten hatten. Trotz allem Wühlen gelang es mir aber

nicht, Reste von figürlichen Mustern zu finden. Scherben mit Linienmustern dagegen waren gar nicht selten. Von dieser alten Grube wurde ich nun zum Hause eines reichen Bauern, vielleicht des Bürgermeisters, geführt; und nachdem man mir dort Thee und Melonen vorgesetzt hatte, brachte mir der Hausherr zwei Tablets voll höchst interessanter Tonscherben, welche in der letzten Zeit hier gefunden worden waren. Da zeigten sich Teile von ganz griechischen Blattornamenten und zwei Gesichtsdarstellungen, welche an die griechischen Masken erinnerten. Zwei winzige Tonfigürchen, von welchen das eine einen Affen darstellte, waren vollständig erhalten. Es durchging mich mit hoher Freude, als ich in diesen Resten klare Zeugen der sogenannten graeco-buddhistischen Kunst, die vor fast zweitausend Jahren hier geblüht hat, erkannte. Wie Dr. Stein festgestellt hat, gibt es Überlieferungen, welche von einer Auswanderung von Indern aus Taxila nach Khotan in jener alten Zeit erzählen. Als ich eben meinen Kauf mit dem reichen Bauern abgeschlossen hatte, kam ein Diener des Khotaner Akjakal ins Haus hinein und meldete, daß der Akjakal ihn mit einem Pferd, welches ich auf dem Rückweg benutzen sollte, mir entgegengeschickt habe. Es war jenem Herrn sehr fatal, daß ich ohne seine Hilfe an die archäologische Arbeit gegangen war.

Als ich etwas nach Mittag wieder in Khotan ankam, sagte mir K., daß er inzwischen auch einen Fund gemacht habe. Er habe sich nämlich erlaubt, die in der Schreibstube, unserer Wohnung, aufgespeicherten Papiere zu durchsuchen und sei dabei auf einen Umschlag gestoßen, welcher mehrere Blätter mit alter Brahmi-Schrift enthalte. Wir beschloßen, diese Blätter, die hier unter die Makulatur geraten waren, nicht wieder zurückzugeben, sie aber auch nicht gerade zu stehen. Unsere Ehrlichkeit wurde belohnt. Denn als wir mit dem Akjakal über den Preis dieser Blätter verhandelten, kam ihm noch ein anderes, viel größeres Bündel ähnlicher Blätter in die Erinnerung. Auch das letztere war er bereit, uns zu verkaufen; und da wir schon von Sir-George ein Bündel alter chinesischer und tibetischer Dokumente erhalten hatten, erfreuten wir uns schließlich einer ganz beträchtlichen Sammlung alter Urkunden. Auf den ersten Blick ließ sich erkennen, daß dieselben von zweifacher Art waren. Die eine Gruppe enthielt die offizielle Korrespondenz längst vergangener Zeiten, die andere dagegen religiöse Literatur, wahrscheinlich Teile buddhistischer Werke. Die meisten Urkunden

waren auf Papier geschrieben, bei einigen war Holz als Schreibmaterial benutzt.

Da der Ehrgeiz des Akjakals nun einmal angeregt worden war, beschloß er, am Mittwoch den 12. August noch einmal mit mir nach Jotkan zu reiten. Die Anwesenheit des Akjakals erleichterte meine Arbeit in Jotkan bedeutend. In kürzester Zeit war eine Anzahl anwohnender Bauern um uns versammelt, und auf ihren Rat wurde oberhalb des Grabungsgebietes Wasser aufgestaut und durch den offen liegenden Teil der alten Stadt geleitet. Die Folge war, daß einige tiefere Stellen des scharbenhaltigen Grundes klargelegt wurden, und da hinein stürzte sich alsbald die Dorfsjugend, welcher ich folgte. Die Kinder schienen nicht geringe Übung im Suchen zu haben; denn alle Augenblicke kamen sie triumphierend zum Akjakal und überreichten ihm Scherben mit manchmal prächtigen Mustern klassischer Ornamentik. Der Akjakal hatte zwei chinesische Papiergeldscheine in je 400 Kupfermünzen umwechseln lassen, und bezahlte die Kinder, indem er für eine bessere Scherbe ein Kupferstück, und für zwei schlechtere Scherben auch nur ein Kupferstück gab. Es dauerte nicht lange, bis die Bauern nach ihren Häusern gingen und von dort bessere Stücke holten, welche während der vergangenen Monate gefunden und aufgehoben worden waren. Hier gab es nun sehr schöne Sachen, und der Akjakal ließ sich herbei, für solche etwas mehr, als eine Kupfermünze zu bezahlen; doch wollte er durchaus nicht in die Höhe gehen. Das war schade, denn schließlich wurden die Bauern entmutigt und hielten mit ihren besten Funden zurück. Bei geringer Steigerung der Preise wäre unsere Sammlung noch um mehrere schöne Stücke bereichert worden.

Eine wichtige Bekanntschaft machten wir in Herrn Karekin-Moldowak, welcher uns von Sir George Macartney genannt worden war. Dieser Herr, der Leiter einer großen Seidenfabrik in Khotan, suchte uns an einem der ersten Abende, die wir in Khotan verbrachten, auf. Er sprach gut englisch, erklärte jedoch, daß er geborener Perser sei. Nun aber war er bei den Russen in das Verhältnis eines „Protégé“ eingetreten. Wir baten diesen Herrn, uns beim Sammeln von Altertümern behilflich zu sein. Er bedauerte zunächst, nichts für uns tun zu können, da er erst kürzlich seine in den vergangenen Monaten gesammelten Schätze an die russische Regierung verkauft habe. Es wurde uns nun klar, daß wir zwischen zwei Feuer geraten waren. Der Akjakal hatte klaren

Auftrag bekommen, für die englische Regierung, zuhänden des wieder im Innern Asiens reisenden Sir Aurel Stein zu sammeln; Herr Moldowak dagegen war Sammelagent für die russische Regierung. Wie sollte unter solchen Umständen noch etwas für unser Münchener Museum herauskommen? Am folgenden Morgen erwiderte ich Herrn Moldowaks Besuch und beschloß, sein gutes Herz zu bestürmen. Ich legte ihm dar, wie fatal es für uns sein würde, wenn unsere lange und kostspielige Reise nach Turkestan zu keinen lohnenden Ergebnissen führen würde und bat ihn, bei jenen Eingeborenen, welche ihn bisher gut bedient hätten, nachzufragen, ob sich nicht wieder einige Altertümer bei ihnen eingestellt hätten. Herr Moldowak ging auf meine Bitte ein und sagte, daß er einige bekannte Schatzgräber in den nächsten Tagen von ihren Expeditionen zurück erwarte, und daß er uns deren Ausbeute zuwenden wolle. Auf seine Veranlassung hin stellten sich denn auch wirklich in den nächsten Tagen mehrere dieser interessanten Türken bei uns ein und boten uns einige Sachen an, welche sie erst kürzlich in Aksipil, Hanguya und Domoko gefunden hatten. Domoko ist der östlichste all dieser Orte. Er liegt 60 bis 70 englische Meilen östlich von Khotan. Wahrscheinlich kommen die mit Domoko bezeichneten Sachen von Uzun-Tati, einem alten Fort, welches am nordwestlichen Ende des Domokogebietes auf der Stein'schen Karte angegeben ist. Bei den Altertümern, welche uns von diesen Leuten zugetragen wurden, fanden sich mehrere Gegenstände, die für unsere Sammlung neu waren. Dahin gehörten vollständig erhaltene Köpfe, etwas unter Lebensgröße, welche von zerstörten Stuccofiguren herrührten; ferner Teile von Stuccomedallions, welche kleine Buddhafiguren in Relief aufwiesen. Hierbei war es für uns interessant, daß diese Figuren beide Schultern Buddhas bekleidet zeigten. Bei der lamaitischen Kunst wird Buddha nämlich mit einer nackten und einer bekleideten Schulter dargestellt. Sehr lieb war es uns auch, mehrere vollständig erhaltene größere Vasen zu bekommen, welche Aufsätze von ganz in griechischem Stil geformten Masken besaßen. Jeder der Schatzgräber brachte auch Mengen von Münzen in besserer oder schlechterer Erhaltung, die er an den Ruinenstätten gefunden hatte. Die meisten derselben zeigten chinesische Buchstaben; doch gab es auch einige, welche alte indische Schrift aufwiesen. Hier kann erst mühsames Studium Klarheit schaffen. Reste von kleinen Schmuckstücken aus Achat und Jadeit

finden sich auch häufig unter den Sachen., die die Schatzgräber herbeibringen; ebenso waren antike Glasperlen nicht selten.

Als es K. wieder besser ging, besuchten wir zusammen Herrn Moldawack in seiner Fabrik. Das war insofern höchst lohnend, als wir dort eine große Menge hölzerner Maschinen zu sehen bekamen, die von den Eingeborenen ganz und gar aus Holz gebaut worden waren. Manche derselben waren höchst kompliziert und wiesen mehrfache Übertragung der Kraft auf. Hier sahen wir die Produkte einer verhältnismäßig hohen Kultur, welche sich ohne Eingreifen der Europäer entwickelt hatte. Es würde von großem Wert sein, könnte man Typen von all diesen manchmal ziemlich umfangreichen Maschinen nach Europa bringen. Herr Moldawack hat beständig Eselkarawanen auf der Straße von Khotan nach Kaschggar unterwegs. Er bot uns an, auch unsere mit Altertümern gefüllten Kisten durch seine Karawanen nach Kaschggar zu befördern, was wir freudig annahmen. Nachdem wir die Numerierung und Katalogisierung der Stücke gemeinsam besorgt hatten, ging K. an das sorgfältige Packen. Alle Kisten adressierten wir an den in Kaschggar wohnenden, oben erwähnten Missionar Bohlin und ersuchten ihn brieflich, dieselben an die russische Transport-Gesellschaft in Kaschggar zur Weiterbeförderung nach München zu übergeben. In der Schreibstube des Herrn Moldawack bekamen wir auch einige schöne Stücke der in Khotan noch immer blühenden Jadeitindustrie zu sehen, von welchen wir einige ankauften.

Die Jadeitschleiferei Khotan's wird von dem chinesischen Pilger Hiuen-tsang (ca. 640 A. D.) erwähnt, und in dem chinesischen Buch Dien-i-tien lesen wir, daß in der Nähe von Khotan der weiße, grüne und schwarze Nephritfluß im Küen-lüngebirge entspringe. (Nephrit steht offenbar für Jadeit = Kasch auf Türkisch.) Diese Nachricht ist nicht ganz mit der modernen Karte in Einklang zu bringen. Unsere Karten zeigen zwei Flüsse in der Nähe von Khotan welche das Wort „Kasch“ in ihren Namen enthalten, nämlich Yurung-Kasch und Kara-Kasch. Yurung-Kasch heißt nach Dr. Stein's Erklärung „Weißer Jadeit“. Kara-Kasch heißt schwarzer Jadeit. Ein Fluß, der den Namen „grüner Jadeit“ führt, ist auf der Karte nicht aufzufinden. Unter dem Geröll in all diesen Flüssen gibt es viele rund geschliffene Jadeitstücke. Aus diesen schleifen die Eingeborenen

borenen Arm- oder Fußringe und kleine sehr plumpe Figuren von Tieren.

Sehr berühmt ist auch die Metallindustrie von Turkestan. Hier werden die schönen getriebenen Thee- und Wasserkannen hergestellt, welche wir in so vielen Museen als Prunkstücke finden. Da es unsere Aufgabe war, die vorhandenen geringen Geldmittel möglichst gewinnbringend anzulegen, verzichteten wir ganz auf den Ankauf moderner Prachtexemplare von Kannen und wandten uns weiter an den Ankauf von Altertümern, welche noch immer billig zu haben sind.

Die große Teppichindustrie Turkestans ist schon erwähnt worden. Ein besonderer Zweig derselben beschäftigt sich mit der Anfertigung von Filzdecken. Leider finden billige Anilinfarben, welche durchaus keine Haltbarkeit haben, immer mehr Eingang in diese Länder und beeinträchtigen den Wert der sonst so prächtigen Ware.

Auch Papier wird in Khotan gemacht, und wir kauften nicht wenig davon, weil wir dasselbe zum Verpacken unserer Altertümer notwendig brauchten. Das heutzutage hier bereite Papier unterscheidet sich in keiner Weise von dem, welches schon vor 1200 bis 1500 Jahren hier gemacht wurde, und deshalb war es den von Dr. Steinen entlarvten Fälschern alter Dokumente so leicht, die Sammler zu täuschen. Als Herr Moldawack sein bestes tat, uns im Sammeln vorwärts zu helfen, äußerte er gelegentlich, daß der Akjakal, unser Wirt, bedeutende Schätze an Altertümern besäße. Auch forderte er jenen Herrn gelegentlich auf, seine Sachen an uns zu verkaufen. Es verging aber ein Tag nach dem anderen, ohne daß wir irgend etwas von solchen Dingen zu sehen bekamen. Eines Abends kam der Akjakal, mit welchem übrigens auf Tibetisch verhandelt wurde, ganz aufgereggt in unser Zimmer und bot uns alle seine Herrlichkeiten umsonst an, wenn wir uns als Geburtshelfer bei seiner Schwiegertochter nützlich machen wollten. Die Versuchung, mit irgend einer homöopathischen Arznei den Scharlatan zu spielen, war sehr groß. Dennoch hielten wir es für richtiger, einzugestehen, daß wir keine Ärzte seien. Mit sehr sorgenvollem Gesicht verließ der Akjakal unsere Stube, und wir begaben uns zur Ruhe. In der Nacht hörten wir es mehrmals schießen, was uns nicht weiter bekümmerte. Seit wir in Khotan wohnten, hatten wir zu allen Tages- und Nachtzeiten Schüsse gehört. Auf unsere Nachfrage hatte man uns erklärt, daß der chinesische Amban damit beschäftigt sei, die während der chinesischen Revolution entstandenen Banditenbanden



Kurul, buddhistischer Tempel in der Salzgruft bei Sarepta



Residenz der Kalmülenfürstin in der Salzgruft bei Sarepta  
Phot. von Rich. Beder

einzufragen und deren Mitglieder standrechtlich zu erschließen. Wir hatten uns in diesen Zustand allmählich eingelebt und achteten kaum mehr auf diese Art von Unterhaltung. In jener Nacht krachten aber zwei Schüsse in unserer nächsten Nähe los, so daß wir ordentlich im Bett in die Höhe fuhren. Da sich jedoch keinerlei Tumult an diese Explosionen schloß, schliefen wir wieder ein. Am nächsten Morgen stellte sich der Akjakal mit vergnügtem Gesicht bei uns ein und theilte uns mit, daß er selbst als Geburtshelfer eingegriffen und das Kind glücklich zur Welt befördert habe. Als die heftigen Schmerzen seiner Schwiegertochter zu keinem Ziel führen wollten, habe er das Gewehr ergriffen und die Leidende mit zwei in nächster Nähe abgegebenen Schüssen heftig erschreckt, und das habe in kürzester Zeit zu einer glücklichen Geburt geführt. Dieses schöne Familienereignis wurde mit großen Festgerichten gefeiert, von welchen wir auch unser Theil erhielten. Der Akjakal war so aufgekratzt, daß er sich sogar dazu herbeiließ, uns die edelsten Schätze seiner Sammlung vorzulegen. Auch hier gab es wieder mehrere sehr gut erhaltene Stücke, an deren Erwerbung uns viel lag. Da wir aber nichts zur glücklichen Abwicklung des Familienereignisses beigetragen hatten, galt es nun zahlen. Zwar erhielten wir die Sachen für europäische Begriffe noch immer billig genug. Aber für turkestanische Verhältnisse waren die Preise gesalzen.

Dem chinesischen Amban hatten wir unsere Aufwartung gemacht und waren wieder von ihm besucht worden. Für Sonntag den 16. August erhielten wir eine Einladung zum Mittagessen bei ihm. Der Akjakal borgte uns seine Pferde zum Ritt dorthin und begleitete uns persönlich, obgleich er wegen des gerade stattfindenden Fastens der Muhamedaner selbst nicht am Essen teilnehmen konnte. Auf Pferden ritten wir nicht etwa wegen der weiten Entfernung, sondern aus Anstandsgründen. Ist man bei einem hohen Beamten zu Gast geladen, dann darf man nicht wie ein Bettler zu Fuß ankommen, vielmehr muß man sich eines ansehnlicheren Beförderungsmittels bedienen. Kaum waren wir in den großen Hof des Yamen eingebogen, als es schon wieder krachte. Diesmal aber wurden keine Rebellen totgeschossen; nein, diese drei Böllerschüsse wurden uns zu Gruß und Ehren abgegeben. Wie hoch wir gewertet wurden, erfuhren wir während des Essens, als es abermals dreimal krachte. Unter diesen Schüssen stellte sich ein chinesischer Beamter ein, über welchen uns zugeflüstert wurde, daß er noch höher als der Amban im Rang

stehe. Somit hatte der A m b a n uns durch seine drei Begrüßungsschüsse höher als sich selbst gewertet. Bei der hier vorgesezten Mahlzeit bekamen wir einige chinesische Gerichte, die uns noch neu waren, zu kosten. Dahin gehört in Pfefferminze gekochtes Hühner- und Hammelfleisch, mit Seetang gekochtes Hammelfleisch, und süßgemachte weiße Bohnen. Als wir uns nach sechzehn Gängen verabschiedeten, wurde uns das Abschiedskompliment wieder geschickt in den Mund gelegt. Der A m b a n erklärte mit schwermütiger und bedauerlicher Miene: „Nun habe ich Ihnen so wenig zu essen gegeben!“ worauf ich ihn zuversichtlich trösten konnte, indem ich sagte: „In ganz Europa habe ich noch nie so viel zu essen bekommen!“ Dann krachten wieder die drei Böllerschüsse und wir ritten in unser Quartier zurück.





## IV. Über Den Kuen-lün, Karakorum und Transhimalaja nach Leh.

---

Am folgenden Tag, Montag den 17. August, traten wir die große Reise nach Leh an. Auf derselben begleitete uns außer unserem bisherigen Diener *Abdullah* noch ein anderer Türke als Reismarschall, der merkwürdiger Weise auch den Namen *Abdullah* führte. Wir begnügten uns mit nur sechs Pferden, nämlich zwei Reitpferden für uns Europäer, zwei Packpferden, und zwei Tieren, welche zur gleichen Zeit als Pack- und Reitpferde dienten. Gleich vor den Toren der Stadt wartete unserer eine sinnige Überraschung. Dort hatte der chinesische *Amban* ein altes nach der Straße zu offenes Gebäude mit herrlichen Teppichen austapezieren lassen, und darin lud er uns zu einem Abschiedstee ein. Seine buntgekleidete militärische Begleitung gab der Landschaft eine prächtige Staffage, und wir fühlten uns gewaltig geehrt. „Auf Wiedersehen in Deutschland“ rief der *Amban* beim Abschied; denn Deutschland ist das Land, welchem die Chinesen ganz besonderes Vertrauen entgegenbringen. Um den richtigen Weg nach dem *Karakorum-Paß* zu gewinnen, waren wir genötigt, erst drei Tagemärsche auf dem alten Weg zurück zu gehen. Der erste brachte uns an den westlichen Rand der *Khotan-Oase* nach dem Dorf *Zawa-kurgan*. Am nächsten Morgen überschritten wir wieder die hohen Dünen, welche die Oase von der eigentlichen Wüste scheiden; und bald darauf hatten wir ein liebliches kleines Erlebnis. Eine ganze Wolke von Vögeln, welche wir in der Nähe als Tauben erkannten, kam uns plötzlich entgegengeschlogen. Alle diese Tierchen begrüßten uns aufs freundlichste, indem sie, nachdem sie aus der Höhe der Flugbahn herabgestiegen waren, um unsere Köpfe herumflatterten, sich für

einige Zeit auf die Schulter oder den Hut setzten und wieder auf-  
flogen. Sie nahmen dann die Richtung auf eine kleine, in der Nähe  
gelegene Oase, drehten wieder um, wie um zu sehen, ob wir auch  
folgten, und führten uns auf diese Weise wirklich zu jenem Ort,  
welcher *Kumrabat-Padschapi* heißt. Dort befindet sich  
ein kleines muhamedanisches Heiligtum, und die daselbst wohnenden  
*Mulla*s erklärten sich bereit, die nach vielen Hunderten, wenn  
nicht Tausenden, zählenden Tauben zu füttern, wenn wir nur die  
Zechen bezahlten. Wir machten den zutraulichen Tauben gern diese  
Freude und genossen das muntere Schauspiel. Kaum war die Mahl-  
zeit beendet, als die Tauben sich schon wieder erhoben und nach  
Westen davonsflogen. In jener Richtung konnte man eine Karawane  
sehen, die sich auf die Oase zu bewegte, und dieser machten die klugen  
Tiere jezt ihre Aufwartung. Den Schlüssel zu diesem merkwürdigen  
Taubenkult an einem muhamedanischen Heiligenschrein haben wir  
vielleicht in *Dr. Stein's* Entdeckung, daß die mohamedanischen  
Heiligtümer fast immer an solchen Plätzen zu finden sind, an welchen  
sich vorher buddhistische Heiligtümer befunden haben. Da es bei den  
Buddhisten als ein verdienstliches Werk gilt, Tiere zu füttern, hat  
man wahrscheinlich an dieser Stelle Tauben gehalten und die Pilger  
aufgefordert, ihnen Futter zu streuen. Bei der Umwandlung  
*Kumrabat's* aus einem buddhistischen in einen mohamedanischen  
Schrein behielt man die Tauben, gewiß ein Hauptanziehungsmittel,  
bei, und an Futtermangel scheinen die Tiere nicht zu leiden, obgleich  
ihre Fütterung das Seelenheil des Gebers nicht mehr fördern kann.  
Noch lang auf unserem Wüstenritt mußte ich an diesen freundlichen  
lebendigen Gruß des längst erstorbenen Buddhismus von Turkestan  
denken.

Als wir die Oase von *Zanguya* zum zweiten Mal erreicht  
hatten, bogen wir vom alten Weg in südwestlicher Richtung ab und  
marschierten auf die blauen Berge des *Küen-lün*, welche uns  
schon so oft an klaren Tagen unserer Wüstenreise mit ihren Schnee-  
gipfeln gegrüßt hatten, zu. Der Marsch von *Zanguya* nach  
*Sandschu* brachte uns in ein liebliches grünes Tal der Vorberge,  
voll von üppigen Feldern und Obstpflanzungen. Hatte uns schon  
*Zanguya* als Sommerfrische eingeleuchtet, so wollte uns *Sand-  
schu* noch geeigneter für solche Benützung erscheinen; denn hier  
boten die vielen niedrigen Höhenzüge Schutz vor den Sandstürmen der  
Wüste, welche über *Zanguya* ungehindert fegen konnten. Wir

fanden hier freundliche Aufnahme im Hause des Dorfältesten; und, da unsere beiden Abdullahs behaupteten, hier einen ganzen Tag wegen des Ankaufes von Lebensmitteln für die Reise liegen zu müssen, bekamen wir auch eine kleine Probe der Sommerfrischenherrlichkeit zu spüren. Wie in den meisten Sommerfrischen, so regnete es auch hier fast während der ganzen Zeit unseres Aufenthalts, und der lehmige Boden des Ortes wurde durch den Regen so glatt wie Eis. Trotz alledem fragte ich bei den Eingeborenen, ob sie nichts von einer alten Stadt in der Nähe wüßten, worauf sie zu meiner Verwunderung zustimmend antworteten. Es wurde ein Führer gesucht, und in dessen Begleitung machte ich mich im Regen auf den Weg nach dem etwa drei Meilen entfernten Dorfe Dombak, welches flußabwärts gelegen war. K. mußte wegen abermaliger Magenverstimmung zu Hause bleiben. Der Führer brachte mich auf sehr schmutzigen Wegen schließlich vor eine 10 bis 15 Meter hohe Lößplatte, und wies mit dem Finger auf mehrere große Löcher, welche sich etwa einen Meter unterhalb der Oberfläche befanden. Diese Löcher gehörten offenbar zu Gräbern, welche sich auf der Seite öffneten, als Randeile der Lößplatte abbröckelten. Von unten aus konnte man in ihnen Knochen und Tontöpfe sehen. Größere Steine am Rand der Gräber deuteten darauf, daß jene innen ausgemauert waren. An sie heranzukommen, war aber ohne größere Veranstellungen unmöglich. Mit Mühe kletterten wir auf die Fläche der Lößplatte und wühlten auf ihr herum, konnten aber außer einigen ganz einfachen handgearbeiteten Tonscherben und Schlacken nichts finden. Von der Höhe dieser Terrasse aus wies mein Begleiter auf eine andere, welche sich am Fuß eines Bergabhanges hinzog und behauptete, daß dort schon mehr gefunden worden wäre. Einige in der Nähe wohnende Bauern kamen uns mit ihren Grabscheiten zu Hilfe, und nachdem wir jene Terrasse erstiegen hatten, öffneten wir den Boden an mehreren Stellen. Endlich stießen wir auf ein rundes Tongefäß. Es gelang uns, die Erde auf allen Seiten desselben sorgfältig abzulösen und es schließlich unverkehrt aus dem Boden zu heben. Es handelte sich um einen runden handgearbeiteten Tontopf von 30 cm. Durchmesser, welcher gar keine Verzierungen aufwies und bis zum Rand mit Asche und angebrannten Menschenknochen gefüllt war. Das plötzliche Eintauchen in die Atmosphäre wirkte verhängnisvoll auf den Ton, der erweichte und aus allen Fugen ging. Wir durchsuchten den Boden in der Nähe des Topfes nach

Beigaben, konnten aber nichts finden. Dieser Topf stand etwa nur 30—40 cm. unter der jetzigen Oberfläche der Lößplatte. Das Resultat meines Ausfluges nach jener „alten Stadt“ war also nur die Entdeckung zweier Begräbnisplätze aus alter Zeit, deren Zusammenhang mit anderen Kulturkreisen aus Mangel an Material nicht nachgewiesen werden konnte.

Am Tag nach jener Entdeckungsfahrt verließen wir nun wirklich S a n d s c h u und stiegen zunächst auf die Höhe der Dorberge in der Nähe des Dorfes. Diese waren zum Teil reine Sanddünen, zum Teil bestanden sie aus einem Gerüst von Felsgerippen, an welche sich große Sanddünen lehnten. Diese Wellen von Flugsand zogen sich noch weit in die Dorberge hinein. Ganz eigentümlich war der Ausblick von der Höhe der Dorberge auf die im Norden sich ausbreitende Wüste. Von hier oben gesehen, stellte sie sich wieder ganz wie ein Meer dar. Hohe weiße Sanddünen umsäumten den Rand, und von ihnen aus dehnte sich eine weite, leicht gewellte und gekräuselte Fläche endlos nach Norden, und darüber lag eine kaum durchsichtige, graue heiße Luft, wie wir sie oft in den Tropen über dem Meer beobachten können. Nicht lang zogen wir am Ufer dieses ausgetrockneten Meeres hin; dann bogen wir plötzlich in ein Seitental ein und befanden uns bald zwischen den zackigen Felsbergen, untermischt mit öden Sandhalden. Gelegentlich bekamen wir ein üppiges grünes Dorf, ähnlich S a n d s c h u zu sehen. Aber unser Weg führte uns fort von all diesen Stätten des Lebens am Wüstenrand, hinein in die menschenleere Einsamkeit der größten Hochgebirge. Da der Weg am S a n d s c h u fluß aufwärts wegen des gefallenen Regens und damit zusammenhängender Hochflut unpassierbar geworden war, zogen wir nach dem Tal des weiter östlich strömenden P u s k i flusses hinüber und in demselben ein Stück aufwärts.

Am Sonntag den 23. August erreichten wir das kleine schon recht hoch gelegene Dorf K ö k b a s c h. Dasselbe bestand zur Hälfte aus niedrigen Steinhäusern und zur Hälfte aus Höhlenwohnungen, die man in den weichen Löß gegraben hatte. Merkwürdig war uns in diesem Dorf das Vorhandensein eines Adlers mit verkapptem Kopf, welcher aussah, als ob er wie ein Falke zur Jagd gebraucht würde. Bäume besaß dieses winzige Dorf nicht, und von Sträuchern bekamen wir von jetzt an nur noch zwei Arten an kleinen Wasserläufen zu sehen, nämlich T a m a r i s k e n mit lebhaft rosa Blüten und eine C l e m a t i s art mit gelben Blüten. Auf den Abhängen über den

Bächen zeigten sich vereinzelt die schwarz-blau-grünen Büschel der von den Tibetern *Burtse* genannten niedrigen Strauchart.

Wir hatten noch drei Pässe zu übersteigen, ehe wir an die Überwindung des höchsten unserer ganzen Reise, des *Karakorum-Passes*, gehen durften. Der erste von diesen war der *Tschotschu-Paß*, dessen Höhe uns schon mit Staunen erfüllte. Er hatte immerhin noch eine Annehmlichkeit, die ihn vor den anderen auszeichnete, nämlich einen klar erkennbaren Weg, dessen Instandhaltung offenbar große Arbeit und Mühe für die wenigen anwohnenden Menschen bedeutet. Durch diesen Paßübergang gelangten wir wieder in das Tal des *Sandschuflusses*.

Dieß schlimmer war der Weg über den *Sandschu paß*, wodurch wir an den Oberlauf des *Karakaßflusses* gelangten. Auf dem Nordabhang dieses PASSES kamen wir in ein kleines aus Kibitken bestehendes Dorf türkischer Nomaden. Eine der Kibitken wurde uns zum Nachtquartier eingeräumt, und die Nomaden boten uns mehrere ihrer *Jaks* für den schwierigen Paßübergang an. Bei diesen Leuten bekamen wir zum ersten Mal jene aus *Sven Hedin's* Büchern bekannten Gabelflinten zu sehen. Es sind dies Gewehre, die mit einer Gabel versehen sind, auf welche man den Lauf beim Zielen stützt. An den folgenden Tagen begegneten uns noch einige Karawanen, die von solchen Gabelflintenschützen geleitet wurden. Der Aufenthalt bei den Nomaden und ihren Tieren war uns ganz interessant. Wir beobachteten die mit hohen spitzen Mützen bekleideten Frauen beim Melken und suchten einige von ihnen selbst gearbeitete Geräte zu erhandeln, im besonderen steinerne Lampen und wollene Bänder, in welche primitive Muster eingewebt waren. Obgleich das Lager der Nomaden schon recht hoch oben im Gebirge aufgeschlagen war, galt es doch noch, von hier aus lange, lange aufwärts zu klettern, ehe der Grat des PASSES mit seinem kleinen Schneefeld erreicht war. Wir ritten beide auf *Jaks*, welche mit Nasenringen und daran gebundenen Stricken versehen waren. Diesen Strick hielt der Eigentümer der zottigen Tiere in der Hand und schritt langsam vor vor ihnen her, den Abhang hinauf. Dabei gab mir der zwischen meinen Beinen grunzende *Yak* Gelegenheit, das herzliche Verhältnis, welches zwischen ihm und seinem Herrn bestand, kennen zu lernen. Er neigte nämlich plötzlich seinen Kopf und steckte das eine seiner Hörner zwischen die Beine seines Führers. Der drehte sich um und warf mir einen empörten Blick zu, denn er dachte, ich hätte mir er-

laubt, mit meinem Stock nach ihm zu stechen. Ehe er aber seine Gedanken geklärt hatte, fand er sich plötzlich in die Höhe gehoben, und im nächsten Augenblick hing er im Kniegelenk an dem einen Horn des bösen Tieres, gerade, als wollte er eine Knieewelle an dem langen Horn statt einer Reckstange ausführen. Nun wippte der Yak leicht mit dem Kopf, und das versetzte den armen Reckkünstler in eine neue Bewegung, indem er jetzt in elegantem Flug durch die Luft auf den mit grobem Geröll bedeckten Abhang befördert wurde. Hier suchte der Arme sich seine schmerzenden Knochen zusammen, kroch stöhnend auf den Weg zurück und nahm den Nasenstrick seines lebenswürdigen Saumtieres wieder in die Hand. Der Aufstieg auf den Sand schu paß war mühsam genug gewesen; aber der Abstieg war noch schlimmer. Hier verlor sich der Weg bald ganz und gar, und wir hatten über einen endlosen steilen Abhang voller grober spitzer Steine zu klettern. In diesem ganz abscheulichen Terrain bewegten sich die Yaks mit größter Sicherheit. Für die beladenen, durch den Aufstieg ermüdeten Pferde bedeutete der Abstieg aber ein Bestehen großer Lebensgefahr. Das mußte den Pferden ebenso klar werden wie uns, da wir alle dreißig bis fünfzig Schritt an einem verunglückten toten Pferd vorbeikamen. Endlich gelangten wir an einen kleinen ebenen Fleck, auf dem wir uns Tee kochten. Von hier aus stürzten sich die Nomaden, welche uns wegen der Yaks begleitet hatten, wie Hasgeier auf zwei der in der Nähe liegenden Pferdekadaver und zogen ihnen die Haut ab. Dann gingen sie mit ihren launischen Tieren wieder zurück, und wir setzten unseren Abstieg auf üblen Wegen, aber durch malerische Felschluchten fort, bis wir bei Sonnenuntergang in dem winzigen Dorf Ali-Nazar am Karakasch-Fluß ankamen.

In dem fast unbedachten Rasthaus fanden wir eine aus Mann, Frau und zwei Kindern bestehende Türkenfamilie, welche sich einen kleinen Verdienst daraus machten, den durchreisenden Fremden hilfreich beizustehen. Diese Leute waren derartig gemüthlich und gutherzig, daß es uns in der dürftigen Hütte, durch welche der Wind heftig brauste, ganz wohl wurde. Wir waren nicht die einzigen Nachtgäste, vielmehr stellten sich noch etwa zehn Reisende ein, und zeitweise war das Gedränge in dem kleinen Raum groß. Einige der Gäste waren immer am Herd beschäftigt, andere unterhielten sich, und einer verrichtete sogar seine mohamedanischen Gebete in aller Ausführlichkeit, ohne sich von irgend jemand stören zu lassen.

So erbärmlich Ali-Nazar auch war, so besaß diese Ortschaft doch Ruinen einer früheren Befestigung, welche von den jetzigen Bewohnern mit Jakub-Begh in Verbindung gebracht wird. Wahrscheinlich stammt sie aber aus älterer Zeit. In ihrer Nähe befanden sich einige, mit Zinnenmauern versehene, Heldengräber, und über ihnen wehten Jakschwänze im Winde.

Nun zogen wir am linken Ufer des Karakasch-Flusses aufwärts. Das Flußthal war im ganzen öde und von vegetationslosen Felsbergen umschlossen; doch enthielt es da und dort einige wenige Bauernhöfe mit dürftigen Feldern. Wir sind hier schon in einer Höhe von 11—12000 Fuß, und außer Gerste ist nicht viel aus dem Boden zu locken. Einer dieser einsamen Bauernhöfe heißt Pile-tagatsch, und etwa zwei englische Meilen weiter aufwärts entdeckten wir an einer Felswand die ersten Steinzeichnungen im westtibetischen Stil, an welchen Ladakh so reich ist. Sie stellten Steinböcke und Pfeilschützen dar. Ich bin geneigt, diese Zeichnungen den Ladakhern, und nicht den Turkomanen zugute zu halten und zwar aus folgenden Gründen: Im türkischen Gebiet habe ich, trotz beständiger Aufmerksamkeit, seit Osh keine Felszeichnungen mehr entdecken können. Hier am oberen Karakasch waren wir aber jetzt der alten westtibetischen Grenze, über welche nachher geredet werden soll, schon sehr nahe gekommen. Als wir ein wenig weiter am Fluß aufwärts gegangen waren, bemerkten wir im Thal an der Flußseite einen steilen, etwa haushohen Felsen, welcher über und über mit zerfallenem Mauerwerk bedeckt war. Diese malerische, in voller Öde daliegende Ruine wurde Kiliaan-Kurgan genannt und selbstverständlich mit Jakub-Begh zusammengebracht. Bald nachdem wir dieses Bauwerk passiert hatten, wartete unserer eine angenehme Überraschung. Wir begegneten nämlich einer aus Kamelen und Pferden zusammengesetzten Karawane, welcher ein echter Ladakher, schmutziggelb von Gesicht, voranritt, und hinter diesem her folgten zwei Europäer. Letztere redeten wir natürlich an und erfuhren von ihnen, daß sie zur Expedition des Dr. de Filipi gehörten und über den Kiliaanpaß nach Turkestan zu reisen gedächten. Es waren die Professoren Marinelli und Dainelli, Geologen von Fach. Von ihnen hörten wir zu unserer Freude, daß Dr. de Filipi nur etwa einen Tagesmarsch weiter aufwärts, in Suget-Karaul, lagere. Am gleichen Tag war es für uns allerdings unmöglich, noch bis Suget-Karaul zu reisen. Wir

machten Halt bei einem kleinen Gehöft, welches dem Zusammenfluß des Taghra mit dem Karakasch gegenüberlag und schlugen zum erstenmal unser Hochgebirgszelt, welches ich als Andenken an den trefflichen holländischen Bergsteiger Sillem geschenkt bekommen hatte, auf. Obgleich nicht viel größer als eine Hundehütte, gewährte uns dies doch genügenden Schutz gegen den kalten Wind, der während des ganzen Nachmittags talaufwärts wehte. Am nächsten Morgen hatten wir erst den ziemlich tiefen Taghra-su Fluß zu durchreiten. Dann ging es viele Stunden lang aufwärts im öden Flußthal, und endlich bekamen wir Schah-i-dullah zu Gesicht.

Auf diesen Ort hatten wir lange mit Spannung gewartet, zumal er auf allen uns zugänglichen Karten als ein Ort von Bedeutung angegeben war. Auf einer Karte hatten wir sogar die Notiz gefunden, daß Schah-i-dullah in einer Höhe von nur etwas über 7000 Fuß gelegen sei, und daraus sowohl wie aus der Dicke der Schrift beim Namen auf der Karte geschlossen, daß Schah-i-dullah einen Bazar besitzen würde. Als nun beim Näherkommen unsere Führer auf den Ort zeigten, entdeckten wir weiter nichts, als zwei unbedachte Ruinen von etwas größeren steingebauten Häusern. Von einem der kleinen Hügel auf dem anderen Flußufer schaute ein mohamedanischer Heiligenschrein (Mazar) herüber und über letzterem wehten einige Jakschwänze. In der Nähe des Schreines waren mehrere Kibitken aufgeschlagen. Unsere türkischen Begleiter versicherten uns, daß die größeren in Ruinen liegenden Häuser von Kaschmirbeamten aufgeführt worden wären, was mich in Verwunderung setzte; doch fand ich auch in einem älteren Reisewerk die Notiz, daß Schah-i-dullah im Jahre 1863 noch als Festung des Kaschmirstaates galt. Von größter Wichtigkeit für meine Forschungen erwies sich aber eine kleine Bemerkung in Thsebrtan's tibetischer Geschichte des Dogra-Krieges. Dort wird Schah-i-dullah (tibetisch Sche-du-la) als zum westtibetischen Reich gehöriger Grenzort genannt. Aus all dem ergibt sich also folgendes für die Geschichte dieses nun fast verschwundenen Ortes: Schah-i-dullah gehörte zuerst dem westtibetischen Reich an. Als letzteres von den Dogras 1836—1841 erobert wurde, ging auch diese Stadt an den Dogra-Kaschmir-Staat über. 1863 gehörte sie noch zu jenem Staat. Vermutlich in den Tagen Jakub-Begh's kam es zu einer Grenzregulierung zwischen Kaschmir und dem neugegründeten turkestanischen Reich, und seit jener Zeit

gehörte der Ort den Türken. Schließlich fiel er nach Jakub-Begh's Tode mit ganz Ostturkestan an China. Wir sind also in Schah-i-dullah auf alttibetischem Gebiet, und da die Grenze gewiß nicht gleich unterhalb der Festungsmauern, sondern einige Meilen von derselben gezogen war, können wir annehmen, daß jene oben erwähnten Felszeichnungen von alten Tibetern ausgeführt worden sind.

Von Schah-i-dullah aus hatten wir noch etwa zwei Stunden lang im öden Tal aufwärts zu steigen. Endlich tauchten die lehmgelben Zinnen einer kleinen Festung auf, und wir waren in Sugek-Karaul. Wir traten in den Festungshof und fanden ihn mit Zelten bedeckt. Diener aus Indien, Turkestan und Ladakh liefen im Hofe umher, und unter ihnen erkannte ich zwei alte und bewährte Freunde aus Leh; nämlich meinen ehemaligen Diener und Schreiber Lobsang, der zu unserer Christengemeinde in Leh gehört, und den berühmten Reisediener Galwan-Rasul. Durch diese lieben Leute wurde unsere Ankunft dem Dr. Filippo de Filipi gemeldet, und dieser kam alsbald aus seinem Zelt, um uns herzlich zu begrüßen. Dr. de Filipi erinnerte sich sogleich an die schönen Tage, die wir im Jahre 1909 zusammen in Leh verbracht hatten. Damals war seine Frau noch fröhlich unter uns gewesen. Inzwischen hat er sie ins Grab gelegt.

„Nun“, sagte der Doktor, „muß ich Ihnen die neuesten Nachrichten mitteilen; denn ich darf annehmen, daß Sie seit lange keine Zeitung gesehen haben“. Das war allerdings richtig, und das letzte, was wir von Zeitungsnachrichten erfahren hatten, war ein Bericht über die Ermordung des österreichischen Kronprinzen gewesen. Davon hatte uns zuerst der Bürgermeister von Kaschgar bei Gelegenheit des chinesischen Festmahles erzählt. Später fand diese Nachricht in den schwedischen Zeitungen der Missionare ihre Bestätigung. Da wir nun in dem Mord des Kronprinzen nichts weiter gesehen hatten, als ein Ereignis, welches zwar für eine Anzahl von Tagen oder Wochen die Gemüter der Menschen heftig bewegt, dann aber wieder vergessen wird, hatten wir uns längst an das Vergessen desselben gemacht. Jetzt aber brachte Dr. de Filipi die schwache Erinnerung an jene Zeitungsnotiz zu neuem Leben, als er berichtete: „Nach der Ermordung des österreichischen Tronerben durch die Serben folgten mehrwöchentliche Verhandlungen zwischen beiden Ländern, welche schließlich dazu führten, daß Österreich an Serbien

den Krieg erklärte. Kurz darauf folgte Rußlands Kriegserklärung an Oesterreich. Und daraufhin erklärte Deutschland an Rußland und Frankreich zugleich den Krieg. England und Italien dagegen wollten neutral bleiben!“

Das war beinahe zu viel auf einmal, zumal wir in keiner Weise auf so etwas vorbereitet waren. Gleich stiegen vor meinen Augen beängstigende Kriegsbilder auf. Ich sah die Russen als Räuber und Mörder in Schlesien und meine Frau und Kinder auf der Flucht in die Gebirge. Ich besann mich darauf, daß mein Bruder militärpflichtig sei, und K. erinnerte sich in ähnlicher Weise an den Bruder seiner Braut.

„Und woher haben Sie die Kunde?“ fragten wir den Doktor. „Aus einer telegraphischen Botschaft, die uns aus Leh, der letzten Station, durch einen Träger hierher geschickt worden ist. Die Nachricht ist also etwa einen Monat alt, und wer weiß, was schon alles inzwischen geschehen ist. Zeppelins mögen über Paris gewesen sein, und gar viele von unseren Freunden und Verwandten sind vielleicht schon im Grabe. Nun, es zeigt sich wieder einmal die Wahrheit meines alten Sprichwortes: „Es geschieht immer gerade das Unerwartete!“ Dr. de Filipi war so freundlich, uns auf einen Tag zu sich im Lager einzuladen, was wir gern annahmen, besonders, weil wir es höchst nötig hatten, uns einmal wieder satt zu essen. Wir fanden Unterkunft in einem der wenigen Lustziegelhäuser, die sich innerhalb der Sinnenmauer befanden, und waren dort im besonderen Gäste des chinesischen Zollbeamten, der schon seit mehr als zehn Jahren in diesem verlassenem Orte die Sommermonate zubringt. Dieser Mann führte den klangvollen Titel Kalarak, was der chinesisch-türkischen Aussprache des englischen Wortes clerk entsprechen soll.

Zum Dinner um acht Uhr abends fand sich eine mehrsprachige Gesellschaft im Zelt des Dr. de Filipi zusammen. Wir lernten hier drei weitere Herren der Filipi-Expedition kennen; nämlich die Italiener Abetti und Genora und den Engländer Major Wood, der vor nun fast zehn Jahren die Ryder-Expedition durch Tibet mitgemacht hatte. Da nun auch der chinesische Kalarak eingeladen war, und indische, tibetische und türkische Diener aufwarteten, wurden folgende Sprachen bei jenem Essen gebraucht: Die Italiener sprachen untereinander Italienisch; zu uns und zu Major Wood sprachen sie Englisch. K. und ich sprachen Deutsch mit-

einander, der Kalarak sprach mit K. chinesisch, und den Dienern wurden Befehle auf hindustanisch, tibetisch und türkisch zugerufen. Also noch schnell einmal vor unserem Abschied von Turkestan ein Sprachengewimmel, wie es sich eben für Turkestan gehört. Bei dieser Mahlzeit erfuhren wir einiges über die Aufgaben, welche sich die Filipi-Expedition gesteckt hatte, und wenn dieselben auch sehr verschieden von den unseren waren, konnten wir doch verstehen, daß auch auf ihren Gebieten viel Interessantes aus dem Lande geholt werden kann.

Dr. de Filipi ist von Haus aus Mediziner, und deshalb hatte er sich persönlich bemüht, durch Körper- und Schädelmessungen aller erreichbaren Individuen ein bedeutendes ethnographisches Studienmaterial zusammen zu holen, mit dessen Hilfe es möglich sein würde, Klarheit in das Völkerchaos zu bringen, welches um das Pamir-plateau herum wohnt. Der Doktor sagte, er habe mit seinen Messungen bei den Darden angefangen, sei dann zu den Baltis übergegangen, und habe darauf die Cadakher gemessen. Dabei sei er zu dem überraschenden Resultat gekommen, daß nicht nur die Darden und Baltis inbezug auf körperliche Merkmale vollständig übereinstimmen, sondern daß auch zwischen Baltis und Cadakhis kein erheblicher Unterschied zu bemerken sei. Filipis Arbeit ist eine gründliche Fortsetzung der Forschungen des Ungarn K. A. von Ujfalvy und seiner Nachfolger. Jener Ungar hat schon im Jahr 1884 behauptet, daß vom ethnographischen Standpunkt aus kein Unterschied zwischen Darden und Baltis bestehe. Damit kämpfte er gegen die bisherige Meinung an, nach welcher die Baltis um ihrer tibetischen, also zum mongolischen Stamm gehörigen Sprache willen auch körperlich zur mongolischen Rasse gehören sollten. Inbetreff der Erscheinung der Cadakhis hielt Ujfalvy noch an der mongolischen Rasse fest. Doch muß hierbei erwähnt werden, daß Ujfalvy niemals nach Cadakh gekommen ist und seine Messungen nur an zufällig getroffenen Cadakhern vornehmen konnte. Filipi ist also noch einen Schritt weiter gegangen, wenn er behauptet, daß gemäß seinen Messungen alle drei Völker, die Darden, die Baltis und die Cadakher, ethnographisch angesehen, nicht der mongolischen, sondern der indogermanischen Rasse zuzurechnen sind. Hierzu bemerkte ich an jenem Abend, daß die geschichtliche Forschung bis zu einem gewissen Grade den Filipischen Beobachtungen entgegenkommt. Nach meinen Untersuchungen haben wir ganz Baltistan und Cadakh

als das alte Kolonialgebiet der arischen Darden anzusehen. Diese Länder wurde in den Jahren 600—800 n. Ch. von den Tibetern unterworfen und dem damaligen großen tibetischen Reiche einverleibt. Das muß entschieden zu einer Zuwanderung von Tibetern in jene Gebiete geführt haben, und zwar sind die Tibeter damals stark genug gewesen, ihre Sprache daselbst zur herrschenden zu machen. Trotz dieses tibetischen Einschlages ist aber nach Dr. de Filipis Forschungen, im besonderen nach seinen Schädelmessungen, der physische Charakter der Baltis und der Ladakher unverändert, das heißt dardisch, geblieben. Soweit kamen wir an jenem Abend. Da ich mir aber diese Frage in den folgenden Tagen weiter überlegte, möchte ich nun noch hinzufügen: Es läßt sich zwar nicht leugnen, daß *dolichocephale* Menschen in Baltistan ebenso wie in Ladakh vorherrschend sind. Dennoch erkennt jeder Reisende ohne viel Übung den Darden aus einer gemischten Gruppe der drei genannten Völkerschaften heraus, und zwar deshalb, weil die Darden sich durch üppigen Bartwuchs auszeichnen, während Baltis und Ladakher (die sich nicht etwa rasieren) so gut wie gar keinen Bartwuchs aufweisen. Dies bringt mich zu der Überzeugung, daß die Knochen noch nicht alles zeigen können. Der zweifellos nicht unbedeutende tibetische Einschlag im Volke der Baltis und der Ladakher gibt sich nicht so sehr im Knochenbau wie im Haarwuchs kund. Und noch eine weitere Vermutung möchte ich aussprechen. Bei der Untersuchung der Frage der Vorfahrenschaft all jener Völker genügt es wohl nicht, wenn wir nur mit zwei Stammrassen, einer arischen und einer mongolischen, arbeiten. Ich glaube vielmehr, daß wir bei den Darden sowohl wie bei den Westtibetern an Vermischung mit einer negroiden Rasse indischer Urbewohner rechnen müssen. Auch diese dunkelfarbigen Menschen waren in hohem Grade *dolichocephal*. Spuren von Sprachen dieser indischen Urbevölkerung finden wir noch im Bunan, Tinan, Mantshab, Kanaschi, Kanaweri, usw., Sprachen, die in den oberen Tälern des Chandra-bhaga, Bias und Sutledsch zuhause sind.

Dr. de Filipi ist ein bedeutender Alpinist, und deshalb ließ er sich die Gletscherforschung besonders angelegen sein. Als die Expedition während des Sommers drei Monate lang auf der Dabsang-höheebene lagerte, bot sich Gelegenheit, vom Lagerplatz aus mehrere jener Riesengletscher, deren Ausdehnung manchem europäischen Königreich gleichkommt, zu besuchen. Solche Ausflüge waren manch-

mal nicht sehr verschieden von Polarexpeditionen. So erzählte der Doktor, daß er einmal mit seinen Getreuen in einem Zelt, welches sie auf dem Eis aufgeschlagen hatten, einschneiten, und daß sie dann von den fürchterlichsten Stürmen zehn Tage lang umtobt wurden. Auch am elften Tage war das Wetter noch nicht wesentlich besser, und nur der Mangel an Lebensmitteln zwang Dr. de Filipi, auf Leben und Tod einen Durchbruch zu versuchen. Und die verzweifelte Tat, die den Einsatz der letzten Kräfte erforderte, gelang. Diese ebenso mühsamen wie gefährlichen Gletscherforschungen hatten aber zu wertvollen Resultaten geführt. Ich besinne mich im besonderen auf die Bemerkung, daß durch des Doktors Beobachtungen festgestellt wurde, daß einer jener Gletscher seine Wasser sowohl in die Zuflüsse des Indus im Süden, als auch in die Flüsse der T a k l a m a k a n - Wüste im Norden schickt.

Augenblicklich hielt Dr. de Filipi die geodätischen Arbeiten seiner Expedition für die wichtigsten. Es handelt sich hierbei um die genaue Feststellung der Erdgestalt mit Hilfe von Pendelschwingungen. Die Erde ist bekanntlich nur annäherungsweise eine Kugel. Nicht nur ist sie an den Polen abgeplattet, sondern auch in anderer Hinsicht unregelmäßig gestaltet (abgesehen von Gebirgen), und die genauen Dimensionen des Erdkörpers lassen sich nur durch Pendelversuche feststellen. Diese Messungen sind international organisiert. Die Zentrale mit dem Normalpendel befindet sich in dem geodätischen Institut in Potsdam. Von dort ausstrahlend sind schon eine ganze Anzahl von Stationen bis nach Indien und Russisch-Turkestan hinein gegründet worden. Filipi wollte nun durch eine Kette von Beobachtungen die indischen mit den russischen Stationen verbinden. Erst wenn man die Beobachtungen bis T a s c h k e n t getragen hatte, durfte man aufatmen. Für diese Pendelschwingungen waren nun auch astronomische Beobachtungen unerlässlich. Um letztere auszuführen, brauchte man die allergenauesten Zeitangaben. Und wegen dieser führte die Expedition einen Marconi-Apparat mit sich. Dessen Mast ragte auch hier in Suget-Karaul hoch über die Zinnen der chinesischen Festung hinaus. Man hatte dem Doktor in Indien gesagt, daß dieser Apparat sich nur bis etwa zur Kammhöhe des H i m a l a y a brauchbar erweisen würde, daß es aber nicht möglich sein würde, Signale von L a h o r e aus quer über den H i m a l a y a zu schicken. Diese Befürchtung erwies sich jetzt als unbegründet; denn alle Abend um sechs Uhr ertönte noch immer das

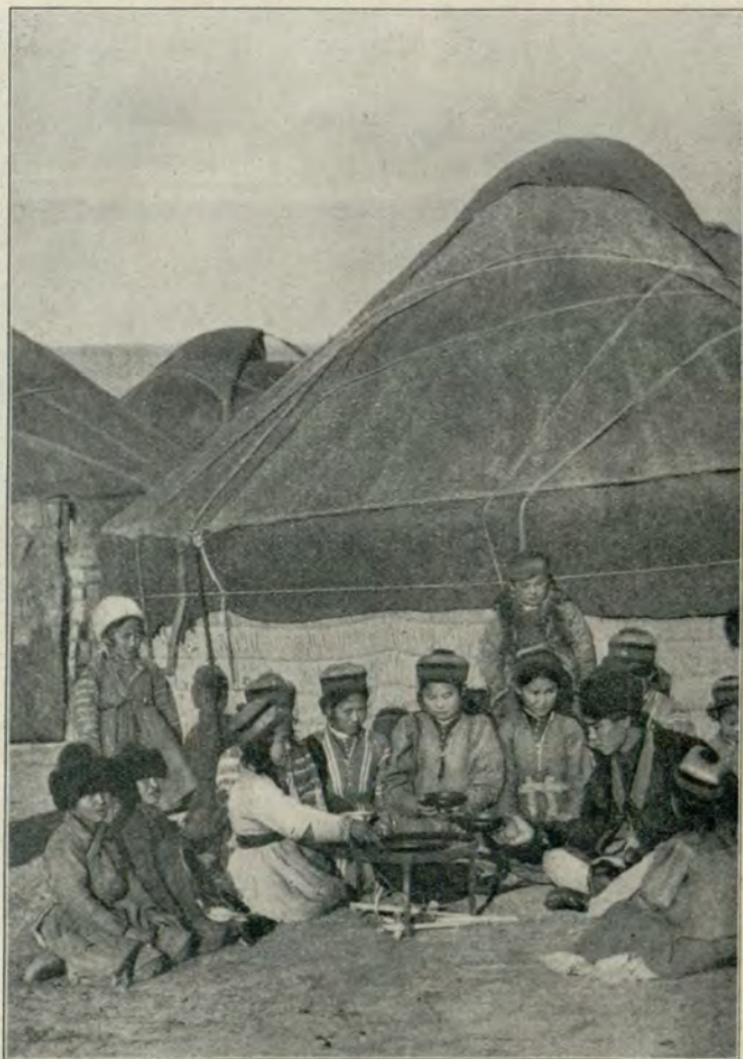
Warnungssignal, welchem nach vielfacher Wiederholung die genaue Zeitangabe folgte. Da das Ankündigungssignal immer ganze fünf Minuten lang wiederholt wurde, ehe das eigentliche Telegramm erschien, wurden wir aufgefordert, auch einmal unser Ohr an den Empfangsapparat zu legen, und einige Wiederholungen des Warnungswortes anzuhören. Somit kann ich aus persönlicher Erfahrung bezeugen, daß es der drahtlosen Telegraphie möglich ist, von *S a h o r e* in Indien aus Botschaften nicht nur über den *H i m a l a y a*, sondern über den Himalaya und den *K a r a k o r u m* zugleich zu schicken. Leider bestand keine Möglichkeit, durch den Marconiapparat auch Kriegstelegramme nach *S u g e t - K a r a u l* zu senden. Man war nämlich hier oben nicht mit einem Geber versehen und deshalb außer Stande, irgend eine Bitte um andere Nachrichten nach Indien gelangen zu lassen. Und in Indien blieb man dem einmal ausgemachten Programm treu und schickte nie etwas anderes als Zeitangaben über die Berge.

Außer auf den genannten Gebieten hatte sich die Filippi'sche Expedition auch auf manchen anderen nützlich erwiesen. Die vorhandenen Karten waren einer gründlichen Prüfung unterzogen worden und mancher Irrtum auf denselben verbessert. So wurde uns auch auf den von uns mitgeführten Karten ein schlimmer Fehler nachgewiesen. — Der photographische Apparat war fleißig gebraucht worden, und man hatte eine schöne Sammlung von Photographien der wichtigsten buddhistischen Klöster und Tempel im Forschungsgebiet zusammengebracht. Zur Bearbeitung derselben wird man sich allerdings noch mit einem besonderen Fachgelehrten in Verbindung setzen müssen.

Nur zu schnell waren die schönen Stunden in *S u g e t - K a r a u l* vergangen, und früh am Morgen des 30. August befanden wir uns wieder auf der Reise. Was unsere Verpflegung anbetrifft, waren wir nun aus den schwersten Sorgen heraus, indem Dr. *d e F i l i p i* uns reichlich von seinem Überfluß an ausgezeichneten Konserven mitgeteilt hatte. Er konnte das um so eher tun, als eine Anzahl seiner Gefährten auf die erste Kriegsnachricht hin davongeeilt waren. Diese Herren wollten in ihrer Heimat die weitere Entwicklung der Dinge abwarten. Die muntere, geistvolle Gesellschaft dieser Europäer mitten in der Einöde hatte uns wohlgetan. Nun waren wir wieder allein und stiegen langsam in öden Tälern aufwärts, auf den dritten der Pässe zu, welche uns noch vom *K a r a k o r u m* trennten. Dieser heißt



Buddhistischer Tempel in Kalmütski-Basar bei Astrachan



Kibitten in Kalmützi-Basar bei Astrachan  
Kalmüten beim Theetrinken

S u g e t - Paß, und seine Höhe mag nur wenig geringer als die des K a r a k o r u m - Passes sein. An jenem Reisetage kamen wir an den nördlichen Fuß der Bergkette und schlugen an einem kleinen Bächlein unser winziges Zelt auf, in welchem wir auf ebenem Boden zu liegen hatten. Wir schliefen aber prächtig, und überschritten am nächsten Morgen ohne irgendwelche Schwierigkeiten den Paß, der auf der Nordseite steil ansteigt, auf der Südseite aber sanft abfällt. Trotz der bedeutenden Höhe war es oben noch ganz schneefrei; doch hatten wir eine herrliche Aussicht auf mit Schnee überzuckerte Bergzacken und riesenhafte Gletscher.

Am 31. August und am 1. September führte unser Weg teils durch flache Hochtäler, teils über einsame Hochebenen (wohl zwischen 16000 und 17000 Fuß hoch), die in majestätischer Ruhe, wie eine Welt für sich, dalagen. Obgleich wir nur wenig Spuren von Vegetation hier oben fanden, war das Tierleben doch nicht ganz erstorben. Wir begegneten einigen S c h a p o , wilden Schafen, die mir schon von T a d a k h her bekannt waren, und einer Herde von Antilopen mit langen spießförmigen Hörnern (tib. g t s o d). Diese Tiere waren so wenig scheu, daß sie sich nicht auf ihrer dürftigen Weide stören ließen, als unsere Karawane etwa hundert Meter von ihnen vorüberzog. Lämmergeier gab es manchmal in großer Menge zu sehen, und zwar nicht bloß hoch oben in der Luft, sondern auch auf der Erde. Obgleich der Weg über die Ebene hier oben ganz erträglich war, waren Pferdekadaver nicht selten. Und um solche herum konnte man die großen Dögel in Scharen von 50 bis 100 Stück sitzen und fressen sehen, während Raben und Krähen in einiger Entfernung von den Lämmergeiern auf kleinere Bissen hofften. Kam unsere Karawane in die Nähe einer solchen Raubvogelkolonie, so begannen alle diese schweren Tiere in possierlicher Weise herumzuhüpfen; denn der Lämmergeier kann sich nur vom Boden erheben, wenn er erst einen tüchtigen Anlauf auf ebenem Boden genommen hat.

Unser erstes Nachtquartier in jener Ebene schlugen wir an einem kleinen Salztümpel auf, und unser zweites hatten wir an einem einsamen Ort, der zum ersten Mal auf dieser Reise einen tibetischen Namen führte. Er hieß nämlich B a l t i - b r a n g - s a (Wohnplatz der Baltis), obgleich nichts in seiner Umgebung auf ehemalige Wohnsitze von Menschen schließen ließ. B a l t i - b r a n g - s a liegt am Südennde der Hochebene zwischen zerklüfteten schwarzen Felsen von ganz eigentümlicher Gestalt. Sie sahen oft so aus, als ob sie mit

Deck übergossen worden wären, und als ob das in Faden herablaufende Deck das morsche Gestein zusammenhielte. Die Lagerstätte war mit größeren und kleineren Felsbrocken übersät, zwischen denen hier und da ein kleiner abgeräumter Platz lag. An manchen Stellen war der Boden ebenso durchwühlt, wie die Indusufer an jenen Plätzen, wo die Baltis früher Gold gegraben haben. Mehr noch als die schwarzen Felsen des engen Tales trugen die vielen herumliegenden Pferdekadaver dazu bei, den Aufenthalt dort unheimlich zu gestalten.

Wir waren froh, als wir früh am 2. September wieder unterwegs waren. Es überkam mich ein erhebendes Gefühl bei dem Gedanken, daß ich am selben Tage noch die höchste Höhe meines bisherigen Lebens, nämlich den 18700 Fuß hohen Karakorum-Paß übersteigen sollte. Wir hatten erst etwa zwei Stunden in engen Fels-tälern aufwärts zu reiten, bis uns der Paß zu Gesicht kam. Dessen Anblick enttäuschte uns etwas, denn wir fanden hier nicht jene Eis- und Schneemassen, welche wir in Anbetracht der Höhe erwartet hatten. Ganz fehlten freilich die Gletscher nicht; aber es waren doch nur unbedeutende Eiszungen, die von den hohen Bergen auf beiden Seiten herunterhingen. Kaum hatten wir den Paß erblickt, als sich schon ein eiskalter heftiger Wind erhob, der uns erst Regen und dann Hagelkörner ins Gesicht blies. Schließlich schneite es, und auf kurze Zeit reisten wir in einer Winterlandschaft. Dann aber brach die Sonne durch, und in wenigen Minuten war der Schnee verschwunden. Wir waren froh, hier oben wieder auf Spuren eines ordentlichen Weges zu stoßen, und so arbeiteten wir uns im Zickzack langsam in die Höhe. Endlich waren wir auf dem Grat und erfreuten uns an dem Ausblick in eine neue Welt schauerlicher Größe. Vor uns lag ein weites, ziemlich tiefes Tal, welches von vielarmigen Gletscherbächen durchrieselt war, und jenseits desselben stiegen die Berge wieder aufwärts, grau, kahl und öde, bis sie in ihren Eis- und Schneehauben den Übergang zum weiß-grauen Himmel fanden. In jener kalten Einsamkeit sterben zu müssen, mag schwer sein. Hier sind wir an dem Orte, an welchem der berühmte deutsche Reisende Adolf von Schlagintweit unter Mörderhänden sein Leben lassen mußte, und es ist hier nicht viel Phantasie nötig, um sich jenes Ereignis schauerlich auszumalen.

Auf der Höhe des Passes befinden sich zwei primitive Bauwerke. Das eine ist ein tibetischer Lha-mtho (Altar für vorbuddhistische Götter) das andere ein vielleicht indisches Bauwerk, auch eine Art

von Altar. Der I h a - m t h o ist aus roten Steinen errichtet und mit Ruten besteckt, welche tibetische Gebetsfahnen tragen. Der andere Altar ist aus Steinen mit Kalk oder Lehm errichtet, und in seinen Nischen fanden wir einige moderne indische Münzen, welche von Reisenden dort als Opfergabe niedergelegt worden waren. Nach einem etwas nassen, aber nicht unbequemen Abstieg gelangten wir in das von so vielen Strömen bewässerte Tal. Dieses führte uns nach der von mehreren niedrigen Höhenzügen belebten D a b s a n g - Ebene, dem Hauptschauplatz der F i l i p i s c h e n Expedition. Es war ein langer ermüdender Ritt über kleine sandige Ebenen, quer durch manche Wasserläufe, bald entlang an Hügeln von rötlichem Gestein, bald an solchen von gelber Farbe. Etwa um 5 Uhr abends kamen wir an eine alte Lagerstätte, G u m b a s genannt, an welcher wir aus Steinen errichtete Bauten fanden, die lebhaft an buddhistische S t u p a s ( m c h o d - r t e n ) erinnerten. Unsere Führer behaupteten aber, daß dieselben mit Tschorten nichts zu tun hätten, sondern daß es einfache Schutzhütten seien. Dazu möchte ich bemerken, daß die Form dieser Bauten für Rasthäuser gar zu auffällig ist. Vielleicht sind es doch alte S t u p a s , die einmal ausgeräumt und zu Schutzhütten eingerichtet worden sind. Als das westtibetische Reich ( L a d a k h ) noch eine Garnison in S c h a h - i d u l l a h unterhielt, mag der Weg über die D a b s a n g - Ebene viel mehr als jetzt von tibetischen buddhistischen Soldaten benutzt worden sein, und das könnte zur Errichtung von S t u p a s in jenen öden Gegenden geführt haben. Obgleich wir gründlich müde waren, durften wir unsere Zelt noch nicht in G u m b a s aufstellen. Erst nachdem wir einen ziemlich breiten Bach überschritten und noch eine Anzahl von Kilometern zurückgelegt hatten, schlugen wir unser Lager an einer vor den Winden geschützten Stelle der kalten Hochebene auf. Der Platz wurde D o l a t genannt.

Am 3. September hatten wir zunächst noch den Hauptteil der D a b s a n g - Hochebene zu überschreiten. Etwa zwei Stunden lang ritten wir an einem sanften Bergrücken, der quer durch die Ebene lag, aufwärts. So lang zeigte sich die Hochebene von ihrer angenehmsten Seite. Kaum hatten wir aber die Höhe des Rückens erstiegen, als uns ein eiskalter Wind, vor dem wir bisher geschützt waren, ins Gesicht wehte. Dieser wurde immer heftiger, und als er uns Mengen von Eis und Schnee in die Augen blies, fühlten wir uns auf den sich langsam vorwärts arbeitenden Säulen garnicht wohl.

Glücklicherweise winkte uns in der Mitte des Weges noch einmal eine Erholung, indem wir da ein kleines Tal zu durchreiten hatten. Dort fanden wir wieder Schutz vor den eisigen Winden, und dazu kam noch etwas Beachtenswertes, welches unsere Gedanken lebhaft beschäftigte. Hier war die verlassene Stätte des Filipischen Lagers. Hier hatten die Mitglieder der Expedition etwa drei Monate lang in Zelten gewohnt. Und, so ungestaltlich die Hochebene auch war, an dieser Stelle war es mit etwas Heldenmut schon möglich, auszuhalten. Die Standorte der einzelnen Zelte waren deutlich zu erkennen, und zwischen ihnen waren schmale Wege sauber ausgelegt. Wo diese den klaren Bach in der Mitte des Tales kreuzten, waren niedliche Brücken gebaut worden. Ja, dieser Ort mochte wohl dem Forscher, der von mehrtägiger Gletscherwanderung in ihn zurückkehrte, wie ein trautes Heim erscheinen. Sehr merkwürdig kamen uns die vielen Hanfpakete vor, vielleicht einige hundert, welche hier auf den Boden herumlagen. Die Eingeborenen gaben folgende Erklärung in betreff derselben: Es geschah öfters, daß die Expedition Transporttiere brauchte, die in jenen menschenleeren Gegenden nur von wandernden Karawanen zu beschaffen waren. Deshalb sah sich Dr. de Filipi genötigt, an den Führern der Handelskarawanen solange herum zu reden, bis sie ihre Hanfpakete abluden und die Sachen der Expedition auf ihre Lasttiere banden. Die Hanfpakete legte man einstweilen auf den Boden der Hochebene, in der Hoffnung, sie nach einigen Wochen weiterbefördern zu können. Da uns der Doktor mitgeteilt hatte, daß er an jener Lagerstätte auch einige Kisten mit Lebensmitteln zurückgelassen habe, suchten wir nach ihnen zwischen den vielen Hanfpaketen, konnten aber keine Spur davon finden. Diese Kisten waren offenbar schon von den durchreisenden Eingeborenen fortgeschafft worden. Nicht etwa, weil sie die Konserven aufessen wollten, sondern weil sie dieselben in Leh oder Kaschgar wieder an Europäer verkaufen konnten. Als wir aus dem geschützten Tal wieder auf die Höhe der Ebene hinaufritten, hatte das Schneetreiben so weit nachgelassen, daß wir imstande waren, uns auf einige Minuten des Rundblickes zu erfreuen, den man von hier aus auf den Karakorum sowohl wie auf den Himalaya hat. Die Hochebene selbst ist ein welliges Gebiet, welches mit mancherlei niedrigen Ketten und einzelnen Bergen belebt ist. Rings herum sah man aber die herrlichsten Eis- und Schneesinken der ganzen Welt. Von Westen her winkte der Dabjang, welcher der Ebene den

Namen gegeben hat. Er aber sowohl wie die übrigen Berge sahen aus, als wären sie nur eine mäßig hohe Umzäunung der Ebene. Und wären sie nicht so mit Eis und Schnee ausgeputzt gewesen, so würde man nicht an ihre bedeutende Höhe geglaubt haben. Unterhalb des Schnees sehen die meisten dieser Berge fast schwarz aus; und von dieser Farbe haben die Türken dem Gebirge den Namen *Kar a - K o r a m* (Schwarzer Felsen) gegeben.

Kaum hatten wir die Rundsicht beendet, als der Wind wieder heftiger und kälter wurde. Aber der Weg senkte sich allmählich; und nachdem wir noch eine halbe Stunde lang gefroren hatten, erreichten wir das obere Ende eines engen von gelben Felsen gebildeten Tales, in welchem wir einen vielstündigen Abstieg vorzunehmen hatten. Unsere Türken machten bald an einer geschützten Stelle Halt und boten uns Brot und Rosinen zur Erfrischung an. Wir waren hier an jenem Orte angelangt, wo vor wenig Jahren der eine unserer *Abdullahs* mit *Dr. von Lecoq* zusammen das Lager aufgeschlagen hatte. *Dr. von Lecoq* hatte auf seiner Reise von *Khotan* nach *Leh* die *Dabsang*-ebene längst überschritten, ja, er war schon mehrere Tagereisen von ihr entfernt, als er einen Brief von einem ihm ganz unbekanntem englischen Offizier erhielt. Letzterer bat ihn, ihm in schwerer Krankheitsnot zu Hilfe zu kommen und gab als seinen Aufenthaltsort eine Ecke der *Dabsang*-ebene an. *Dr. von Lecoq* drehte sofort um, fand jenen Offizier, *Captain Sharrer*, noch am Leben, pflegte ihn, und transportierte ihn auf fast unmöglichen Wegen nach *Leh*. Diese *Tat Lecoqs* wurde von der englischen Regierung durch Verleihung des Ritterkreuzes von *St. Johann* anerkannt. Indem wir mit *Abdullah Lecoqs* Leistung noch einmal würdigten, sprachen wir uns aus, daß es uns höchst unwillkommen sein würde, wenn jetzt ein Bote mit der Bitte, sogleich wieder die *Dabsang*-ebene zu überschreiten, vor uns träte. Vor solch einer Versuchung unserer Liebeskraft blieben wir auf dieser Reise glücklicherweise verschont. Es galt noch einen langen Abstieg durch eine steinige fast weglose Kluft auszuführen. Bei einbrechender Dunkelheit konnten wir aber unser Zelt auf einer kleinen ebenen Terrasse (*Burse - Burse*) aufschlagen.

Früh am nächsten Morgen, den 4. September, bemerkte ich einige Tibeter aus *Sadakh*, welche mit ihren Lastpferden an unserem Lager vorüberzogen. Wie ich richtig vermutete, gehörten sie zu jenen Leuten, welche den Verkehr zwischen *Leh* und *Dr. de Filipi* auf-

recht erhielten. Da letzterer uns erlaubt hatte, im Fall wir seiner Post begegnen sollten, in den Postsäcken nach Kriegstelegrammen zu suchen, hielten wir diese Ladaker an. Es gelang uns aber nicht, bei unseren Nachforschungen im Sack auf irgend welche derartige Botschaften zu stoßen. Deshalb schlossen wir ihn wieder und ließen die Ladaker weiterziehen. Der Weg führte uns erst in einem felsigen Flußthal abwärts. Gegen Mittag kamen wir zu einer ebenen Stelle, hoch über dem Fluß gelegen. Sie führte den tibetischen Namen *Chu-mig-thang* (Quellenplan) und wies einen mit klarem Bergwasser gefüllten kleinen Teich, von grünen Wiesen umgeben auf. Das fiel sehr angenehm in der Felswildnis auf. In der Nähe bemerkten wir eine aus losen Steinen gebaute Mauer, welche vom Fluß aus den Berghang aufwärts lief, und an einer Stelle ließen sich die Ruinen eines viereckigen Hauses erkennen. Wie unsere Begleiter bezeugten, hatten die Westtibeter an dieser Stelle eine kleine Befestigung zum Schutz gegen die Turkomanen, welche 1532 A. D. zum letztenmal einen größeren Einfall in das Westtibetische Reich gemacht hatten, angelegt. Es mag wohl auch für den Verkehr zwischen *Leh* und dem äußersten tibetischen Posten in *Schah-i-dullah* von Wichtigkeit gewesen sein, daß sich auf dem langen Weg durch die Gebirgswüste hier und da Stützpunkte fanden. Bald hinter *Chu-mig-thang* kamen wir an ein größeres Flußthal, bei welchem sich der Weg nach *Ladakh* teilte. Dieses wurde von einem Nebenfluß des *Shayok* gebildet. Der neue, vom englischen Kommissionär in *Leh* gebaute, Weg führte in jenem Tale abwärts, bis in der Nähe von *Dran-tse* jene hohe Kette des *Himalaya* überstiegen wird, welche *Leh* von dem *Shayok*tal trennt. Wären wir auf diesem Weg gereist, dann hätten wir noch etwa eine Woche lang warten müssen, bis wir zum ersten Dorf gekommen wären. Das wäre uns sauer angekommen, und die Turkomanen wollten erst recht nichts von einem Weg wissen, der sie an der schönen *Ladaker* Provinz *Nubra*, vorbeiführte. Dort hatten sie in jedem Dorf Freunde sitzen. Was aber unsere beiden *Abdullahs* sowohl wie uns selbst ganz davon abbrachte, den neuen Weg zu versuchen, waren schlimme Nachrichten über den unpassierbaren Zustand desselben. So entschlossen wir uns, den alten Weg zu nehmen.

Dieser führt über den schwierigen *Sasserpas* (Tib. *Sa-gser*, Gelbe Erde) nach dem bewohnten *Nubrata*, und später über den *Karsongpas* nach *Leh*. Da nun der Kommissionär sein ganzes

Interesse dem neuen Weg zugewandt hatte, war für die Instandhaltung des alten schon seit zwei Jahren nichts geschehen, und so befand sich auch der letztere in übler Verfassung. Wir bewegten uns also im Tal jenes Nebenflusses langsam abwärts und bogen bald nach Westen ab, in das Tal eines Baches, dessen Wasser jenem Nebenfluß zuströmte. Dieser Weg führte uns zu dem kleinen See *Chungtasch*, welcher mit den umgebenden Schneegipfeln einen prächtigen Anblick gewährte. Dieser etwa eine halbe Meile lange See war an jenem Nachmittag mit wilden Enten belegt. Bald dahinter senkte sich der Weg wieder, und dann hatten wir eine ganz enge Felschlucht, das Tal eines dem *Shapok* zusießenden Baches, der Länge nach zu durchreiten. Hier hörte der Pfad vollständig auf, und es war kaum begreiflich, wie die Pferde über die vielen Felsstufen im fließenden Wasser steigen konnten. Nach etwa einstündigem halsbrecherischem Klettern weitete sich die Felschlucht wieder, und das Tal des *Shapok* flusses lag vor uns. Bei der Sultansushkan genannten Lagerstätte ruhten wir uns ein wenig aus, und dann machten wir uns daran, den wild und breit hinströmenden Fluß zu durchqueren. Nicht weit vom Lagerplatz ragten die Trümmer einer Lawine vom gegenüber liegenden Ufer aus in den Fluß hinein. Von dieser wurde uns erzählt, daß sie ein ganz bedeutendes Steigen des Flußwassers verursacht habe. Erst gestern hatte die heftige Strömung zwei Packpferde eines hier jagenden Europäers davon geführt, und obgleich sie noch das Ufer erreichten, war die Ladung doch zum größten Teil verloren. Am Abend bekamen wir die Trümmer der Ausrüstung jenes *Cotton* genannten Reisenden zu sehen. Er selbst war noch nicht erschienen. Da der Stand des schnell strömenden Flußes noch immer bedenklich tief war, mußte *K.*'s Pferd, das kleinste in unserer Karawane, ledig hinübergesührt werden. *K.* selbst mußte am linken Flußufer warten, bis einer unserer *Abdullahs* eins von den größten Pferden zu seinem Transport zurückgebracht hatte. Vom rechten Ufer aus wars dann nicht mehr weit bis zur *Sa-gser-lartsa* genannten Raststätte, die sich etwa 100 Meter über dem Flußtal am Abhang des Gebirgsrückens befand. Von hier aus ließ sich die Einbuchtung des Passes deutlich erkennen.

Bei *Sa-gser-lartsa* fanden wir endlich einmal wieder einige aus rohen Steinen erbaute Hütten, die die Kaschmirregierung in jener Zeit, als der alte Weg noch als einziger galt, errichtet hatte. In einer derselben hauste während der drei Sommermonate ein

Wasserführer, d. h. ein Mann, der die Aufgabe hatte, den durchreisenden Karawanen die Furt im Fluß zu zeigen. Wir bekamen allerdings nichts von der Hülfe dieses Wassermannes zu spüren, weil er noch immer nach den verlorenen Sachen des Cotton-sahib suchte und deshalb vom Hause abwesend war. Auf einem kleinen Hügel oberhalb der Hütten sah ich einen echt tibetischen Iha-mtho (Altar der vorbuddhistischen Religion) welcher etwa zwei Meter hoch und rot angestrichen war. Wir stiegen zu demselben hinauf, konnten aber nichts von besonderem Interesse finden. Der Altar war, wie das hier gewöhnlich ist, mit Hörnern von Steinböcken und von wilden Schafen und auch mit Ruten besteckt. An letzteren flatterten Fähnchen mit aufgedruckten tibetischen Beschwörungsformeln. Von den Eingeborenen erfuhr ich, daß dieser Altar als Wohnstätte eines Geistes gelte, der den Namen *Zang-nam* (wohl *Zang-gnam*) führt.

Am Sonnabend den 5. September galt es für uns, den *Sagser-paß* zu überschreiten. Der Weg ging bis zur Paßhöhe sanft aufwärts und machte zunächst keine Schwierigkeiten. Wir konnten deshalb nicht sofort einsehen, weshalb Sir George Macartney uns gesagt hatte, daß es der *Sagser-paß* wäre, auf welchem die meisten Karawanen zu Schaden kommen. Oben auf der Höhe traten wir in ein Schneefeld ein, und nun begannen die Mühsale des Weges. Diese entstanden aber nicht so sehr aus dem Schnee, als aus dem Boden, welcher von der weichen Schneeschicht verhüllt war. Der lag nämlich voller ungleicher zackiger Steine von Fuß- bis Metergröße, und es war für Menschen und Pferde höchst gefährlich, auf diesem glatten und unebenen Grund herumzusteigen. An die Gefährlichkeit dieser Wegstellen erinnerten uns nun wieder besonders die vielen Pferdekadaver, welche, nur etwa 10 Meter auseinanderliegend, den Weg der Karawanen bezeichneten. Nach einiger Zeit gewann der Boden an Festigkeit, und wir erkannten, daß wir auf das Eis eines großen Gletschers, welcher den Westhang des Passes bedeckt, gelangt seien. Zunächst konnten wir uns hier ein wenig von den bisherigen Mühen erholen; denn so lange die Neigung des Gletschers nicht all zu stark war, ließ es sich ganz gut darauf gehen. Dann galt es aber, das Eis zu verlassen und einen steinigen Weg, der an seiner Nordseite entlang lief, zu gewinnen. Hier war die Neigung der Eisfläche bedeutend, und wir verbrachten einige lange Minuten, bis Menschen

und Pferde ohne abzurutschen, den Pfad erreicht hatten. Letzterer war in übelster Verfassung und auf mehrere Meilen überhaupt nicht zu erkennen. Wieder lag alles voll von großen, spitzen Steinen, über welche zu klettern viel Geduld und Vorsicht erforderte; und alle zehn Meter bezeugte uns ein totes Pferd, was Fehlritte hier zu bedeuten haben. Natürlich war an Reiten seit lange nicht zu denken. Und gerade in jener Gegend, wo wir den Blick kaum vom Boden erheben durften, bot die Landschaft Reize von erhabener Größe. Wandte man den Blick nach rückwärts, dann schaute man in eine herrliche Gletscherwelt hinein. Nicht nur der große Gletscher, auf dessen Rücken wir eben noch gewandert waren, zeigte sich als majestätische Masse; auch von den Bergketten zur Rechten und Linken hingen große Eisfelder bis zum Hauptgletscher herunter. Das sanfte Meergrün des Eises wurde durch das reine Weiß des Schnees wundervoll verbrämt; und darüber starrten hier und dort gelbliche oder schwarze Felsklippen in den tiefblauen Himmel hinein. Etwas nach Mittag wurde der Weg soweit besser, daß man es wieder wagen durfte, ein Stück zu reiten. Aus der Gletscherwelt waren wir aber noch nicht hinaus, und wir bekamen noch manches herrliche Landschaftsbild von arktischer Schönheit zu sehen. Da lag einmal etwa 20 Meter schräg über uns auf der linken Wegseite der abgebrochene Rand eines Gletschers, dessen Eis 10 Meter dick sein mochte. Unterhalb dieser smaragdgrünen Eisdecke befand sich ein Teich von klarem Wasser, in welchem viele reinweiße Eisschollen herumschwammen. In der Mitte der Eismasse sah man eine Höhlung, in welcher das Grün des Eises die verschiedensten Schattierungen annahm, und gerade über der Höhlung sprang der Gebirgsbach in der Gestalt eines Wasserfalles in den Teich hinab.

In dieses Bild von märchenhafter Schönheit war ich noch versunken, als unser Weg nach links umbog, so daß wir die Schutthalde eines anderen riesigen Gletschers, der wenige hundert Meter über uns lag, zu durchqueren hatten. Während wir dort über sehr unebenen Grund langsam aufwärts ritten, bemerkte ich, daß sich vom Rand der über uns hängenden Eismasse ein großer Stein ablöste, auf die Schutthalde fiel und mit höchster Schnelligkeit und wilden Sprüngen auf mich zu gekollert kam. Ich sah, daß an ein Ausweichen nicht zu denken war und ergab mich in mein Schicksal. Da änderte der etwa einen Kubikmeter große Block bei einem erneuten Aufschlagen seine Richtung und sauste nun plötzlich auf den vor mir

reitenden Abdullah zu. Sofort erkannte dessen Pferd die Gefahr und jagte davon mit einer Geschwindigkeit, die einer Rennbahn mehr angestanden hätte, als unserer ganz unsoliden Schutthalde. Kaum sah mein Gaul jenen Abdullah davonjagen, als er sich auch in schnellste Bewegung versetzte, so daß ich von dem Gedanken: „Gilt es mir oder gilt es dir?“ plötzlich zu dem anderen: „Wie halt ich mich wohl auf dem rasenden Pferde fest?“ geführt wurde. Als ich aber gerade meinte: „Nun wirft mich der dumme Gaul doch wieder dem fliegenden Felsblock entgegen!“ sauste der Kloß zwischen Abdullah und mir in die Tiefe. Als die Pferde endlich wieder zum Stehen gekommen waren, sahen wir uns nach der Karawane um und bemerkten, daß dieselbe ein ganzes Stück zurückgeblieben war. Der große Felsblock hatte auf seinem Weg in die Tiefe eine Anzahl von Steinen in Bewegung gesetzt, und diese hielten unsere Reisegefährten am anderen Ende der Halde fest, bis wieder Ruhe eingetreten war. Im übrigen erreichten wir alle unverfehrt die Höhe.

Wir traten jetzt in ein weites Hochtal, welches den Namen Murgithang führte, ein. In demselben bewegten wir uns langsam abwärts, bis wir eine Stelle, die Angrgpa-scha hieß, erreichten. Dort stellten wir im Schutz einer Felsgruppe unser kleines Zelt auf. Dieser Lagerplatz hatte vor den bisherigen voraus, daß sich hier die so lang vermiste Vegetation wieder in einigen Kräutern und niedrigen Sträuchern einstellte. Zwischen den Felsen tummelten sich viele Vertreter der für Tibet eigentümlichen schwanzlosen Rattenart. Nicht weit von unserer Felsgruppe lagen die Ruinen eines aus rohen Steinen errichteten Kasthauses, welches der Kommissionär zu benutzen pflegte, wenn er den Weg nach den Karakorum inspizierte. Ehe wir uns zur Ruhe legten, hielt ich einen kleinen Abendsegen mit unseren beiden Abdullahs, an welchem auch einige reisende Ladakher aus Ubra teilnahmen. Das fanden die Abdullahs nach der ausgestandenen Lebensgefahr ganz am Platze, obgleich sie nicht viel von der geistlichen tibetischen Ausdrucksweise verstanden. Der eine von den Ubraleuten lud uns für unser nächstes Nachtquartier in sein Haus in Tag-scha ein, was wir mit Freuden annahmen.

Unser Marsch am 6. September sollte uns wieder in bewohnte Gegenden bringen, und so machten wir uns schon früh am Morgen in gehobener Stimmung auf den Weg. Wir ritten erst am linken und dann am rechten Ufer des Tulumbuti genannten Baches

entlang. Beide waren durch eine hölzerne Brücke verbunden, die erste nach langer Zeit. In diesem Tal traten die beiden Felsufer manchmal eng zusammen und bildeten romantische Ecken. Bei diesen Ansichten freute es uns aber besonders, daß das Grün der wilden Rosen und weißblühenden Tamarisken belebend in das Landschaftsbild hineintrat. Gelegentlich glaubte ich auf dem linken Ufer auch die Terrassen von verlassenen oder abgeernteten Feldern zu erkennen. An einer engen Stelle des Tales entdeckten wir eine Mauer, welche vom Bach aus am Berghang aufwärts lief. Nicht weit davon fanden sich in einer Felsnische Steinzeichnungen, welche wieder Steinbock-schützen darstellten. Auch bei dieser Mauer handelt es sich wahrscheinlich um eine Befestigung, welche die Ladakher gegen Türkeneinfälle angelegt hatten.

Die engste Stelle des Bachtals führt den Namen *Tulum-buti-Phrang*. Die Türken aber sprechen hier von einem Paß, den sie *Korol-Dawan* nennen. Die Felsgänge sind so steil, daß es noch nicht gelungen ist, einen Pfad am Bach entlang zu bauen. Der jetzige führt hoch hinauf am Berghang, und umgeht so die enge Klamm. Der Weg, welchen die Ladakher an dieser schwierigen Stelle gebaut haben, gereicht ihnen zur hohen Ehre. Als wir endlich die Höhe erreicht hatten, bot sich unserem Auge ein erfreulicher Anblick. Tief unter uns lag das Tal des *Nubra*-flusses, auf beiden Seiten von schneegekrönten Felsbergen umschlossen; und am Fluß entlang zogen sich die grünen Oasen der *Nubra*-dörfer. Dort hoben sich die weißen sauberen Häuser lebhaft ab von dem Grün der Pappel- und Weidengruppen und dem Gelb der reifen Gerstenfelder. Auf Zickzackwegen hatten wir etwa eine Dreiviertelstunde lang abwärts zu steigen, und dann konnten wir unsere Reise im schönen *Nubra*land fortsetzen.

*Nubra* heißt Westreich. Diese Provinz des alten westtibetischen Königreiches hat ihren Namen wahrscheinlich erhalten, als sie im siebenten und achten Jahrhundert nach Christo einen Teil des großtibetischen Reiches bildete. Sie grenzte damals Groß-Tibet von Klein-Tibet im Westen ab. Mit dem Namen Klein-Tibet wird nämlich nicht *Ladakh* bezeichnet, wie man heute oft behauptet, sondern *Baltistan*. Die Provinz *Nubra* hätte ich längst gern besucht, hatte aber meine Absicht bisher nicht ausführen können. Wie froh war ich deshalb, daß mich die gegenwärtige Reise durch den Hauptteil des *Nubra*-Flußtales führte. Von dem auch zur

Provinz Nubra gehörigen Teil des Shanoktales bekamen wir leider nur wenig zu sehen. Was ich bisher über Nubra erfahren hatte, verdankte ich teils den Reiseberichten des Missionars Redslob, teils den Abschriften einiger weniger Inschriften, die ich mir vor einigen Jahren besorgt hatte. Aus letzteren schien hervorzugehen, daß Nubra bis ins 15. oder 16. Jahrhundert hinein von eigenen Fürsten, die in nur loser Abhängigkeit von Ladakh gestanden haben können, regiert wurde. Später herrschten die Ladakher Könige hier unumschränkt.

Aus Redlobs Berichten hatte ich erfahren, daß das religiöse Interesse der Nubra-Leute im besonderen auf acht Loka'gottheiten (mgon-po genannt) gerichtet sei. Diese sollen an solchen Stellen hausen, an welchen seltsame Felsbildungen mythologische Deutungen zuließen. Namentlich glaubt man an gewissen Felsen die Gestalt des Khyung (Garuda, Sonnenvogel) deutlich zu erkennen. Alle diese Kultstellen der Lokalgötter werden von roten Lamas (abrupa) bedient, während die Hauptklöster des Landes von gelben Lamas (dge-lug-pa) besetzt sind. Von diesen Forschungen ausgehend, hoffte ich noch einiges mehr zur Kenntnis von Nubra beibringen zu können.

Als wir den steilen Abstieg vollendet hatten und auf dem Boden des Nubra-tales angekommen waren, bemerkte ich am Ende des Tulumbuti-tales die Ruinen einer kunstvollen und langen Wasserleitung, vermittelt welcher einst das Wasser des Tulumbuti-baches auf die Terrassen am linken Ufer des Nubraflusses geführt worden war. Wie wir später hörten, hieß diese Ruinenstätte Sasoma, „Neuland“. Es war dies eine kleine Ackerbau-Kolonie, welche vor länger Zeit von dem Dorf Tagsha aus gegründet war. Wegen des Einsturzes der Wasserleitung war sie dann wieder aufgegeben worden. Das ist zu bedauern; denn wie wohl würde es dem vom Karakorum kommenden Reisenden tun, wenn er gleich bei seinem Eintritt ins Nubra-tal von einer grünen Oase empfangen würde. Für uns galt es nun, erst noch dreieinhalb Meilen im sandigen Nubra-tal abwärts zu reiten, bis wir in Tagsha unser Nachtquartier erreichten. Aber wir genossen diesen letzten Teil unseres Tagesmarsches. Hier konnte man doch sorglos vorwärtsschreiten, und der Ausblick auf die grünen Oasen am anderen Ufer, Aranu und Api, erfreute unser Herz immer wieder von neuem.

In Tagsha fanden wir im Haus und Hof unseres tibetischen

Begleiters die versprochene freundliche Aufnahme und gute Verpflegung; da es Sonntag war, erzählte ich den Hausbewohnern und ihren Freunden einige biblische Geschichten. Ich bemerkte beim Verkehr mit diesen Leuten das Vorhandensein eines eigenartigen Lautgesetzes. Es wurde hier „ng“ mit vorausgehendem s wie h ausgesprochen. Dieses Gesetz erklärte mir die doppelte Schreibweise s Ngun-dar und Hun-dar für dieselbe Ortschaft in Nubra. Das kleine Dorf Tag-sha zeigte alle Eigentümlichkeiten einer lamaistischen Siedelung. Hier gab es Mani-mauern, das heißt, breite Mauern, welche mit vielen kleinen, die Inschrift Om-ma-ni-pa-dme-hum tragenden Steinen bedeckt waren. Mit derselben Inschrift waren auch viele in der Nähe des Weges liegende Steinblöcke versehen. Von dem Grün der Weiden und der Aprikosenbäume hoben sich die weißgetünchten Monumente, Tschorten (Stupa) genannt, lebhaft ab. Ein kleiner Tempel Tag-sha-manikhang, der 'a Brug-pa-Sekte gehörig, soll eine Maitreya-Statue enthalten. Ich erkundigte mich bei unserem Hauswirt nach den berühmten acht mGon-po von Nubra und erhielt von ihm die unten wiedergegebene Liste 1).

In Tag-sha erkundigte ich mich auch nach den Clannamen der Dorfbewohner. Ich erfuhr, daß die fünf eigentlichen Grundbesitzer des Dorfes zum Clan der rGpa-zhing-pa ge-

1) Liste der acht mGon-po von Nubra.

Nr.	Name:	Wohnplatz:
1	Ye-shes-mgon-po	Tag-sha
2	Bya-ro-gdong-can	mGo-sbed (Karte Kubef)
3	mGon-dkar-ye-shes-nor-bu	Panimig
4	gSham-mgon-po	She-shu-gur
5	E-we-mgon-po	Su-mur
6	Nagaraksha	Rong-mdo
7	dBen-sa	Murgi
8	bZang-nam	bDe-skyid

Aus dieser Liste sehen wir, daß der mGon-po von bDestyid denselben Namen führt, wie der, welcher den lHamtho in Sa-gser-la-tsa bewohnen soll. No. 2 scheint auf einen Garuda zu deuten, denn der Name lautet in deutscher Übersetzung: „Wilder Vogel mit einem Gesicht.“ Wie aus Redtslobs Berichten hervorgeht, handelt es sich bei einigen der von ihm besuchten mGon-po-Kultusstätten tatsächlich um Felsbildungen, welche einem Garuda ähnlich sehen. Auch bei Kshalatse finden wir unter den Kultusstätten der vorbuddhistischen Religion einen Felsen, welcher den Namen Khyung-rang-hyon, „Selbsterstandener Garuda“ führt. Bei dem mGon-po von Rong-mdo deutet der Sanskrit-Name Nagaraksha, „Wasserschlangendämon“, auf jene Wassergottheiten, Nagas, welche als die unversöhnlichen Feinde Garudas gelten. Alles in allem genommen, dürfen wir wohl annehmen, daß es sich bei den mGon-pos von Nubra um vorbuddhistische Gottheiten handelt. Es ist auch

hören, und daß außer diesen noch eine Mon-Familie im Dorfe wohne. Der Name r G ṇ a - 3 ḥ i n g - p a bedeutet etwa „Großgrundbesitzer“. Die zu diesem Clan gehörenden Bauern stammen offenbar alle von ein und derselben einst im Dorf herrschenden Familie ab. Alle r G ṇ a - 3 ḥ i n g - p a bekennen sich zum Buddhismus. Inbetreff der Mon-Familie war es mir wichtig zu erfahren, daß alle ihre Mitglieder Mohamedaner von der Shia-Sekte sind. Diese Sekte ist auch in Baltistan die herrschende, und damit hängt gewiß zusammen, daß die Mons von Nubra den Baltis in bezug auf Haartracht und Kleidung gleichen. Die Mons haben hier alle Schmiedearbeit zu besorgen und bei Festen mit Kesselpauken und Oboen aufzuspielen. Sie sind die verachtetste Klasse des Landes.

Am Montag den 7. September marschierten wir weiter abwärts im Tal des Nubraflusses. Wir genossen von Herzen das Grün der Bäume und Sträucher, die besonders üppig an den weit verzweigten Armen des großen Flusses standen. Hier gab es außer Weiden und Pappeln namentlich viel Tamarisken, Rosen und eine für Ladakh eigentümliche Art von Dornstrauch mit gelbroten Beeren (Tsoḡ). Ich mußte aber die Erfahrung machen, daß es sich nicht leicht an den durchwässerten Ufern des Flusses entlang wandern läßt, zumal der eigentliche Weg nicht recht kenntlich ist. Nachdem wir das kleine, nur von vier Großbauern bewohnte Dorf Panimig passiert hatten, kamen wir an einen im Tal liegenden, aus schwarzem Fels bestehenden Hügel, dessen Namen wir nicht in Erfahrung bringen konnten. Auf seiner Ostseite bemerkten wir einen größeren Altar (I Ḥ a - m t ḥ o) und sieben kleine verfallene Tschorten. An der Felswand darüber zeigte sich eine schlechterhaltene Inschrift, in einer alten Form von S ḥ a r a d a Schrift, die ich geneigt bin, als „Om - p a d m a s i d d ḥ i - h u m“ zu lesen. Es handelt sich offenbar um eine Anrufung des Padmasambhava, des Begründers des Lamaismus, und dessen Reliefporträt fand sich wahrscheinlich, nach noch vorhandenen Spuren zu schließen, auf derselben Felswand. Es war mir wichtig, in der alten Form der Schrift ein Dokument für das frühe Eindringen des Buddhismus in die Provinz Nubra zu erkennen. Die Inschrift mag auffallend, daß alle ihre Kultstätten von Lamas der roten 'a B r u ḡ - p a - Sekte bedient werden. Diese scheint im besonderen das Erbe der alttibetischen r N y i n ḡ - m a - p a - Schule angetreten zu haben; und letztere hat nachgewiesenermaßen einen großen Teil der vorbuddhistischen Literatur übernommen. Übrigens bedienen, a B r u ḡ - p a - Lamas, welche in Verbindung mit dem großen H e m i s - Kloster stehen, auch einige kleine Dorfstempel neben jenen Stätten der m G o n - p o.

wohl vor das Jahr 1000 nach Christi zu setzen sein. — (Das beste Steinrelief von Nubra befindet sich in Hundar. Es erinnert stark an den Maitreya in Mul-be siehe später.)

Bald nachher passierten wir die Dörfer The-rig-scha und Yul-skam, in welchen wir viele Mani-Mauern und Tschorten sahen. Ich hätte gerne bei den Mani-Mauern nach älteren Dotiv-Inschriften gesucht, konnte aber nicht wagen, die schnell marschierende Karawane zu verlassen, da es mir allein kaum möglich gewesen sein würde, den Weg durch den sumpfigen Dschangel zu finden. Bald kam auf dem rechten Flußufer das stattliche Schloß von Tscharasa in Sicht. Die Eingeborenen behaupteten, daß es vom König Api-marnam-rqpal, (ca. 1715 A. D.) gebaut worden ist. Das kann sich nur auf den weißangestrichenen Hauptbau beziehen. Im übrigen haben wir es hier wohl mit einem der ältesten Schlösser von Nubra zu tun. Drew sagt in seinem Buch: „Jammoo and Kashmir State“, daß Tscharasa von Alters her die Residenz der einheimischen Fürsten von Nubra gewesen sei. Nach ihm ist das Dorf Tscharasa auf einem steilen 200 Meter langem und 150 Meter hohen Felsblock gebaut. Auch andere Reisende erwähnen, daß es einen besonders stattlichen Eindruck mache. Es ist mir bis jetzt nur gelungen, aus Inschriften bei Hundar und Deskpud die Namen von zweien der einheimischen Nubrafürsten festzustellen. Mehr Namen ließen sich vielleicht auf Felsen und Steinen bei Tscharasa finden. Inschriften an jenem Orte würden vielleicht auch Klarheit schaffen inbetreff der Schreibweise dieses Ortsnamens. Nehmen wir ihn so, wie er heute ans Ohr tönt, so würden wir ihn auf die natürlichste Weise als „Platz des Hanfes“ (charas-sa) erklären. Da nun der Hanfhandel zwischen Turkestan und Indien in alte Zeiten hinaufreicht, ließe sich leicht vermuten, daß hier in der alten Hauptstadt Nubras eine erste Verzollung des Hanfes vorgenommen worden wäre. Damit könnte der Name „Hansplatz“ zusammenhängen. Hiergegen ist mir nun von einem Eingeborenen behauptet worden, daß Tscharasa eine Abschleifung des alten Namens ITags-ra-sa sei. ITags heißt „Eisen“ und nach der Meinung dieses Eingeborenen soll man bei Tscharasa in früheren Jahrhunderten Eisen abgebaut haben. Nur alte Inschriften, in welchen die zweite Schreibung des Namens nachweisbar wäre, könnten mich von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugen.

Nachdem wir das Dorf Dschams-tschen (Byams-chen)

passiert hatten, erreichten wir in dem Dorf Taggar (ſTag-mkhar) unser Nachtquartier, etwa um 5 Uhr abends. Taggar war das erste größere Dorf in Nubra, welches wir zu sehen bekamen. Es soll aus 21 Bauernhöfen bestehen. Ehe wir in das Gebiet der Felder eintraten, kamen wir an einer ausgedehnten Ruinenstätte vorbei, aus welcher ein großer roter Altar (Iha-mtho?) hervorragte. Diese Stätte mag den Ort bezeichnen, an welchem Taggar vor vielen Jahrhunderten gestanden hat. Als wir um eine Felsecke zur Linken gebogen waren, erblickten wir an dem Hang links über dem jetzigen Dorfe abermals eine Ruinenstadt, deren Mauern etwas besser erhalten waren, als jene der eben erwähnten. Über der zweiten Ruinenstadt hing ein altes religiöses Gebäude, gZims-khang genannt, an der Bergwand. Das heutige Dorf liegt im Tal eines schäumenden Baches, wundervoll in das Grün vieler Aprikosen- und Apfelbäume und Weiden gebettet. Wir fanden Wohnung im Haus des Dorfschulzen, was wir eigentlich bedauerten. Dasselbe war nämlich derart von beißenden Tierchen belebt, daß wir kaum Schlaf finden konnten. Am Abend unternahmen wir einen kleinen Spaziergang durch das Dorf und kamen dabei wie zufällig zum Haupttempel, welcher Mani-khang genannt wird. Es ist dies ein mächtiges alt aussehendes Gebäude, von vielen Tschorten und Gebetsmühlen umgeben. Die einbrechende Dunkelheit hinderte uns daran, es genau zu untersuchen.

Auch am nächsten Morgen, den 8. September, kamen wir nicht dazu, das Mani-khang zu betreten. Ich hatte erfahren, daß das Hauptstift von Taggar bSam-gtan-gling heiße, und gebeten, daß man uns dorthin führe. Dieses Kloster, der dGe-lug-pa Sekte angehörig, liegt etwa eine Meile oberhalb des Dorfes im Bachtal. Es ist von üppigen Baumpflanzungen umgeben und sieht sehr malerisch aus. Für eine Rupie Eintrittsgeld waren die Mönche gern bereit, uns durch die vier zum Kloster gehörigen Tempelhallen zu führen. Ich machte mir Notizen über alle darin aufgestellten Kultfiguren, die ich hier nicht wiederholen will. Es brachte mir aber eine große Enttäuschung, da ich erfuhr, daß dieses weitläufige Kloster jüngeren Datums ist. Man sagte mir, daß es von einem gewissen Tshul-khrims-npi-ma erst vor 68 Jahren gegründet worden ist. Dieser Lama, welcher auch das Ri-rdzongkloster erneuert hat, stammt aus der Familie der alten Vasallenfürsten von bZang-la in Zangskhar. Ich bedauerte, die hier in Sumur oder bSam-



Evangelist Tschompel, Khatatse

Früher Buddhistischer Lama in Träschilhunpo. Er entzifferte die ersten alttibetischen Handschriften aus der Talamathhan-Wüste. Zeichnung von H. Franke



Dsche Rigdsin. Lehrer an der Missionschule, Khatatse  
Er entzifferte wichtige alttibetische Felsinschriften. Zeichnung von H. Francke

gtan-gling verbrachte Zeit nicht lieber auf das Mani-khang oder gar auf das gZims-khang verwandt zu haben. Dem letzteren wurde mir nämlich versichert, daß es der älteste vorhandene Tempelbau im Dorfe sei. Dort wäre es mir vielleicht möglich gewesen ältere Inschriften zu entdecken. Im hiesigen Kloster halten sich für gewöhnlich nur 20 bis 30 Lamas auf. Sind die Insassen vollzählig versammelt, dann steigt ihre Zahl auf fünfzig. Als wir wieder auf den Hauptweg ritten, bemerkte ich auf einem Felsblock eine Steinzeichnung, welche einen Tschorten von mittelalterlicher Form darstellte; ein weiterer Beweis, daß Taggar und Sumur eine lange buddhistische Vergangenheit hinter sich haben.

Bei Lag-dschung erreichten wir den Zusammenfluß von Nubrafluß und Shapok. Wir befanden uns hier inmitten einer Vegetation, wie ich sie in Ladakh noch nicht wahrgenommen hatte. Unser Pfad führte durch dichtes Gesträuch, welches von dem Tjog genannten Dornstrauch, weißblühender Tamarske, gelbblühender Clematis und wilder Rose gebildet wurde; und wenn wir an ein Dorf kamen, fanden wir es eingebettet in üppige Aprikosen- und Äpfelgärten. Kein Wunder, daß die Ladakher Könige diese Provinz umtaufte und ihr den Namen Idum-ra, „Obstgarten“ gaben. Von einer Felshöhe oberhalb Lag-dschung's winkte ein kleiner nur von einem einzigen Gellug-pa besorgter Tempel (The-bla) herüber und hinter demselben stiegen die zerklüfteten Felsberge bis zu ihren Gletscherkronen aufwärts.

Auf dem jenseitigen Ufer des Shapokflusses erkannte ich das stattliche Kloster bDe-skyid, über dem gleichnamigen Dorf gelegen. Letzteres, ebenso wie das etwas weiter abwärts gelegene Dorf Ngundar (Hundar) hätte ich gerne besucht. Weil aber unser Weg am Shapokflusse aufwärts führte, mußte ich mich mit Berichten über jene Orte begnügen, welche mir von unserem Evangelisten Joseph-Tshebrtan später in Leh geliefert wurden. Dieser stammt aus Hundar und hat auf meinen Wunsch die in bDe-skyid und Hundar befindlichen alten Gebäude und Mani-Mauern nach Inschriften untersucht. In bDe-skyid gelang es ihm, die Stiftungsurkunde des Klosters zu finden. Aus ihr ergab sich, daß jenes Stift von einem Mitglied der längst ausgestorbenen Dynastie von Nubrafürsten etwa im Jahre 1500 nach Christo erbaut worden ist. Noch weitere Entdeckungen machte Joseph in Hundar. Das dortige Schloß Khyung-rdzong-

m k h a r , „Nest des Sonnenvogels“ war früher die Winterresidenz der Ladakher Könige, und daher fanden sich dort mehrere Königsinschriften und außerdem viele Dotivinschriften, welche frühere Könige erwähnen. Eine von den letzteren nennt G r a g s - p a - ' a b u m , ca. 1400 A. D., den Stammvater der r U a m - r g y a l - d y n a s t i e von Westtibet, welchen ich bis dahin noch nicht in Inschriften gefunden hatte. Dort soll es auch einige Porträts von alten Königen und Königinnen geben. Vielleicht die merkwürdigste historische Kuriosität in b D e - s k y i d ist das Porträt des Mongolengenerals d G a - l d a n - t h s a n g (ca. 1650 A. D.) in Form seines modellierten Kopfes, den ein m G o n - d k a r genanntes Ungeheuer in der Hand hält.

Als wir ein Stück an dem rechten Ufer des S h a y o k flusses aufwärts gegangen waren, hielten wir kurze Mittagsrast im Dorfe T i r i t , in der Nähe eines Segenstores, welches mit fünf weißgestrichenen Tschorten gekrönt war. Kurz oberhalb dieses Dorfes sahen wir die erste feste Brücke seit mehreren Monaten vor uns. Es war dies eine aus Holz und Drahtseil konstruierte Hängebrücke, wie sie nach erprobtem Rezept überall in den Bergländern Indiens gebaut werden. Darauf gingen wir noch einige Meilen am linken Ufer des S h a y o k aufwärts und bogen dann in ein reizendes Seitental ein. Dort lag das kleine Dorf m K h a r - g s a r , welches nur aus vier Bauernhöfen besteht, und in demselben schlugen wir an einer schattigen Stelle unser Zelt auf.

Nachdem wir unseren Tee getrunken hatten, machten wir uns an die Untersuchung der älteren und neueren Ruinen, an welchen das Dorf (inbetracht seiner geringen Größe) merkwürdig reich ist. Die bedeutendste Ruine aus neuerer Zeit sind die Mauern eines sehr groß angelegten Karthauses, welches offenbar vor mehreren Jahrzehnten für zwischen S e h und Turkestan verkehrende Karawanen gebaut worden war. In dem kleinen Dorf fanden wir einen kleinen von einem einzigen Lama besorgten d G e - l u g - p a - T e m p e l und unverhältnismäßig viele Tschorten. Auch mehrere alte Gräber glaubte ich zu erkennen. In einem Tschorten entdeckten wir alte aus Ton und Totenasche hergestellte Tafeln (T h s a - t h s a genannt), welche eingestempelte Figuren und Inschriften aufwiesen. Letztere zeigten nicht tibetische, sondern indische Buchstaben in einer mittelalterlichen Form der D e v a n a g a r i s c h r i f t . Aus diesem Fund glaube ich schließen zu dürfen, daß hier in m K h a r - g s a r (Neuburg) einmal eine Nieder-

lassung von ausgewanderten indisch-buddhistischen Mönchen bestanden hat. Die Bauern protestierten erst ein wenig gegen unsere Räuberei an ihren Tschorten, doch ließen sie sich durch Zahlung einer Rupie bald beruhigen. Hier begegnete uns ein Mann, welcher erst vor zwei Tagen in Leh gewesen war. Er war voll von den sonderbarsten Kriegsnachrichten. Nach ihm führten nicht nur die Russen, Franzosen und Serben gegen die Deutschen und Österreicher Krieg, nein, auch die Engländer, Italiener und Japaner hatten Losgeschlagen. Wie aber die kriegsführenden Völker gruppiert waren, wußte er nicht. Er hatte seine Freude daran, daß alles übereinander hergefallen war. Uns war es recht, von Japans Losschlagen zu hören; denn wir konnten uns nichts anderes denken, als daß Japan gegen Rußland gezogen wäre. Ebenso glaubten wir, daß Italien auf deutscher Seite stünde. Inbezug auf Englands Stellung hatten wir Zweifel.

Am 9. September marschierten wir zunächst wieder aus dem friedlichen Tal des kleinen Dorfes hinaus und auf einem kühn aus den Felsen gehauenen Weg am S h a p o k hinauf. Beim nächsten Seitental bogen wir nach rechts ab und gingen in demselben aufwärts. Hier war es sehr lieblich, und unser Weg führte durch üppiges Dickicht, von den für N u b r a eigentümlichen Sträuchern gebildet. Dann und wann zeigten sich die Feldterrassen ehemaliger Bauernhöfe unter dem Weiden- und Tamariskengesträuch. Weiter oben wurde es wieder freier. Dort fanden wir, an eine kleine M a n i - Mauer gelehnt, eine rohe Steinskulptur eines Mandschuschri in Relief. Obgleich der Stein nicht von Meterhöhe war, konnten wir doch nicht daran denken, ihn davon zu schleppen. Als die Sträucher aufhörten, zeigte sich uns zur Rechten eine Felschlucht, durch welche der Weg steil aufwärts führte. Zu meiner Überraschung bemerkte ich, daß die Schlucht mit vielen Hausruinen ausgefüllt war. Dicht unter der Felswand ließ sich ein besser erhaltener buddhistischer Tempel erkennen. Nachdem wir noch einige Meilen weiter aufwärts gestiegen waren, erreichten wir das Dorf m K h a r - r d z o n g („Schloßfestung“), welches auf einer weiten fast baumlosen Hochalm gelegen ist. Das eigentliche Dorf befindet sich auf der westlichen Seite des freien Platzes, während das Rasthaus auf der Ostseite steht. Wir schlugen unser Zelt in dem Weidengarten des Rasthauses unter wetterzerzauften Bäumen auf. Obgleich m K h a r - r d z o n g ungefähr in derselben Höhe liegt wie L e h, ist sein Klima doch bedeutend rauher. Ich erkundigte mich bei den Eingeborenen nach den Ruinen, die wir

unterhalb des Dorfes passiert hatten, und hörte von ihnen, daß sie die Reste der alten Stadt mKhar-rdzoṅg darstellen und noch heute mit dem Namen mKhar-Yoḡ (Untere Burg) bezeichnet werden. Man erzählte mir, daß der Mongolen-General ḍGa-Iḍan-tḥṣḅaṅg etwa in der Mitte des 17. Jahrhunderts diese Stadt zerstört hat. Da anzunehmen ist, daß jener auch an anderen Orten nicht besser gehaust hat als hier, ist es nicht verwunderlich, wenn man seinen Kopf einem Höllenungeheuer in die Hand legte, wie schon vorher erwähnt. Als die Stadt zerstört war, zogen die Bewohner in die kleinen Häuser zwischen den oben gelegenen Feldern, welche sie bis dahin nur als Sommerwohnungen gebraucht hatten. Der Tempel in der Ruinenstadt wurde aber noch weiter bedient, bis die Lamas etwa im Jahr 1907 auch in das heutige Dorf zogen. Sie gehörten der ḍGe-luḡ-pa-Sekte an. Wie bei so vielen Ortschaften des alten westtibetischen Reiches, scheint auch bei mKhar-rdzoṅg die Vergangenheit die Gegenwart an Glanz zu übertreffen.

Früh am Morgen des 10. September bestiegen wir ein Paar kleine Bergponies aus dem Dorf und ritten langsam an dem Nordhang des mKhar-rdzoṅg-Passes aufwärts. Wir wollten an diesem Tag Ceḥ erreichen, und da das einen doppelten Marsch bedeutet, sollten unsere bisherigen Reitpferde etwas geschont werden. Unseren Packpferden waren einige Yaḵs zur Hilfe gegeben. Es war mir erstaunlich zu sehen, wie weit nach oben sich die Felder von mKhar-rdzoṅg ziehen. Und als wir endlich ihrem Bereich entrückt waren, verfolgten uns andere Spuren des Fleißes der mKhar-rdzoṅg-Bauern. Es waren die Mani-Mauern und Tschorten. Letztere Art von Bauwerken trat in vereinzelt Typen noch in einer Höhe von etwa 15000 Fuß auf. Dann gelangten wir in ein ödes Felstal und schließlich wieder auf ein Feld von großen unregelmäßigen Steinen, wie sie sich überall unterhalb von Gletschern finden. Nach diesem beinbrecherischen Weg hatten wir wieder ein Eisfeld zu überschreiten. Es war das letzte auf der Reise, und in bezug auf Größe konnte es sich nicht mit den Gletschern des Sa-gser-Passes messen. Dennoch brachte uns seine Überschreitung ein paar bange Augenblicke. Es galt hier wieder auf einer sehr glatten schrägen Fläche aufwärts zu steigen. Ausrutschen und Abgleiten mußte zum Verderben führen, denn beim Absturz vom Gletscherrand in das Steingewirr darunter konnte man leicht alle Knochen brechen. Die Reitpferde gingen ledig, während die Lastpferde sorgfältig geführt

wurden. Plötzlich rutschte K.'s Pferd ab, auf den Rand des Eises zu. Dort blieb es glücklicherweise an einem festgefrorenen Stein hängen. Es vergingen noch einige aufregende Minuten, bis das Tier durch die Eingeborenen von jener gefährlichen Stelle fortgeschleift und auf die Beine gestellt worden war.

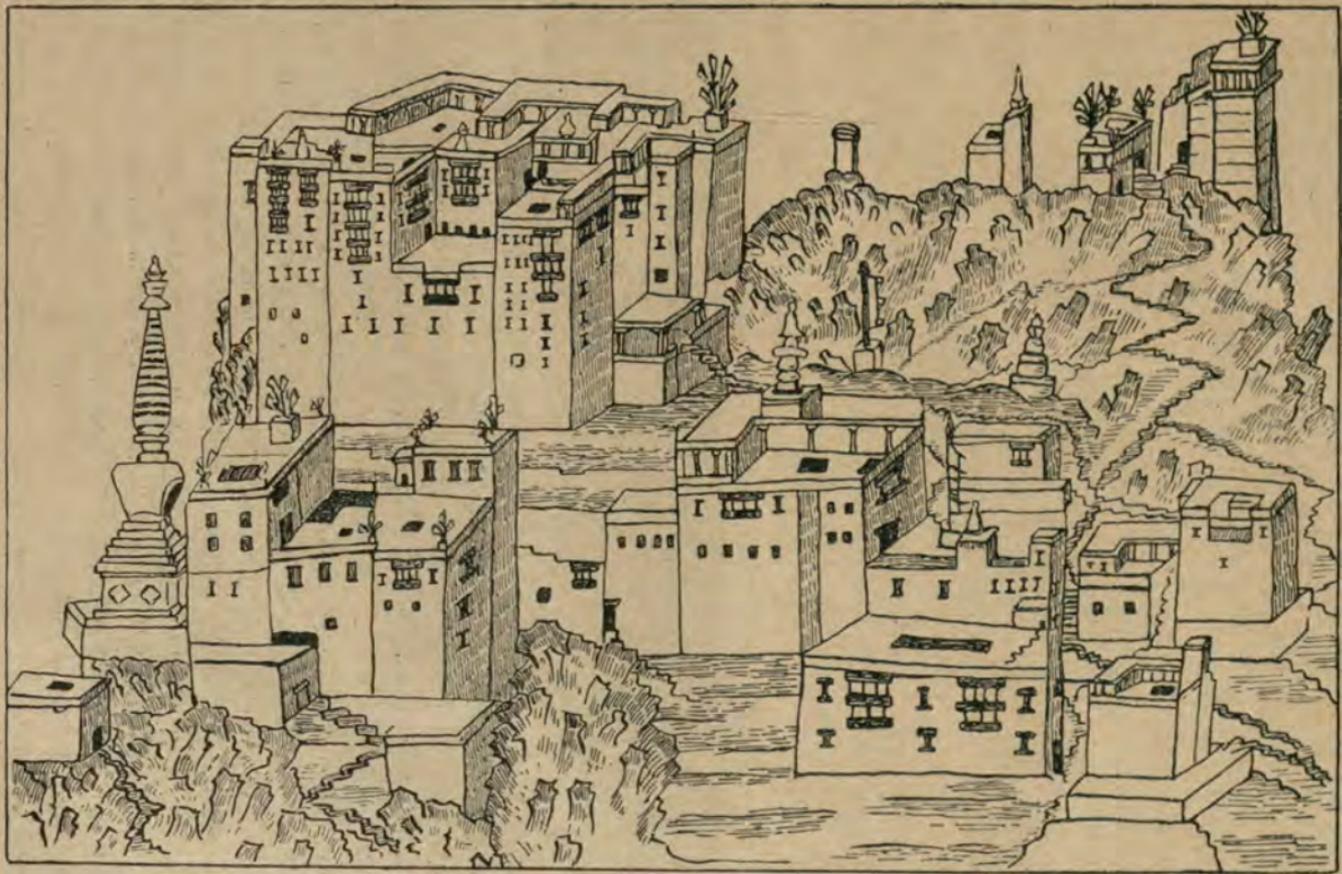
Kurz nach Überwindung des Gletschers erreichten wir die Paßhöhe, und damit gelangte ich in den Bereich des mir schon von früher her bekannten Gebietes von *L a d a k h*; denn an dieser Stelle hatte ich schon vor 16 Jahren einmal gestanden, als ich von *L e h* aus einen Spaziergang auf die Höhe des *m K h a r - r d z o n g*-Passes gemacht hatte. Der Blick nach Süden ist wundervoll. Man sieht *L e h* und einen großen Teil des Industales tief unter sich ausgebreitet, und auf der anderen Indusseite steigen die Berge wieder zu bedeutender Höhe an. Einige der darauf liegenden Gletscher glänzen wie Spiegel. Die Öde der Felslandschaft ist angenehm unterbrochen durch das blühende Band des Indus und durch die grünen Flecke der vielen Dörfer in dem Haupttal sowohl wie in den Seitentälern. Bald nachdem wir den Abstieg angetreten hatten, begegneten wir einigen eingeborenen Reisenden, welche von *L e h* aus heraufkamen. Sie sagten uns, daß man in *L e h* von unserem Kommen wisse (ich hatte nämlich einen Brief mit einem Boten schon vorgestern abgeschickt), und daß ein Diener des britischen Kommissionärs uns entgegen käme. Als wir in das Gebiet der niederen Bergketten hinabgestiegen waren, erkannte ich bald einen unserer Christen, *P h u n t s o g* aus *K h a l a t s e*, der zu der Schreibstube des Kommissionärs, *C a p t a i n G a b r i e l*, gehörte. Von ihm wurden wir freundlichst begrüßt und an der Wegseite mit Tee, Brot, Butter, Jam und kaltem Fleisch bewirtet. Als wir kaum angefangen hatten zu essen, sahen wir einen Europäer auf uns zukommen. Es war dies der Missionar *B u r r o u g h s*, welcher zu unserer Mission in *L e h* gehört. Nun sollten wir Klarheit über die Vorgänge in Europa erhalten, und das, was wir zu hören bekamen, schnitt uns tief ins Herz hinein. Die Deutschen hatten, so hieß es, verräterischer Weise versucht, durch Belgien nach Frankreich zu dringen, und das habe England veranlaßt, auch an Deutschland den Krieg zu erklären, und in Englands Gefolgschaft habe das auch Japan getan. Es standen nun Deutschland und Oesterreich folgende feindlichen Länder gegenüber: Rußland, Serbien, Montenegro, Frankreich, Belgien, England und Japan. Wie *B u r r o u g h s* behauptete, lagen die Russen vor Königsberg, und die Franzosen tief im Elsaß drinnen.

Eine 200 Meilen lange Schützenlinie sollte sich vom Elsaß nach Belgien an der Grenze entlang ziehen. Eine Seeschlacht hatte bei Helgoland stattgefunden und zum Untergang von fünf deutschen Schiffen geführt. Alle Schlachten wären sehr blutig gewesen, aber immer hätten die Deutschen das meiste abbekommen. Alles das auf einmal hören zu müssen, war schwer genug. Und das durfte man nun nicht in der Stille durchdenken, sondern mußte es unter den Menschen, zu denen wir nun kamen, zu übertäuben suchen. Noch näher bei Leh begegneten uns die ärztlichen Missionare, Dr. Hieber und Frau, die uns ein Stück Wegs entgegengegangen waren. Auch einige der eingeborenen Christen kamen, unter ihnen der landeskundige Schulmeister Joseph T h s e - b r t a n. Wir gelangten nun unter das alte Schloß von L e h, und alle Landschaftsbilder rings herum muteten mich gar traulich an, wie ein Stück Heimat. Hatte ich doch auch während mehrerer Jahre mein Heim in L e h gehabt. Dann, bei einsetzender Dunkelheit, erreichten wir die schattigen Pappelbäume des Missionsgehöftes und bezogen dort unser Quartier in dem Hause des ledigen Missionars B u r r o u g h s. Zum Abendessen waren wir bei den Missionschwestern B i r t i l l und M o o r e eingeladen. Ein paar schmerzliche politische Stiche blieben unsern Herzen auch dort nicht erspart, aber dann wurde bei gemütlicher Unterhaltung das Elend der Zeit ein wenig vergessen.

Am nächsten Morgen hatten wir bei Capt. G a b r i e l, der in den folgenden Tagen nach K a s c h m i r abreisen wollte, nicht etwa einen höflichen Antrittsbesuch zu machen, sondern uns als Ausländer offiziell zu melden. Wir wurden von diesem politischen Beamten höflich empfangen und nach unserer Nationalität gefragt. Wir leugneten unsere Zugehörigkeit zu der gehaßten und verachteten Nation der Deutschen nicht. Dann kamen unsere Militärverhältnisse zur Sprache, die den Kommissionär in einige Verwunderung versetzten. K. stellte sich vor als Landsturmmann, der noch nie irgend welchen Dienst getan hatte. „Ja, warum haben Sie nicht gedient?“ fragte Capt. G a b r i e l. „Sie wollten mich nicht haben, ich war ihnen zu schwach!“ antwortete K. Darauf wurde er lange angeguckt, und schließlich schrieb der Kommissionär die Antwort in sein Aktenbuch. Nun fragte er mich nach meinem Militärdienst, und als ich erklärte, daß ich nur zehn Wochen lang gedient habe, bedeutete das eine neue Überraschung für den Engländer. „Wie kommt denn das?“ fragte er weiter. „Ich war damals Schullehrer, und diese hatten früher nur

zehn Wochen lang zu dienen!“ — „Was sind Sie denn nun im Heere?“  
„Ich bin Gemeiner im Landsturm!“ — Hier zögerte der Fragesteller  
wieder; denn wie man zu gleicher Zeit Doktor der Philosophie und  
Gemeiner im Heere sein kann, schien dem britischen Beamten un-  
begreiflich. Ich sprach nun meinen Wunsch aus, nach Darjeeling  
reisen zu dürfen, da ich den Auftrag hatte, in Sachen der Bibelüber-  
setzung mit den dortigen tibetischen Missionaren zu verhandeln. Der  
Kommissionär antwortete, daß er meinen Wunsch alsbald telegra-  
phisch an die indische Regierung weitergeben wolle, und daß eine Ant-  
wort in wenigen Tagen zu erwarten wäre. Inzwischen wurde uns  
geboten, in Leh zu bleiben und die Stadt ohne besondere Erlaubnis  
nicht zu verlassen. An Flucht nach Innerasien war nicht zu denken,  
weil es nicht möglich ist, in jenen Wüsten zu leben, ohne große Vor-  
räthe mit sich zu führen. Zu deren Beschaffung reichten unsere Mittel  
nicht mehr aus.





Das alte Königschloß von Leh und umliegende Gebäude. Zeichnung eines eingebornen Künstlers.



## V. Von Leh nach Kaschmir.

Eine Antwort auf unsre Bitte, uns nach Darjeeling reisen zu lassen, traf nicht ein, und deshalb wandte sich K. noch einmal schriftlich an den inzwischen abgereisten Kommissionär, und bat ihn um Erlaubnis zur Reise nach Indien, indem er darauf hinwies, daß er für einen Winter in der Kälte von Leh nicht ausgerüstet sei. Plötzlich am Freitag den 2. Oktober erhielten wir ein Telegramm von Capt. Gabriel, in welchem wir aufgefordert wurden, unverzüglich aufzubrechen und uns in Srinagar, Kaschmir, bei dem Sekretär des Residenten zu melden. War das die Antwort auf K.'s Brief? Bedeutete das den Anfang unserer Reise nach Darjeeling? Da das Wort „sogleich“ zweimal in jenem Drahtbericht vorkam, machten wir uns sogleich an das Packen unserer wenigen Habseligkeiten, und am Morgen des 3. Oktober traten wir unsere Reise an. Der Zeitpunkt der Abreise war insofern ein ungeschickter, als Missionar Burroughs, in dessen Haus wir wohnten, gerade abwesend war. Wir hatten zwei Kisten mit tibetischen Altertümern und Gebrauchsgegenständen gefüllt. Diese ließen wir einstweilen in den Händen der Missionare. Als Koch begleitete uns einer unserer jüngeren Christen, Jassar's Sohn Phuntsog, der einst in Khalatse in meiner Pflege gewesen war.

Wieder einmal reiste ich so an den Indus bei Spithug und bog dort nach Westen, um dem Laufe des Flusses bis Khalatse zu folgen. Als wir die große Hochebene zwischen Phpi-dbang und Nyemore erreicht hatten, regte sich bei mir der Wunsch, dem am Nordrand dieser Ebene gelegenen Dorfe Um-la, welches ich für identisch mit dem Dorf Umbu-bla-sgang der alten Tibetischen Chronik halte, zu besuchen. Ich bog deshalb bei Taru in der Mitte der Ebene vom Hauptweg ab, und ging am Südrand der zak-

kigen Felskämme, welche vom Gebirgskamm in die Ebene hineinragen, entlang. Bei jedem der Seitentäler, in die ich beim Vorwärtsgen der Reihe nach hineinschauen konnte, hoffte ich Häuser zu sehen zu bekommen. Das war aber nicht der Fall. Selbst als ich die Höhe von *ſApe-mo* erreicht und dort einen Fels Hügel erstiegen hatte, konnte ich in dem vor mir liegenden Seitental nichts erblicken. Da nun auch der Abend hereinbrach, entschloß ich mich, *Um-Ia* aufzugeben und nach *ſApe-mo* zu gehen. Später las ich in einer Reisebeschreibung, daß *Um-Ia* so versteckt gelegen ist, daß man es nicht zu sehen bekommt, bis man ganz nahe herangekommen ist.

In *ſApe-mo* verbrachten wir die Nacht, und am nächsten Morgen machten wir uns auf den Weg nach *Sa-ſpo-Ia*. In der Ebene zwischen *ſApe-mo* und *Ba-ſgo* befinden sich *Mani-mauern* von bedeutender Länge, welche dem berühmten *Lama ſTag-tſhang-ras-chen* zugeschrieben werden. Wie ich diesmal bemerkte, haben wir es hier mit drei einzelnen Mauern zu tun, die dicht aufeinander folgen. Ich maß sie mit Schritten, und stellte fest, daß die Länge der drei Mauern 190 — 777 — 500 Schritt beträgt. Ihre Breite beläuft sich auf 12 Schritt. Die erste der Mauern hatte gar keine *Tſchorten*. Die zweite hatte solche vom Rund-treppen-typus und vom Octagonal-treppen-typus. Die dritte Mauer war sogar mit drei *Tſchorten* versehen. Außer den an beiden Enden angebrachten besitzt sie auch noch einen in der Mitte. Diese *Tſchorten* sind vom Rund-treppen-, Quadrat-treppen- und Octagonal-treppen-typus. *Dotivtafeln* ließen sich nirgends mehr finden. Aber die Größe dieser Bauwerke, welche den Namen *Bya-rgyal-ma-ni-ring-mo* führen, spricht zu Gunsten der Überlieferung, daß sie von jenem berühmten *Lama* errichtet worden sind.

In *Ba-ſgo* hätte ich gern die alte Ruinenstadt mit ihren zwei Tempeln, die ich früher schon mehrmals untersucht hatte, von neuem angesehen. Doch ließ sich diesmal der Schlüssel nicht finden. So zogen wir weiter und kamen schon zu Mittag in *Sa-ſpo-Ia* an. Hier erfrischten wir uns erst an einer Tasse Tee und kletterten dann zu dem verlassenen Höhlenkloster an der Westwand des *Talkessels* hinauf. Auch dort war ich schon mehrmals in früheren Jahren gewesen, doch gelang es mir diesmal, meine Forschungen in einigen Punkten zu vervollständigen. So bemerkte ich an der Außenwand der am meisten nach Norden gelegenen Höhle die letzten Spuren einer *Inſchrift*. In derselben war es mir allerdings nur möglich, zwei

Namen, R i n - c h e n und T h s u l - k h r i m s - n y i - m a, mit Sicherheit zu lesen. Dieselben gehören wahrscheinlich ehemaligen Lamas an. Die Wände der vier besser erhaltenen Höhlentempel sind über und über bemalt, und zwar finden wir hier hauptsächlich Darstellungen von Tänzern von Gespenstern, deren Haut von blaßroter oder weißer Farbe ist. Einige derselben reiten auf Pferden. Daneben finden wir aber auch lamaistische Darstellungen, wie die tausend Buddhas und den 11 köpfigen A v a l o k i t e s v a r a. Von besonderer Wichtigkeit ist die Darstellung eines Königs in weißem Gewand, mit Turban auf dem Kopf, von Frau und Kind umgeben. Letzterer kann noch nicht identifiziert werden. Im allgemeinen mag aber gesagt werden, daß alle diese Bilder nicht viel jünger als die Gemälde im gegenüberliegenden A l c h i k l o s t e r sind. Sie können also in das 11. oder 12. Jahrhundert fallen.

Im Rasthaus von S a - s p o - l a bekamen wir noch eine schöne Reliquie aus der Ladakher Königszeit zu sehen, und zwar eine silberne mit Edelsteinen besetzte Geige, auf welcher uns der Dorfmusikant, M a h m u d - A l i, vorspielte. Wie er uns versicherte, ist dieses Instrument einem seiner Dorfjahren von einem der alten Könige in Anerkennung seiner Kunst geschenkt worden\*). Aus dem Namen des Musikanten ist zu ersehen, daß die Tonkünstler auch hier in S a - s p o - l a Mohamedaner sind. Ich fragte den Geiger, ob er nicht etwa das auch als Silberschmiedearbeit höchst bedeutende Instrument für 100 Rs. verkaufen wolle. Nein, das wollte er nicht, und der Rasthauswirt kam dem nicht sehr zungenfertigen Musikanten zu Hilfe, indem er sagte: „Sehen Sie doch; wenn der Mann Ihnen die Geige verkauft, dann hat er zunächst einen gewissen Vorteil, denn Rs. 100 sind eine ganz nette Summe. Sie ist aber doch bald aufgebraucht. Behält der Mann aber seine Geige, dann ist es ihm möglich, mit ihrer Hilfe Tag für Tag Geld zu verdienen. Wenn es sich auch nur um kleine Summen handelt, so wird doch diese Geldquelle nie versagen!“ Gegen diese Logik hatte ich nichts einzuwenden, und im Geheimen freute ich mich, daß hier einmal die Eingeborenen selbst darauf hielten, daß ein Kunstwerk in seiner Heimat blieb. Wieviel besser ist es doch, wenn die schöne Geige noch länger im Lande ihres Ursprunges heimische Weisen erklingen läßt, als wenn sie in einem europäischen Museum stumm daliegt und verstaubt.

\*) In der Abdankungsurkunde des Königs T h s e - d b a n g - r n a m - r g g a l lesen wir, daß dieser König einem Musikanten 1750 eine silberne Geige schenkte.

Am Montag den 5. Oktober marschierten wir auf dem gewöhnlichen Wege von Saspola nach Snung-la. Man reitet 16 englische Meilen weit auf dem rechten Ufer des Indus entlang, bleibt immer nah beim Wasser, und hat trotz der fehlenden Vegetation seine Freude an den kühnen Felsbildungen, die den Indus auf beiden Seiten einfassen. Bei der kleinen Oase Ulu-drogpo, die fast in der Mitte des Weges liegt, dachte ich an meinen Besuch vor zehn Jahren im Ri-rdzong-Kloster, welches in wundervoller Weltabgeschiedenheit in einem hier mündenden Seitental liegt. Der Lama, welcher es in seiner heutigen Gestalt erbaut hat, - Tshul-khrims-npima, wird als Nachkomme der bZang-la-Könige in dem Stammbuch des Skushog von Spithug genannt.

Da Snung-la, wo wir kurz nach Mittag ankamen, nichts von archäologischem Interesse bietet, beschloß ich, dem in einem Seitental gelegenen Dorf Ting-mo-sgang einen Besuch zu machen. Dieses Dorf wird als Residenz des Gegenkönigs Grags-pa-'a bum, im Anfang des 15. Jahrhunderts, erwähnt. Da eine inschriftliche Nachricht über jenen Grags-pa-'a bum noch nicht bekannt geworden ist, wäre ich recht froh gewesen, wenn die alten Schloß- und Tempelbauten von Ting-mo-sgang solche geliefert hätten.

Wir gewannen einen kleinen Hirtenbuben, der für ein paar Annas bereit war, uns nach dem gewünschten Dorfe zu geleiten. Der sehr unebene Weg führte durch eine romantische Felschlucht am Bach von Ting-mo-sgang aufwärts, und der Hirtenbube lief mit solcher Geschwindigkeit über die im Weg liegenden Klöße und Geröllstücke, daß wir ihm kaum folgen konnten und ganz außer Atem kamen. Auf einer Mani-Mauer am Weg las ich die Namen des Königs 'aJam-'dbyang-rnam-rnpal und seiner Gemahlin rGpal-khatun. Da dieser König aus dem 16. Jahrhundert, der besiegte Schwiegersohn des Balti-Königs, in meiner Inschriftensammlung noch nicht deutlich vertreten war, freute ich mich recht über diese kleine Entdeckung.

Ehe wir zu der alten, über dem jetzigen Dorf auf einem Vorberg gelegenen Ruinenstadt aufstiegen, gelang es unserm Hirtenjungen, den im Dorf wohnenden Kardar, den höchsten Steuereinsammler, herbeizurufen. Es war mir recht lieb, in Begleitung dieses tibetisch gebildeten Mannes die Ruinen besuchen zu können. Als ich den

Kardar, auf die Schloßruinen zeigend, fragte, von wem jene stattlichen Bauten herstammten, antwortete er sofort: „Dem König Grags-pa-'abum!“ Das konnte er in der Ladakher Chronik gelesen haben, und daher fragte ich weiter, ob etwa auch Inschriften von jenem König in den Ruinen vorhanden wären. Davon wußte er allerdings nichts, und auch eifriges Suchen in den zum Teil wieder



Bauernhaus in Kaschmir. Am Fluß gelegen.  
(Phot. von Maud Ribbach.)

hergestellten Teilen des Schlosses haben nichts zum Vorschein gebracht. Nur soviel scheint für die Richtigkeit der Überlieferung, welche im besonderen den Cha-khang-dmar-po-Tempel mit Grags-pa-'abum zusammenbringt, zu sprechen, daß die hier angebrachte, durch das Dach des ersten Stockwerkes reichende Maitreya-Figur und die das Dach stützenden bemalten Holzsäulen durchaus an die entsprechenden Gegenstände im Tsug-lag-khang-dmar-po in Leh erinnern; und das letztere wurde zweifellos durch König

Bum-Ide, des vorigen Bruder, errichtet. Einige Zimmer des alten Schlosses hat man als Tempel eingerichtet und dadurch vor dem weiteren Verfall gerettet. Ich erkundigte mich hier danach, ob etwa noch Reste der vom König Nyima-rnam-rgyal (ca. 1715 n. Chr.) angelegten Schatzsammlung, die durch die Dogras geplündert wurde, vorhanden wären. Als Antwort wies man auf eine unverhältnismäßig große Menge von Messinglampen, für Butterbeleuchtung, von denen man behauptete, daß ihre Zahl 1000 betrüge. Diese sollen die Dogras stehen gelassen haben, während ihnen edles Metall willkommen war. So bedauerte man, daß von ihnen ein silberner Tschorten fortgeführt worden war.

Nachdem ich mir noch die hauptsächlichsten hier aufgestellten Kultfiguren aus älterer oder neuerer Zeit aufgeschrieben hatte, machten wir uns auf den Rückweg. Beim Ausgang aus der alten Stadt kamen wir an dem größten hier vorhandenen Tschorten vorüber, welchen der Kardar als Tson-khang-Tschorten, „Gefängnis-Tschorten“, bezeichnete. Hierzu erzählte er, daß derselbe über dem alten Gefängnis erbaut worden wäre. Die religiöse Kraft dieses Tschorten sollte den Seelen all der Unglücklichen zugute kommen, die man in dem alten Gefängnis habe verschmachten lassen.

Von sNyung-Ia reisten wir am folgenden Tag zunächst am Indus entlang abwärts nach meiner alten Station Khalatse. Hier wurden wir herzlich begrüßt von dem dort stationierten Missionar Reichel und Frau, und von meinen früheren Gehilfen bei Missionsarbeit und Geschichtsforschung. Da sah ich wieder den Lehrer Ues-hes-Rig-dzin, der mir die Texte so vieler Sagen, Epen und Iyrischen Lieder aufgeschrieben hat; den ganz alt gewordenen rGyamthjopa, den Barden von Khalatse, in dessen Kopf die auswendig gelernten Texte von vielen Bänden von Heldensagen und -epen schlummern, Stobs-rgyas, meinen alten Diener, den Evangelisten Chos-'aphel, den ehemaligen Lama von Shigatse, der mir zuerst zum Verständnis der von Dr. Stein ausgegrabenen alttibetischen Texte von Turkestan verhalf. Großvater Tjse-brtan, der alte Krieger und Geschichtsschreiber des Dograkrieges, war aber nicht mehr unter den Lebenden. Er war gestorben mit dem Gebet, bei seiner nächsten Geburt in Europa zu erscheinen, damit er die seiner Überzeugung nach wahre christliche Lehre gleich von klein auf zu hören bekomme.

Khalatse ist ein wundervoller grüner Fleck inmitten der öden Wüsten, und unter seinen Nuß- und Aprikosenbäumen hätten wir gern ein par Ruhetage verbracht. Daran hinderte uns das Gebot des englischen Kommissionärs, der nicht erlauben wollte, daß wir auch nur eine Nacht am Orte und in der Gesellschaft des Missionar-ehepaares blieben. Zu meiner Überraschung machte mir Herr Reichel sogar die Mitteilung, daß ihm und seiner Familie der weitere Aufenthalt an diesem weltfernen Orte verboten sei, und daß er mit Frau und Kind in den nächsten Tagen, nur nicht mit uns zusammen, nach Indien hinunter zu reisen habe. In der Missionsfamilie verbrachten wir einige gemütliche Stunden während der Mittagszeit, und ich schüttelte vielen alten Freunden unter den Eingeborenen die Hand. Dann bestiegen wir wieder unsere kleinen Pferdchen und ritten auf dem bekannten Weg zur Dografestung, welche die Indusbrücke bewacht, und weiter über die Flußebeue zum Eingang in die Lama-yuru-Schlucht.

Der Weg durch diese Schlucht gehört zu den landschaftlich großartigsten Stellen der Strecke Leh-Kaschmir. Der Saumpfad führt oft in schwindelnder Höhe an steil zum Bach abfallenden Felswänden hin. Noch ehe wir die letzten Steigungen des engen Tales überwunden hatten, ging die Sonne unter, und als wir in den Bereich der Felder Lama-yurus mit ihren vielen Terrassen und Wasserläufen kamen, verloren wir bald den richtigen Weg. Zum Glück holte uns dort ein Postläufer ein, und mit seiner Hilfe erreichten wir das Rasthaus gegen acht Uhr abends.

Lama-yuru mit seinem großen auf Felsen gelegenen Kloster des roten 'aBrigkhangpa-Ordens hätte ich gern noch einmal gründlich nach Altertümern durchgesehen, obgleich ich erst vor vier Jahren reiche Ausbeute von dort gebracht hatte. Bei unserer beschränkten Zeit war ich aber nur imstande, am Morgen des 7. Oktober dem in Ruinen liegenden alten Bonpoptempel einen kurzen Besuch abzustatten. Es befand sich alles noch ziemlich in derselben Verfassung wie vor vier Jahren und von den alten Wandgemälden wird wohl bald nichts mehr zu sehen sein.

Den Poto-la-Paß, 14000 Fuß hoch, überschritten wir ohne besondere Schwierigkeit, und im Rasthaus von Bod-kharbu kamen wir so früh an, daß ich an einen kleinen Ausflug in die Umgegend denken konnte. Unterwegs hatten wir kurze Rast an der Posthütte von Henajkot gehalten, und ich hatte mich im Blick auf die herr-

lichen Ruinen des Schlosses von Henaskot gestreut, daß ich bald Nachricht über die früheren Inassen desselben bekommen würde. Hatte mir doch der Skushog von Spithug gesagt, daß seine Vorfahren, die Könige von Sangla, nicht nur in Sangla, sondern auch in Henaskot residirt hätten. Als ich nach einigen Wochen endlich den Stammbaum des Skushog in die Hände bekam, fand ich darin leider kein Wort über Henaskot; aber in dem Ms. (welches unser Schulmeister des „Vertrages von Hanle“, Joseph bald darauf in Leh entdeckte, wurde ein König von Henaskot' mit Namen genannt. Da dieser jedoch gar nicht unter den Ahnen des Skushog zu finden war, wurde mein Glaube an einen Zusammenhang der Sangla-Könige mit Henaskot wieder erschüttert. Hieraus mag der Leser ersehen, wie schwierig es oft ist, Klarheit in die tibetische Geschichtsüberlieferung zu bringen.

Bei meinem Ausflug sah ich von einer Besteigung der Felsplatte mit den Ruinen der alten Stadt von Bod-kharbu ab. Dort hatte ich bei früheren Besuchen schon genug herumgestöbert, ohne viel Wertvolles zu finden. Diesmal ging ich durch das herrliche Felsentor des Baches von Bod-kharbu in das ganz versteckt gelegene Tal im Süden des Dorfes. Hier gibt's eine ganze Anzahl von geschützt gelegenen Feldern, einige Häuser, und einen imponierend-aufragenden Lamatempel, der Kharbu-Iha-khang genannt wird. Er soll erst vor wenigen Jahren erbaut worden sein, ebenso wie ein anderer stattlich aussehender Tempel im Kharbu-Tale, der Mundig-Iha-khang heißt, also gerade so wie die alte von mir schon vor vier Jahren untersuchte Ruine. Wenn auch in dem Seitental nichts von Altertümern zu finden war, freute ich mich doch des Spazierganges, der mir ein abgeschiedenes grünes Tal zwischen öden Felswänden gezeigt hatte, wie solche nur in diesen schwachbesiedelten Teilen der höchsten Gebirge der Erde zu finden sind.

Am folgenden Morgen führte uns unser Weg am Ende des Kharbu-Tales durch das erste mohammedanische Dorf am Wege welches Khang-ral heißt. Es ist durchseht von mehr oder weniger zerstörten Tschorten, welche auf die wohl noch nicht weit zurückliegende buddhistische Periode des Dorfes weisen.

Auf dem Namika-Paß (13500 Fuß hoch), welchen wir am folgenden Tag überschritten, hatte ich das Unglück, beim Absteigen vom Pferd geworfen zu werden. Trotzdem kamen wir noch früh genug in Mulbe an, um uns einen gemüthlichen Nachmittag am lodernen



Ruinen des alten Steintempels von Martand, Kaschmir,  
errichtet 700 n. Chr.  
Phot. von Maud Ribbach



Relief-Statue des Maitreya  
Aus dem Fels gehauen in Mulbhe, zwischen Leh und Kaschmir  
Phot. von Maud Ribbach

Herdsfeuer zu machen. Ich freute mich, von der berühmten, hier in Fels gemeißelten *Maitreya*-figur, eine von der Missionschwester Birtill angefertigte gute Photographie in der Tasche zu haben. Im übrigen hatte ich den Eindruck, daß der Buddhismus in diesem Dorf stark im Rückgang begriffen ist, und daß bald der Mohammedanismus allein hier herrschen wird. Die noch immer zahlreichen *Tschorten* sind sämtlich in übler Verfassung. Ich konnte keinen einzigen vom Weg aus erblicken, der noch mit seiner aus dreizehn Steinringen und Schirm bestehenden Krönung versehen gewesen wäre. Hier befindet sich eine *Mani*-Mauer, die als letztes Wahrzeichen des Buddhismus, auf *Kaschmir* zu, eine gewisse Berühmtheit hat. Als ich sie diesmal sah, war sie fast von allen *Mani*-Steinen entblößt.

Westlich von *Mulbe* beginnt das Gebiet des reinen Mohammedanismus, das ehemalige Herzogtum *dkar-rtse*. In diesen schon seit einigen Jahrhunderten vom Buddhismus gesäuberten Landesteilen hätte ich gern nach Überresten jener Religion gesucht; am liebsten hätte ich *dkar-rtse*, der alten, im *Suru*-Tal gelegenen Hauptstadt, einen Besuch abgestattet. Das war aber in unserer jetzigen Lage unmöglich. Jedoch gelang es mir, vom Missionar Reichel darauf aufmerksam gemacht, im Seitental von *Lo-tsun*, zwischen *Mulbe* und *Kargil* ein paar alte zerfallene *Tschorten* als letzte Andenken an den einst hier herrschenden Buddhismus zu entdecken. Diese Bauten wurden von der Bevölkerung einem *Onpo* oder Astrologen zugeschrieben, der als letzter Lamaist das Feld geräumt hat. Dabei fiel mir ein, daß ich auch vor zehn Jahren in dem Gebiet des jetzt ganz mohammedanischen *Chigtan* einen Astrologen gefunden hatte, der noch immer nicht der neuen Religion gewichen war.

Hier in *Lo-tsun*, wo wir am Bach Frühstückspause machten, erfuhr ich bei der Unterhaltung mit einem Eingeborenen, daß Nachkommen der alten in den Chroniken oft erwähnten Fürsten von *Sod* noch lebten, und daß sie in *Bilargo*, auf dem Weg nach *Baltistan*, ihr Heim aufgeschlagen haben. Über diese Familie einige Nachricht zu erhalten, war schon längst mein Wunsch, und von *Kargil* aus ist es mir denn auch wirklich möglich gewesen, mit ihr in Verbindung zu treten. Wie schon gesagt, befand sich in unserer Begleitung als Koch einer unserer *Leher* Christen, namens *Phuntzog*, der über eine ganz gute Schulbildung verfügt. Diesen beschloß ich, von *Kargil* aus auf eine Kundschaftsreise nach

Bilargo zu schicken, während ich die dadurch gebotene Wartezeit dazu benutzte, mich von meinem Sturz vom Pferd zu erholen. Tatsächlich schmerzten meine Rippen noch immer ganz abscheulich. Auf einem schnell gemieteten Pferd ritt Phuntsog mit einem Begleiter am 10. Oktober nach Bilargo und kam von dort mit einer Abschrift des in der Hand des Fürstensprossen befindlichen Stammbaumes zurück. Wenn dieses Dokument auch nicht viel mehr als Namen enthielt, war es mir doch von großer Wichtigkeit für meine Forschungen. Die kurz ange deutete Stammsage leitete auch dieses Geschlecht von den Darden in Gilgit ab, und die Namen der Familie wiesen auf nahe Verwandtschaft mit den Herzögen von Chigtan. Es war mir auch lieb, durch die im Dokument vorkommenden Ortsnamen über die Lage von Sod vollständig aufgeklärt zu werden. Es liegt bei Yulbatak, wenige Meilen östlich von Kargil.

Wie gern wäre ich von Kargil aus noch weiter östlich gezogen, um Baltistan zu besuchen und die von Cunningham (1846) gesammelten Genealogien der Baltifürsten auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen. Das konnte aber nicht ausgeführt werden. Zu meiner Überraschung bekam ich aber einige Monate später wichtiges Material in die Hände, welches imstande war, Licht auf Cunningham's Baltiforschungen zu werfen. Ich hatte unseren Schulmeister Joseph in Leh aufgefordert, im Lande nach alten Urkunden zu suchen, und ihm gelang es, einige Schenkungsurkunden von Königen an verdiente Generale zu finden. In diesen begründeten die Könige ihre Schenkungen mit einer Aufzählung der Feldzüge der Generale. Zwei von diesen hatten wiederholte Züge nach Baltistan unternommen, und da hier eine Anzahl von Baltifürsten mit Namen genannt werden, erhalten wir aus diesen Urkunden zum ersten Mal eine Bestätigung der Richtigkeit gewisser Angaben in den Tafeln Cunningham's.

Auf der Reise von Kargil nach Dras bemerkte ich wieder, wie schon auf früheren Reisen, ein deutliches Zunehmen der Vegetation, wenn auch Wälder noch nicht auftraten. Über das große Ruinen schloß von Shimsha-kharbu, welches auf steilem Fels über dem Wege thront, ließ sich an Ort und Stelle nichts Rechtes erfahren. In Dras dagegen fand ich einen Nachkommen in weiblicher Linie von einem einst dort oben residierenden Geschlecht von Edelleuten. Aus den mit Sagen durchsetzten Familienerinnerungen dieses Man-

nes ergab sich wieder, daß das Geschlecht jener Ritter aus Dardistan, nämlich aus Hunza-Naggar stammt. Jener Mann brachte mir auch willkommene Kunde über die im Tal von Dras gelegenen Reste alter Burgen, die bald den Fürsten von Pashkum bei Kargil, bald den Herzögen von Baltistan, bald den Königen von Ladakh als Stütze gedient haben. Alle wichtigeren Nachrichten wurden von Phuntsog für mich aufgezeichnet. Die alten Steinbilder, mit ihren von mir vor vier Jahren photographirten Sharda-Inschriften, fand ich noch im gleichen Zustand wie damals. — Am 13. Oktober gingen wir nach Matayan hinauf, und am 14. Oktober überstiegen wir den 11600 Fuß hohen Zodschi-Paß im Schneetreiben. Als wir Baltal, das Rasthaus auf der Kaschmirseite, erreicht hatten, wurde das Wetter immer schlimmer, so daß der Schnee bald fußhoch lag. Auch in diesem Winterwetter war es uns ein hoher Genuß, nach langem Entbehren einmal wieder durch Wald wandern zu können. Das Sindtal von Kaschmir bietet durch sein Gemisch von hochragendem Fels, schäumendem Gebirgsbach und üppig wildem Wald ganz herrliche Bilder von romantischer Gebirgslandschaft. Wir froh waren wir, daß wir den überberücktigten Zodschi-Paß noch vor dem schlimmsten Schneefall überschritten hatten, und ich dachte mit Bangen an die Familie Reichel, welcher der Übergang noch bevorstand. Tatsächlich hat diese liebe Familie auch schwer zu leiden gehabt.

Während der folgenden Reisetage verwandelte sich das Schneewetter allmählich in Regenwetter, und erst an den letzten Reisetagen, in der Nähe von Ganderbal, kamen wir wieder ins Trockene. Wir erfreuten uns auf dem Wege durch das Sindtal im besonderen der Gesellschaft eines Prinzen von Hunza-Naggar, dessen Vater von den Engländern in Kaschmir in leichter Gefangenschaft gehalten wird. Dieser Prinz kam eben von einem Besuch, den er seiner an den Ex-Herzog von Chigtan, Muheb-Ali-khan, verheirateten Schwester Shahar-Bhegum in Kargil abgehattet hatte. Er sprach leidlich tibetisch und machte uns durch seine naiven Anschauungen über den Krieg viel Spaß. Nicht gering war sein Schrecken, als er hörte, daß wir Deutsche wären. Bekamen die Engländer zu wissen, daß er sich mit uns abgegeben hatte, dann konnte das für ihn von schlimmen Folgen sein, da seine Familie sowieso auf der schwarzen Liste der britischen Regierung stand. Er verschwand schließlich auch, ohne uns die geborgten 10 Rs. wiederzugeben zu haben.

Sein Schrecken war den Leuten, die unsere Sachen auf ihren Pferden transportierten, derartig in die Glieder gefahren, daß sie sich, um nicht länger als irgend nötig an uns gefesselt zu sein, ihren Lohn mit Bakschisch schon in Ganderbal, einen Tag vor der Ankunft in Kaschmir, auszahlen ließen.

In Srinagar kamen wir am 19. Oktober an. Am 20. meldeten wir uns vorschriftsmäßig bei Major James, dem Assistenten des englischen Residenten, und machten alles fertig für die

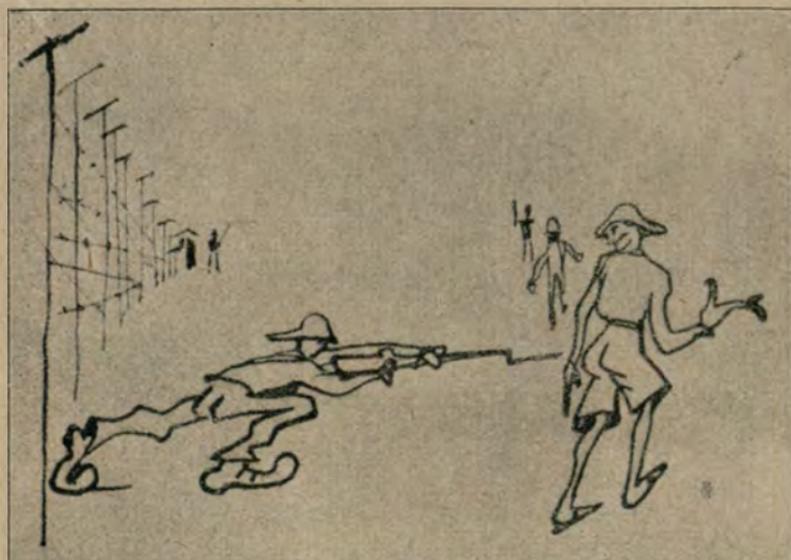


Einem Gefangenen wird das lärgliche Mahl von einem Geier geraubt, was oft geschah. Zeichnung von Labay.

auf den nächsten Tag befohlene Weiterreise nach der Bahnstation Rawal-Pindi. Hier hatte ich auch die Freude, den Superintendenten unserer tibetischen Grenzmission, Missionar Peter, mit Frau und Kindern zu treffen. Man ließ mich ruhig in dem Glauben, daß ich schließlich mit der Bahn nach Darjeeling weiterreisen könnte, und deshalb genoß ich die dreitägige Tongafahrt von Srinagar nach Rawal-Pindi von Herzen. Die Gebirgslandschaft von Kaschmir zeigte sich dabei in ihrem besten Licht, denn die herbstliche Färbung der vielen Laubbäume belebte die Wälder aufs schönste.

Im übrigen brauche ich auf diese Fahrt nicht weiter einzugehen, weil dieser Teil des Weges schon oft geschildert worden ist.

Am 23. Oktober waren wir, Herr K. und ich, von Leh aus in Rawal-Pindi angekommen. Ein Polizei-Offizier (Eurassian) war uns schon an der Brücke begegnet und mit uns zum Bangalov (Rasthaus) gefahren, wo wir abstiegen. Hier wurden wir gezwungen, zu wohnen, hatten aber Wohnung und Kost selbst zu bezahlen. Das Bangalov wurde von mohammedanischen Ein-



Fünf Schritt ab vom Stacheldraht — wandern wir von früh bis spät,  
Über näher gehn wir nicht, weil uns sonst der Tommi sticht.

Vers von Handmann, Zeichnung von Labay.

geborenen verwaltet, welche uns für den Tag 5 Rs. die Person anrechneten. Erst als wir vergebliche Anstalten machten, eine andere Unterkunft zu suchen, gingen sie auf 4 Rs. den Tag herunter. Ich hatte in Leh 1400 M. ausgezahlt bekommen, und diese Summe sollte bis zu meiner Rückkehr nach Deutschland (man hoffte, im Frühjahr 1915) reichen. Von diesem Geld war schon die Reise von Leh bis Rawal-Pindi bezahlt worden. Gingen weiter täglich 4 oder 5 Rs. von jener Summe verloren, so stand ich in Gefahr, bald vollständig mittellos zu werden. Nun waren die amerikanischen Missionare am Ort bereit, uns für 1 Rs. am Tage bei sich aufzu-

nehmen. Als ich aber auf dem Station Staff Office den Captain Whitaker bat, mich zu den Missionaren ziehen zu lassen, wies er diesen Vorschlag glatt ab. Ebenso wenig wollte er etwas von Zahlung von Hilfsgeldern wissen. So wurde ich dazu getrieben, zu ihm zu sagen: „Ich habe gehört, daß die deutschen Gefangenen in Ahmednagar umsonst wohnen. Wäre es nun nicht besser, mich dorthin zu schicken? Hier wird mein Geld bald zu Ende



Festnahme eines Schiffsjungen, der näher als fünf Schritt an den Stacheldraht gekommen ist.  
Zeichnung von Labay.

sein.“ Auf diese Rede hin, man sagte, „auf meinen eigenen Wunsch“, wurde unser Umzug nach Ahmednagar beschlossen. Es wäre aber auch ohne das dazu gekommen.

Am 16. November fuhren zwei zweirädrige Karren des in Rawal-Pindi stehenden eingeborenen Train-Bataillons vor dem Bangalov vor und nahmen unsere Koffer auf. Es erschienen bald darauf zwei Artillerie-Unteroffiziere, um uns zur Bahnfahrt nach Ahmednagar abzuholen. Auf dem Weg zum Bahnhof hielten wir noch einmal vor der Ahrenschen Konditorei, und hier gesellte sich der achtzehnjährige Kurt Ahrens als deutscher

Gefangener zu uns. Auf dem Bahnhof fanden wir noch den Leutnant Wüpper mann, mit einem englischen Offizier als Eskorte. So bestand nun unser Transport insgesamt aus vier Deutschen, welche von drei Engländern begleitet wurden. Auf dem Bahnhof wimmelte es von geheimen und offenen Polizisten. Wir erkannten die Wahrheit eines Ausspruches unseres Polizeioffiziers, der uns gesagt hatte, daß 142 Personen in Rawal-Pindi auf uns aufpaßten.



Einzug des Missionars H. in das Gefangenenlager mit dem, was ihm noch geblieben.  
Zeichnung von Labay.

Obgleich uns die Fahrkarte Rawal-Pindi—Ahmednagar bezahlt wurde, waren wir doch genötigt, für unsere Beköstigung auf der Reise selbst zu sorgen. In Ahmednagar wurde der Leutnant, welcher übrigens erster Klasse gefahren war, in das B-Lager abgeführt, während wir drei anderen nach dem A-Lager kamen.

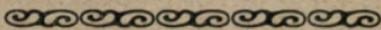
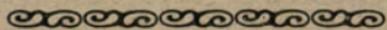
Die deutschen und österreichischen Gefangenen waren damals in drei Lagern untergebracht, welche vollständig getrennt von einander

gehalten wurden. Das C-Lager galt als Civil-Lager. Hier befanden sich ganz alte Herren und außerdem Jungen unter 18 Jahren. Diese Gefangenen wurden von eingeborenen Polizisten beaufsichtigt und genossen weitgehende Freiheiten. A- und B-Lager wurden von englischem Militär bewacht. Die im B-Lager untergebrachten Leute hatten alle Ehrenwort gegeben und galten als Gefangene höherer sozialer Ordnung. Sie wohnten in Kasernen, waren aber nicht so arg aufeinander gedrängt. Ihnen stand eine Anzahl von Straßen zur Verfügung, auf denen sie frei spazieren gehen konnten. — Im A-Lager wohnten jene Gefangenen, von welchen man kein Ehrenwort verlangen konnte, oder solche, welche es, nach der Meinung der Engländer, schon gebrochen hatten. Dieses Lager war mit einem doppelten Zaun von Stacheldraht umgeben und durfte von den Gefangenen nicht verlassen werden. Der eingefriedigte Platz war 460 Schritt lang und 290 Schritt breit. Auf demselben befanden sich 4 Kasernen, jede auf 100 Mann berechnet. Weitere 400 Mann wohnten zuerst in Zelten außerhalb der Kaserne, später in sehr dürftigen Wellblechbaracken.

Der Leutnant, welcher uns ins A-Lager brachte, sagte: „The Germans are very cunning!“ und zeigte dabei einen von ihm aufgerissenen Brief, bei welchem zwei Blätter mit den Rändern aufeinandergeklebt waren. Während äußerlich das Papier mit Tinte beschrieben war, zeigten die inneren Papierseiten dünne Bleistiftschrift. Er war stolz darauf, die List des Deutschen durchschaut zu haben. Wie meine Aufzeichnungen im Lager zeigen, gaben die deutschen Gefangenen dem Jensor noch ganz andere Nüsse zu knacken.

Leicht war es nicht, nach der anstrengenden Asienreise keine bessere Erholung zu finden, als die, welche ein Gefangenenlager bieten kann. Aber am 30. März 1916 schlug die Erlösungstunde. Da wurden alle Missionare und Ärzte als ausgetauschtes Sanitätspersonal auf der übelberücktigten Golkonda nach der Heimat geschickt. Die Seereise über die Seychellen, Kapstadt, St. Helena bis London beanspruchte 6 Wochen. In London galt es noch eine einmonatige Gefangenschaft im Alexandra-Palast und Stratford-Lager durchzumachen. Am 19. Juni 1916 durfte ich aber in mein Heim in Gnadenberg gesund wieder einziehen.

Zwar kam ich mit leeren Händen. Die Feinde hatten meinen Verkehr mit Missionaren und Tibetern in Sachen der Bibelübersetzung gehindert, und kein Stück unserer Sammlungen hat München



erreicht. Doch war mein Herz voll von Dank gegen Gott, der mich viel Schönes hatte sehen lassen und mich in mancher Gefahr treulich behütet.





## Anhang I.

# Aus der Geschichte des Westtibetischen Königreiches.

Es ist im allgemeinen kaum bekannt, daß Tibet bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein nicht ein einheitliches politisches Ganze bildete, sondern aus zwei verschiedenen, sich öfters gegenseitig bekriegenden, Reichen bestand. Das östliche Reich mit der Hauptstadt Lhasa ist als überlebendes Gebilde heutzutage allein bekannt geworden. Es ist dies der asiatische Priesterstaat mit dem Dalai Lama an der Spitze. Das westliche Reich mit der Hauptstadt Lha war ein Königreich wie viele andere und ist, nachdem es in unglücklichen Kriegen viel Gebiet verloren hatte, von den Dorfahnen des jetzigen Maharadscha von Kaschmir vernichtet worden.

Die Entstehung des westlichen Königreiches fällt nach den tibetischen Geschichtsbüchern etwa in das zehnte Jahrhundert nach Christo. Bis zum Jahr 600 n. Chr. lassen die Tibeter nicht viel von sich hören. Von ca. 600 bis 650 n. Chr. herrschte dort aber ein König, der an Bedeutung groß ist und den Namen der Tibeter bei den Nachbarvölkern bekannt und gefürchtet machte. Er hieß Srong-btsan-sgam-po, und gilt als der Einführer der Kultur in das öde Land. Von seiner Regierung an, bis zum Ende des neunten Jahrhunderts, gab es ein großtibetisches Reich, welches seinen Bestand in erfolgreichen Kriegen gegen Chinesen und Inder zu bewahren und erweitern wußte. Im Westen reichte es bis Gilgit, und Turkestan stand im achten Jahrhundert längere Zeit unter tibetischer Verwaltung. Von besonderem Interesse ist der zu jener Zeit um Gilgit und Baltistan geführte große Zentralasiatische Krieg, in welchem

es den Tibetern gelang, die Araber unter Harun-al-Raschid auf ihre Seite zu gewinnen. Die verbündeten Heere besiegten sowohl die vom Osten her andringenden Chinesen, wie auch die aus dem Westen hervorbrechenden Kaschmirer. Der Grund zum Verfall des mächtigen tibetischen Reiches liegt wohl hauptsächlich in dem Religionsstreit, der immer heftiger aufloderte. Unter König Srong-btšan-sgam-po war der Buddhismus eingeführt oder doch zur Staatsreligion erhoben worden. Dies hatte zur Folge, daß die Anhänger der alten tibetischen Natur-Religion ihr System durch Anlehnung an indische Religionsformen sozusagen aufbesserten und durch Zutaten aus Indien verstärkten. So ausgerüstet, trat die Bon-Religion auf den Plan und nahm den Kampf mit dem neuen Eindringling auf. Schon im achten Jahrhundert kam es zu erbittertem Ringen; am Anfang des neunten Jahrhunderts aber, als der Prinz und spätere König Langdarma sich offen für die Bon-Religion erklärte, wurde der Religionskrieg zu einem Verhängnis für das Reich. Es brach in viele kleine Stücke auseinander, und gerade die Nachkommen des Langdarma sind es gewesen, die sich im Westen aus den Trümmern des alten ein neues Reich aufrichteten.

König Npi-ma-mgon wird als erster Herr des neuen Reiches genannt. Im Westlichen Tibet, d. h. im Gebiet zwischen dem Manasarowar-See und Gilgit, herrschten eine ganze Anzahl kleiner Fürsten, von denen mehrere nicht tibetischer Abkunft waren. Einige davon waren dardische Häuptlinge, die an der Spitze von Kolonistenscharen von Gilgit aus am Indus aufwärts gezogen waren. Da all diese kleinen Fürstenfamilien nicht ausgerottet, sondern nur unterworfen worden waren, bestand das westtibetische Königreich aus einer ganzen Anzahl fast selbständiger Staaten, die einen gemeinsamen Oberherrn anerkannten. Die Geschichte vieler dieser Dasallenstaaten harret noch der Aufklärung. Es war mir eine besondere Freude, gerade auf der Reise von 1914 noch einige Quellen über jene Staaten zu entdecken, z. B. von Sang-la, Sod und Shimscha-mkharbu.

König Npi-ma-mgon teilte vor seinem Ende das eben erworbene Reich schon wieder unter seine drei Söhne, von welchen der älteste Leh mit Umgebung, der zweite Guge und die Gegend am Manasarowar-See, und der dritte Sangskar erhielt. Der zweite Sohn scheint ohne Nachkommen geblieben zu sein, wenigstens finden wir bald die Nachkommen des Sangskar-Königs als

Herrscher in G u g e. Trotz dieser Erweiterung ihrer Herrschaft fühlten sich aber die S a n g s k a r - Könige im ganzen als Vasallen der Könige von L e h. Diese Fürsten von S a n g s k a r - G u g e spielen in der Geschichte des tibetischen Buddhismus im 11. Jahrhundert eine große Rolle. Ihnen gelang es, den berühmten Lehrer A t i s h a aus Indien für Tibet zu gewinnen. In jener Zeit scheinen große Scharen von indischen Buddhisten, offenbar die letzten Vertreter der in Indien aussterbenden Religion, nach dem westlichen Tibet gekommen zu sein. Wenigstens zeigen die in jener Zeit gegründeten tibetischen Klöster und Tempel deutliche Spuren der nordindischen Kunst jener Zeit.

Für die Geschichte der folgenden Jahrhunderte besitzen wir nicht viel mehr als Namenreihen der westlichen Könige. Von einem Prinzen R i n - c h e n, der sich zum König von K a s c h m i r aufzuschwingen wußte, erfahren wir jedoch etwas mehr aus den Chroniken von Kaschmir. Erst mit dem Beginn der Reformation des Lamaismus durch den Priester T s o n g k a p a werden die Geschichtswerke ausführlicher. Zu jener Zeit, im Anfang des 15. Jahrhunderts, herrschte in L e h König B u m - I d e, und als Gegenkönig machte sein Bruder G r a g s - p a - b u m, der in T i n g m o - s g a n g residierte, von sich reden. Während König B u m - I d e an der reineren Lehre T s o n g k a p a s Gefallen fand, wies G r a g s - p a b u m dieselbe schroff ab. Als nach einigen Jahrzehnten die Nachkommen G r a g s - p a - b u m s die Herrschaft über das westtibetische Reich erlangten, stellten sie sich energisch auf die Seite der älteren sogenannten Roten Sekten des Lamaismus. Dieser Umstand scheint mir von Wichtigkeit zu sein im Blick auf die Selbständigkeit des westlichen Reiches. Wäre die den D a l a i - l a m a s, d. h. der Gelben Kirche T s o n g k a p a s, freundliche Linie des Königs B u m - I d e am Ruder geblieben, so wäre wahrscheinlich das westtibetische Reich bald zu einer Provinz des C h a s a - reiches herabgesunken, und das alte Königsgeschlecht wäre zu einer Familie von unbedeutenden Vasallenfürsten geworden.

Unter der nun aufkommenden zweiten, der sogenannten r N a m r g y a l - Dynastie, erlebte das westliche Reich eine Blütezeit, in welcher seine östlichen Grenzen bis in die Nähe von S h i g a t s e getragen wurden. Eine schwere Prüfung hatte es durchzumachen im Türkenkrieg 1532, im Baltikrieg gegen Ende des 16. Jahrhunderts und im Mongolenkrieg in der Mitte des 17. Jahrhunderts.

B a l t i s t a n, das Gebiet zwischen Gilgit und N u b r a,

hatte in der Zeit zwischen 600 und 800 n. Chr. zum größtibetischen Reich gehört. In den folgenden Jahrhunderten hat es wahrscheinlich einen Teil des westtibetischen Reiches gebildet. Dann aber kam es zur Einführung des Mohammedanismus in Baltistan (wohl um 1400 n. Chr.), und nun strebten die Baltis nach politischer Selbständigkeit. Die Sprache von Baltistan war im großen und ganzen tibetisch geworden, wenn auch die äußere Erscheinung der Baltis deutlich auf einen Zusammenhang mit den arischen Darden von Gilgit hinweist. In der Mitte des 16. Jahrhunderts vereinigte der starke Ali-Mir-Sher- Khan von Skardo die vielen kleinen Herzogtümer von Baltistan und führte mit dem König von Leh einen so glücklichen Krieg, daß er den letzteren, ebenso wie sein ganzes Heer, gefangen nahm. Hätte sich nun nicht Ali-Mir-Sher-Khans Tochter in den König von Leh verliebt, dann wäre es wohl mit dem westlichen Reich zu Ende gewesen. So aber endete der Krieg mit einer großen Hochzeit, und weil der Balti-König keinen Schwiegerohn ohne Land haben wollte, gab er ihm sein altes Reich zurück. Etwas kleiner als vorher war es allerdings geworden, indem viele von den dazugehörigen Vasallenfürsten sich inzwischen selbständig gemacht hatten. Diese zu besiegen und das Reich wieder zu seinem alten Glanz zu erheben, war dann die Aufgabe des Sprossen jener Liebesehe, des Königs Sengge-rnam-rgyal, des populärsten aller Ladakher Könige, welcher um 1600 n. Chr. regierte.

Unter dem Enkel Sengge-rnam-rgyals kam es dann zum großen Mongolenkrieg, der wieder ein ganz eigentlicher Religionskrieg war. Er entstand aus dem religiösen Gegensatz zwischen Leh und Chasa, indem Leh die Partei der Roten, besonders in Bhutan vertretenen 'a Brug-pa-Sekte ergriff und der in Chasa herrschenden gelben Sekte (dGe-lug-pa) entgegentrat. Da die Mongolen inzwischen zur gelben Sekte übergetreten waren, zogen sie mit den Chasa Kriegern gegen Leh. Dieser großen, von Osten her andringenden Übermacht, die von dem Mongolen dGa-Idan-tshang geführt wurde, hielt das Heer der Ladakher nicht stand. Es zog sich nach Basgo, 18 engi. Meilen westlich von Leh zurück, und diese große Festung wurde nun von den vereinigten Heeren der Mongolen und Chasa-Tibeter belagert. In seiner Not rief der Ladakher König den Groß-Moghul zu Hilfe, und auf das Versprechen des Leher Königs, zum Mohamme-

danismus überzutreten, kam ein ungeheures, auch mit Kanonen versehenes indisches Heer über die Berge gestiegen. Die Festung Basgo wurde entsetzt, und auf der Bḡa-rgyal-Ebene bei Basgo kam es zu einer großen Schlacht, in der die Mongolen und Chasatibeter geschlagen wurden. Wie sich der König von Leh um das Mohammedaner-werden gedrückt hat, ist noch nicht ganz aufgeklärt. In den Friedensverhandlungen, in denen der Tee- und Wollhandel (letzterer wegen der indischen Teppichindustrie) eine große Rolle spielte, war es das westtibetische Reich, welches am meisten leiden mußte. Es verlor seine östlichen Provinzen an Chasas, so daß die östliche Grenze jetzt mitten durch den Panggong-See lief.

Nun folgt die Geschichte des kleinen Reiches von Westt Tibet oder Ladakh, welches sich zeitweilig in loser Abhängigkeit vom indischen Moghulkaiser befand. Wegen seiner eigenartigen Kultur bereitet das Studium der Geschichte auch dieses kleinen Reiches Freude. Große Kriege wurden nicht mehr geführt; aber mit den benachbarten Baltis focht man beständig kleine Kämpfe aus. Einige Berühmtheit erlangte unter den letzten Königen der schon mehrfach erwähnte Npi-ma-rnam-rgyal (c. 1715 A. D.).

Da kam ganz unerwartet im 19. Jahrhundert das Ende herbei. Eben hatte man in selbstzufriedener Genügsamkeit ein angebotenes Bündnis mit Rußland und der englisch-indischen Kompanie abgelehnt, als im Jahr 1834 die nordindischen Dogras in das Land eindrangen und es in achtjährigen Kriegen zusammen mit Baltistan eroberten.

Zwar schlug ein von den Dogras unternommener Zug gegen das Chasareich fehl, aber dem westlichen Reich wollte es nicht gelingen, die drückenden Fesseln der Inder abzuschütteln. Es wurde vom Dogra-Kaschmirstaat aufgesogen, nachdem die Engländer sich einige Provinzen seines Gebietes für Britisch-Indien gesichert hatten.

Durch das gegenwärtige beständige Vordringen indischer und mohammedanischer Elemente ist die alte Kultur des westtibetischen Reiches im höchsten Grade gefährdet, und ich habe es mir zu einer besonders lieben Aufgabe gemacht, von ihr zu retten, was noch zu retten ist. Zu solcher Rettung bin ich 1909—10 in britisch-indischen Diensten ausgezogen, und auch die Expedition von 1914 bot mir willkommene Gelegenheit, derselben guten Sache zu dienen.



## Anhang II.

# Aufenthalt in Leh und Forschungen daselbst.

---

In Leh blieben wir bis zum 3. Oktober. Während dieser Zeit beteiligte ich mich ein wenig an der Missionsarbeit und versuchte außerdem, meine archäologischen Forschungen inbezug auf Leh und Umgegend zu erweitern. Nicht ein geringer Teil unserer Zeit wurde durch den Ankauf lamaitischer Kunst- und Kultgegenstände in Anspruch genommen. Wie schon erwähnt, waren mir in Yarkand 1400 Rbl. in Professor Schermans Namen ausgezahlt worden. Da mich keine näheren Erklärungen über die Verwendung dieses Geldes erreichten, hatte ich dasselbe zum Ankauf buddhistischer Altertümer bestimmt. In Khotan war es noch nicht vollständig aufgebraucht worden, und der Rest kam uns hier in Leh zustatten.

Obgleich Leh als Ortschaft verhältnismäßig alten Ursprunges ist, wird es in der westtibetischen Geschichte doch erst im 14. Jahrhundert erwähnt. Erst damals scheint Leh zur Landeshauptstadt gemacht worden zu sein an Stelle des etwa acht Meilen weiter aufwärts am Indus liegenden Sheh (Shei). Die vorgeschichtlichen, hauptsächlich dardischen Altertümer von Leh hatten mich bei meinem letzten Besuch im Sommer 1909 interessiert. Diesmal gedachte ich namentlich den Altertümern aus geschichtlicher Zeit nachzugehen.

König Khrigtsug-Idé, c. 1380 A. D., der sich zuerst um Leh bekümmert hat, soll daselbst eine Reihe von 108 kleinen Tschorten gebaut haben. Diese aufzufinden, wäre mir von großer Wichtigkeit gewesen. Das ist mir aber nicht mit Sicherheit gelungen. In der nächsten Nähe von Leh ließ sich keine solche feststellen.

Aber beim Dorf S k a r - b a , etwa eine Meile südlich von L e h , entdeckte ich zwei, und bei d G o n - p a , zwei Meilen oberhalb von L e h , fand sich eine solche Reihe. Da wir aber annehmen können, daß das heutige Dorf d G o n - p a mit seinen verschiedenen Ruinenplätzen die Stätte des alten Hauptklosters von L e h bezeichnet (d G o n - p a heißt „Kloster“), so ist es nicht unwahrscheinlich, daß König K h r i - g t s u g - I d e seine Mauer dort aufgerichtet hat.

Don K h r i - g t s u g - I d e s Sohn, G r a g s - ' a b u m - I d e (c. 1400—1440 A. D.), erfahren wir aus der Chronik, daß er bei L e h mehrere Tempel und den größten Tschorten des Landes erbaute. 1909 hatte ich den von ihm auf dem Gipfel des r N a m - r g y a l - r t s e - m o - Berges gemäß der Chronik errichteten M a i t r e y a - Tempel besucht, aber trotz aller Mühe keine auf diesen König bezügliche Urkunde finden können. Alle dort vorhandenen Inschriften nennen nur Nachfolger dieses Königs. Nun erfuhr ich, daß auch noch zwei weiter unten befindliche Tempel durch die Volksüberlieferung mit G r a g s - ' a b u m - I d e in Verbindung gebracht werden. Und zwar sind dies der M a i t r e y a - Tempel (B y a m s - p a ) in der Mitte der alten Stadt, und der B y a m s - p a - d m a r - p o genannte Tempel, der sich östlich von dem Königschloß von L e h befindet. Alle diese zeichnen sich durch große M a i t r e y a - Statuen, deren Häupter durch die Decken der unteren Stockwerke in die oberen hineinragen, aus. Ich benutzte meinen Aufenthalt in L e h dazu, beiden Tempeln einen Besuch abzustatten. In dem B y a m s - p a - Tempel in der Mitte der Altstadt fand ich außer jener großen M a i t r e y a - Statue nur eine kleine Figurengruppe, P a d m a - s a m b h a v a mit seinen beiden Feen darstellend. Die Wandgemälde scheinen alt zu sein. Eins von ihnen stellt T s o n g k a p a , den tibetischen Reformator und Zeitgenossen des Königs G r a g s - ' a b u m - I d e , vor. Eine Inschrift in Gestalt einer Bauurkunde konnte ich hier nicht auffinden. In dem B y a m s - p a - d m a r - p o genannten Tempel sehen wir auf beiden Seiten der sitzenden und durch die Decke reichenden M a i t r e y a - Statue Darstellungen von stehenden B o d h i s a t v a s , die von geringerer Höhe als die M a i t r e y a - Figur sind. Zwei weitere Piedestale in der Nähe jener Figur sind leer. Ursprünglich scheint dieser Tempel also eine Gruppe von fünf größeren Figuren enthalten zu haben. An der Wand waren viele alte mit Inschriften versehene Bilder zu bemerken. Eins von diesen ist von historischem Interesse. Es zeigt das Bild eines



Tauziehen im Gefangenenlager Ahmednagar. Die Bäume befinden sich außerhalb des Lagers



Turnübung unter einem der wenigen Bäume, die sich im  
Gefangenenlager Ahmednagar fanden

sitzenden Königs, dessen Kopf von einem Turban bedeckt ist. Hinter ihm sitzt die Königin, das Haupt mit dem landesüblichen Türkienschmuck versehen. Auf dem Boden stehen Opfergefäße, und zur Rechten des Königs bemerken wir den Kronprinzen, über welchem ein umrahmtes Bild *Maitreya*'s schwebt. Hinter den Kronprinzen drängt sich eine Schar von *Lamas*. Die in schwarzer Tinte ausgeführte Inschrift besagt, daß das Bild die Übergabe der Regierung vom Vaterkönig an den Kronprinzen darstellt. Der Sohn, Namens *Blo-gros*, wird als Inkarnation des *Maitreya* und als Mönch bezeichnet. Der Vater beschließt, gemäß der Inschrift, für den Rest seines Lebens das Mönchsgewand zu tragen. Wir sehen also, daß Vater und Sohn ihre Rollen zu tauschen gedenken. Aus der westtibetischen Chronik wissen wir, daß *Blo-gros* (*mchog-lidan*) der Sohn des Königs *Grag-s-'abum-Idé* war. So finden wir auf jenem Bilde also König *Grag-s-'abum-Idé* als „Vaterkönig“ dargestellt. Und das Bild verbunden mit der Inschrift spricht zu Gunsten der Volksüberlieferung, nach welcher dieser Tempel aus *Grag-s-'abum-Idé*'s Zeit stammt. So war es mir zum ersten Mal gelungen, bei einem der mit jenem König in Verbindung gebrachten Gebäude einen inschriftlichen Beweis für die Richtigkeit jener Überlieferung zu erbringen.

Ich erkundigte mich bei den Eingeborenen nach dem ihrer Meinung nach ältesten buddhistischen Tempel in *Leh*, und wurde von ihnen zu einem viereckigen Gebäude gewiesen, welches auf dem Felsgrat südwestlich vom großen Königsschloß steht. Dieses jetzt sehr einfache Gebäude, dessen Tür in der Ostwand liegt, wird *Iha-khang-gsum rtségs*, „dreidachiges Haus der Götter“ genannt. Der Name soll daher rühren, daß dieser Tempel ursprünglich aus drei nebeneinander gebauten Tempelhallen bestand, welche wegen des Berghanges, auf dem sie standen, wie drei Stufen einer Treppe aussahen. Die folgende sprichwörtliche Redensart wird mit diesem Gebäude in Verbindung gebracht:

*Pñi-nas-Iha-khang-gsum-rtsegs*

*Ngang-nas-byams-pa-gsum-rtsegs.*

Von außen erscheint es wie ein Tempel von drei Stockwerken. Drinnen findet man eine *Maitreya*-Figur, welche drei Stockwerk hoch ist.

Hieraus dürfen wir vielleicht schließen, daß dieser Tempel auch einmal eine jener großen *Maitreya*-Statuen enthalten hat.

Da er lange ohne Dach geblieben ist, lassen sich keine Altertümer mehr in ihm auffinden. Er ist in den letzten Jahren von zwei Künstlern aus den Dörfern B y a m s - p a und S h e l (Sheh) restauriert und mit einigen modernen Stuccofiguren versehen worden. Von der rechts unterhalb gelegenen Tempelhalle konnte ich noch Spuren entdecken; an der Stelle der oberhalb gelegenen aber hatte man schon vor dem D o g r a krieg einen großen T s c h o r t e n errichtet, welcher übrigens Spuren von Flintenkugeln der D o g r a s zeigt.

Mindestens ebenso alt wie dieser Tempel scheint mir ein anderer zu sein, der sich in der Nähe des Westtores der Altstadt befindet. Er wird M a n i - k h a n g genannt und besteht nur aus einem engen Raum, dessen Tür auf der Ostseite liegt. Im Inneren sah ich fünf fast manns hohe Steine, welche mit buddhistischen Reliefskulpturen bedeckt waren. Bei der Dunkelheit des Raumes konnte ich nur erkennen, daß die eine derselben den Mandschuschri darstellt. Aus dem Vergleich mit anderen ähnlichen Steinbildern glaube ich schließen zu dürfen, daß diese Skulpturen aus dem 10. Jahrhundert stammen könnten. Dieser kleine Tempel soll früher einmal eine große, ihn fast ausfüllende Gebetsmühle enthalten haben.

Zweimal machte ich auch dem stattlichen, vom König S e n g - g e - r n a m - r g p a l vor 300 Jahren erbauten Königschloß einen Besuch. Es wäre an der Zeit, an diesem schönen Bau bald einige notwendige Reparaturen vorzunehmen. Ein solch echt tibetisches Bauwerk sollte der Nachwelt wenn irgend möglich erhalten bleiben. Dem Dach des Palastes hat man eine herrliche Aussicht auf L e h und das I n d u s t a l. Die meisten Räume sind jetzt leer; nur zwei kleine Tempel bieten dem Auge einige Unterhaltung. Der eine von diesen wird ' a D u - k h a n g genannt. Er enthält drei moderne Stuccofiguren, welche B u d d h a, G u r u - I h a - s r i n - s d e - b r g p a d und die tausendarmige g D u g s - d k a r darstellen. Alles übrige in diesem Raum ist aber alt. Dahin gehören die schön verzierten und bemalten Säulen, die Reste von Büchern aus der alten königlichen Bibliothek, welche goldene Schrift auf blau-schwarzem Grunde zeigen, und mehrere hervorragend schöne Wandgemälde. Von letzteren wurde mir gesagt, daß sie vor etwa 200 Jahren von einem S h a d - p a - r d o - r j e genannten Künstler ausgeführt worden seien. Die besten Bilder befinden sich an der höchsten Stelle des Raumes und werden am leichtesten vom Dach aus betrachtet. Außer einem Bildnis B u d d h a s fielen mir die prächtig dargestellten Szenen aus dem

königlichen Haushalt auf. Hat es mit der Zahl 200 seine Richtigkeit, so würden jene Darstellungen in die Zeit des Königs *Upi-ma-rnam-rgyal* gehören. Die Eingeborenen teilten mir mit, daß sich Gemälde desselben Künstlers noch bei einem anderen Bauwerk, nämlich bei dem „Segenstor“ im Osten der Stadt, befänden. Ich besuchte dieses mit einem Tschorten gekrönte Tor, dessen Decke in hervorragender Weise ausgemalt ist. Hier sah man, wie meist in diesen Toren, eine Darstellung des *dkpil-'akhor*, d. h. einer Anordnung von buddhistischen Heiligen in konzentrischen Kreisen. — Die andere im Schloß befindliche Tempelhalle heißt *Sangs-rgyas-gling*. Sie enthält drei lamaistische Stuccofiguren, welche *Budha*, die gelbe *Tara* und *Padmasambhava* darstellen. Alle sollen aus der alten Königszeit stammen. Ein silberner Tschorten, der etwa einen Meter hoch ist, wird dem *Erkönig 'aJig-med-rnam-rgyal* zugeschrieben. Wahrscheinlich hat er ihn errichtet als Ersatz für einen noch größeren silbernen Tschorten, der von den *Dogras* in der Kriegszeit geraubt wurde.

Als nun mein Interesse dem *Dogra*krieg (1834—1842) zugewandt war, drängte es mich, auch der während jenes Krieges von den *Dogras* erbauten Festung (*Qila*) einen Besuch abzustatten. Sie liegt in dem Dorf *dkar-ba* (*Skara*), etwa eine Meile südlich von *Leh*. Wir wurden von dem *Dogra*offizier freundlich empfangen und in den öden Räumen herumgeführt. Nur ein Zimmer im oberen Stock war von einigem Interesse; denn die Wände desselben wiesen Reste von Bildern auf, welche Szenen aus dem *Dogra*krieg darstellen. Die eine unserer Missionschwester, welche die Frau dieses Offiziers öfters besucht, versprach mir, dieselben zu photographieren.

Auch den Moscheen von *Leh* wandte ich einige Aufmerksamkeit zu; hätte ich doch gern erfahren, um welche Zeit der Mohammedanismus zum erstenmal in *Leh* eingedrungen ist. In einem kleinen Garten an der *Chu-kai-rang-thag* genannten Straße wurden mir zwei kleine Moscheen, eine sunnitische und eine schiitische, gezeigt, welche älter sein sollen als die große, am Nordende des Bazars gelegene Moschee. Was letztere anbetrifft, so entdeckte ich über der Hintertür eine in den Balken geschnitzte persische Inschrift. Sie enthielt das Datum der Errichtung, nämlich das Jahr 1077 der *Hedschra*. So bestätigt

sie die uns schon bekannte, in einer anderen Inschrift enthaltene Nachricht.

Von größerer Wichtigkeit waren vielleicht meine Untersuchungen an einer Anzahl lamaistischer Bauten, welche den Namen Rig-'adzin-mgon-po führen. Ich wurde auf diese Untersuchungen gebracht, als ich bei Gelegenheit eines Besuches in unserem kleinen Ausfäzigenasyl ein solches Gebäude zu sehen bekam und die darin angebrachten Inschriften las. Ich beschloß, alle von Leh aus erreichbaren Rig-'adzin-mgon-po aufzusuchen und die darin befindlichen Inschriften, Bilder und Tschorten zu untersuchen. Bei diesen Wegen wurde ich von K. begleitet. Es ergab sich, daß diese balkonartigen Bauten als Grundstock immer drei kleine Tschorten, drei Bilder von lamaistischen Gottheiten und drei verschiedene Inschriften enthielten. Bild, Inschrift und Tschorten bezogen sich auf folgende Gottheiten: Avalokiteswara (in der Padmapaniform), Manjusri und Vajrapani. Da aber die Inschriften diese Namen in der Dokativform vom Femininum zeigen, sieht es aus, als ob hinter jenen Gottheiten verborgene weibliche Energien angerufen würden. Die Inschriften lauten wie folgt:

Om-mani-padme-hum,

Om-vadžrapani-hum,

Om-vagisvari-mum.

Die Inschrift Om-mani-padme-hum würde also auf Avalokiteswara entfallen, und aus unserer Untersuchung dürfte sich ergeben, daß wir diese viel umstrittene Formel zu erklären haben als Anrufung der hinter Avalokiteswara versteckten weiblichen Energie.\*)

Obgleich wir Leh nicht ohne besondere Erlaubnis verlassen sollten, gelang es mir doch, mehrere eintägige Ausflüge in die Umgegend zu machen und bei dieser Gelegenheit einige für meine Geschichtsforschungen wichtige Stätten zu untersuchen. Den ersten Gang machte ich nach Shel (Sheh), einem größeren Dorf, etwa acht englische Meilen oberhalb von Leh am Indus gelegen. Ich hatte in Marg' Anmerkungen zu seiner Chronikübersetzung gelesen, daß dort einige vom König bDe-Idan-rnam-rgyal in der Mitte des 17. Jahrhunderts errichtete Kultgegenstände erhalten seien. Diese wünschte ich in Augenschein zu nehmen. In der Begleitung

\*) Ein über diese Frage verfaßter Artikel von mir ist noch 1915 in dem Journal of the Royal Asiatic Society in London erschienen.

unseres Schullehrers Joseph-Tschebrian genoß ich den schönen Spaziergang durch die Sandebene nach dem Indus, dann um die bis ans Flußtal reichenden Felsklippen herum, und noch ein Stück weiter am Fluß aufwärts. Das Schloß von Sheh liegt sehr malerisch auf den letzten Ausläufern eines Felsrückens, der von dem Hauptstock des Gebirges im Norden ausgeht. Der noch erhaltene Bau wird „Altes Schloß“ genannt. Mit dem Namen „Neues Schloß“ bezeichnet man eine Gruppe von stattlichen Ruinen, welche nicht weit davon höher hinauf liegen. Die ganze Bergseite ist unterhalb des Alten Schlosses mit Ruinen der alten Stadt bedeckt, welche einst acht Tore besessen haben soll. Einige von letzteren lassen sich noch in den Fundamenten nachweisen. Auf der Ostseite fallen die stattlichen Reste eines dem einstigen Minister von Sheh, dem Shei-blon-pogehöri-gen Hauses auf. Ebenso finden wir dort die unbedachte Halle eines alten Tempels, der Iha-khang-ston-pa genannt wird. An den Wänden sollen sich noch Spuren von Gemälden finden. Etwas besser erhalten ist ein kleiner Tempel auf der Westseite, mGon-khang genannt. Er enthält eine mit Flitterkleidern aufgeputzte schwarze Puppe, welche Nag-Idan oder Mahakala (Siva) genannt wird. Gleich neben dem Alten Schloß steht der große, vom König bDe-Idan-rnam-rgyal errichtete Tschorten, der nach dem Bericht der Chronik fünf Stockwerke hoch ist. Er ist vollständig erhalten und besitzt noch die 13 vergoldeten Räder aus Kupfer, die in der Chronik erwähnt werden. Ich fragte, ob nicht eine Inschrift aus der Zeit der Errichtung dieses Bauwerkes vorhanden wäre, und erhielt die Antwort, daß sich eine beschriebene Kupferplatte in der sogenannten Blase des Tschorten befinde. Vom Dach des Schlosses aus lief ein schmales Brett nach einem in jener Blase befindlichen Fenster. Nur auf dem Brett konnte man an die Inschrift gelangen. Da an jenem Tag heftiger Wind wehte, wagte niemand, diese schwankende Brücke zu betreten. Das tat mir insofern leid, als ich noch nie bisher eine Kupferplatten-Inschrift in Ladakh gesehen hatte. Einige Tage später erhielt ich indessen eine Abschrift jenes Textes, indem ein schreibkundiger Tibeter sich bei besserem Wetter auf die Brücke gewagt hatte. Der Schloßtempel enthielt noch immer das von bDe-Idan-rnam-rgyal um etwa 1630—40 errichtete, drei Stockwerk hohe Buddhahbild. Auch fand ich dort eine andere Reliquie aus der alten Königszeit, nämlich eine Mandala genannte Opferschale aus Kupfer, welche mit goldenen Figuren und

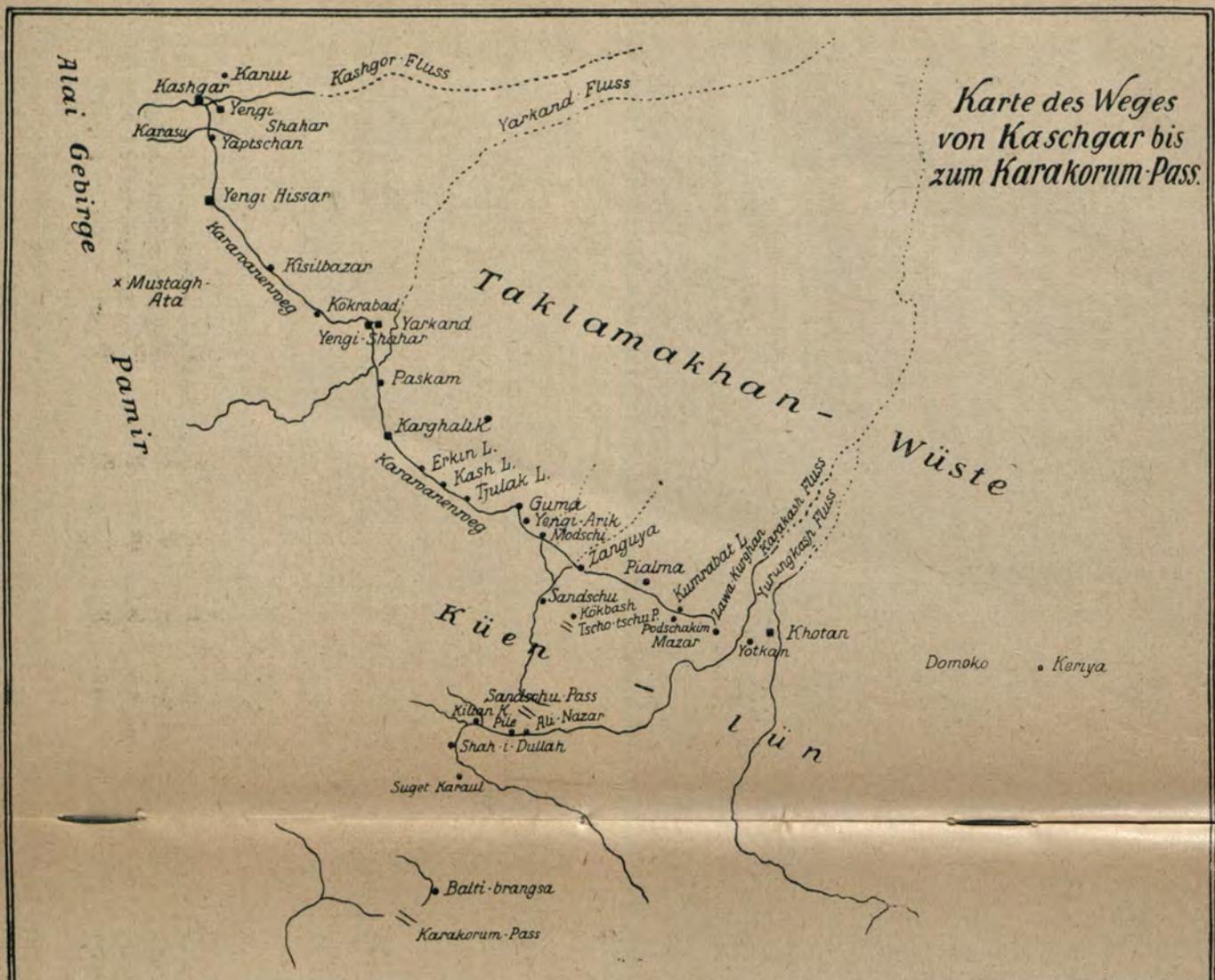
vielen Edelsteinen, namentlich Türkisen, ausgestattet war. In seiner jetzigen Gestalt stammt das Schloß von S h e h wahrscheinlich aus derselben Zeit, in welcher das L e h e r Schloß gebaut wurde, nämlich aus der Zeit des Königs S e n g g e - r n a m - r g y a l, der vor etwa 300 Jahren regierte. Hier in S h e h hat man wohl auf alten Fundamenten aufbauen oder ältere Bauwerke mitbenutzen können. Dokumente über das Schloß von S h e h liegen nicht vor; aber ein altes volkstümliches Lied verlegt dieses Bauwerk in die Zeit jenes berühmten Königs. Von dem Balkon aus hat man eine herrliche Aussicht nach Osten auf die Wiesen, Felder und von Gärten umgebenen weißen Häuser des I n d u s t a l e s. Früher muß der Blick noch schöner gewesen sein, denn da bekam man gleich unter dem Schloß den See von S h e h zu sehen, in welchem sich weißgetünchte Ufshorten spiegelten. Am Südufer des jetzt trockengelegten Sees wurde ich auf eine kleine sunnitische Moschee aufmerksam gemacht, welche erst kürzlich restauriert worden ist. Von ihr wurde mir berichtet, daß sie tatsächlich die älteste Moschee im Lande sei und daß sie früher als die kleinen Moscheen in L e h gebaut worden sei. Diese Überlieferung scheint der Wahrheit zu entsprechen; denn der erste erfolgreiche mohammedanische Eindringling im Lande war der K a s c h m i r k ö n i g Z a i n u - l - a b i d i n, der in der Mitte des 15. Jahrhunderts regierte. Er war S u n n i t, und er erwähnt das Dorf S h e h als S a n a d e s a ganz im besonderen unter den von ihm durchzogenen Ortschaften. Von seinem Werben für den Mohammedanismus zeugt der Umstand, daß ein Sohn des damaligen L a d a k h e r Königs den halb mohammedanischen Namen D r u g - p a - A l i erhielt. Wahrscheinlich wurde auf Z a i n u - l - a b i d i n s mit Waffengewalt unterstützten Wunsch jene kleine Moschee errichtet.

Dann wurde mein Blick auf eine Gruppe von stattlichen Häusern am Nordufer des alten Sees gelenkt, welche mit dem Namen I h a - k h a n g bezeichnet wurden. Einige von ihnen sind erst neueren Ursprunges, indem sie ein gewisser L a m a d G e - s h e s - d p a l - I d a n - d o n - g r u b vor etwa 70 Jahren errichtet und mit buddhistischen Bildwerken ausgestattet hat. Als ich aber darauf drang, in den ältesten der Tempel geführt zu werden, öffnete man die Tür eines ziemlich kleinen Gebäudes, und sogleich erkannte ich an der gegenüberliegenden Wand jene aus Holz gefertigten G a r u d a - n a g a - Ornamente, welche für die von R i n - c h e n - b z a n g - p o vor 900 Jahren errichteten Tempel charakteristisch

sind. Freudig überrascht rief ich aus: „Das ist ja ganz wie bei Rin-chen-bzang-po!“ worauf die Lamas antworteten: „Ja, dieser Tempel wurde auch von Rin-chen-bzang-po errichtet.“ Diese Entdeckung eines Tempels aus dem Jahr 1000 nach Christo mit noch teilweise erhaltener ursprünglicher Einrichtung war mir sehr wichtig. Mit diesem alten Tempel in Verbindung zu bringen sind gewiß auch die uralt aussehenden zerfallenen Tschorten am Wüstenrand auf der Nordseite des Tempels, und vielleicht auch die Reliefskulpturen auf einem Stein im Tempelhof. Auf der nach vorn gerichteten Seite des Steines sehen wir einen stehenden Buddha, über dessen Haupt ein Stupa schwebt. Wahrscheinlich soll diese Skulptur einen Maitreya darstellen. Die großen auf der Ostseite des Burgfelsens befindlichen Skulpturen mit ihren Inschriften hatte ich schon früher untersucht. Sie scheinen noch ein oder zwei Jahrhunderte älter zu sein. — An der Dorfstraße, ein wenig südöstlich vom Burgfelsen, steht ein ziemlich großer Tschorten, dessen außergewöhnliche Form schon in früheren Jahren meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Diesmal erfuhr ich von den Eingeborenen, daß er eine Nachbildung des bedeutendsten Stupa von Nepal, welcher bei den Tibetern unter dem Namen Bya-rung-bka-schor bekannt ist, sein soll. Und zwar soll ein aus Nepal stammender Lama Tsonna-pa dieses Denkmal in der Zeit der letzten selbständigen Könige von Ladakh errichtet haben. In der Nähe desselben sah ich noch eine weitere alte Steinskulptur, welche wieder einen Maitreya, hier mit einer Blume in der Hand, darstellt.

Der Erfolg dieses Ausfluges regte mich zu weiteren Taten an, und am 23. September machte ich mich abermals auf den Weg. Diesmal war das kleine bKa-od-che genannte Kloster mein Ziel. Daselbe liegt auf dem anderen Indusufer, dem Kloster Spithug gegenüber. Von diesem Tempel war mir erzählt worden, daß er zu denjenigen Kultstätten in Ladakh gehört, welche den Chassa-Tibetern wohlbekannt sind. So bringt die große dreijährige Chassa-Karawane regelmäßig ein Päckchen Tee für das fast verschwundene bKa-od-che-Kloster mit, während die meisten großen Klöster von Ladakh nichts erhalten. Es mag das mit der verknöcherten Bureaucratie der Tibeter zusammenhängen, welche ihre Listen durch halbe, ja ganze, Jahrtausende nicht ändern. Der Weg führte mich durch die Sandwüsten unterhalb Leshs nach der Indusbrücke bei Choglamsa und dann am linken Flußufer entlang in westlicher

Karte des Weges  
von Kaschgar bis  
zum Karakorum-Pass.



Karte des Weges  
vom Karakorum-Pass  
bis nach Srinagar  
in Kashmir.



Richtung. Das herrliche Herbstwetter brachte mich in vorzügliche Ferienstimmung, und die idyllische Landschaft des gut angebauten Tales erfreute mein Auge. Bei dem kleinen Tempel von *Sa-m-chung*, der erst vor etwa 30 Jahren errichtet wurde, schloß sich mir ein tibetischer Bauer an, der mir nicht nur den Weg zeigte, sondern auch das Herbeirufen der Lamas für das *bKa-o-d-che*-Kloster übernahm. Glücklicherweise war der Schlüsselträger zu finden. Manchmal soll er nämlich in dem gegenüber liegenden *Spit-hug* abwesend sein. Bei dem alten Kloster war wenig zu sehen. Es hing dort die Lößwand des linken Indusufers nach dem Wasser zu über, und in diese Wand waren zwei viereckige Kammern gegraben worden, welche fürchterlich verräuchert waren. An den Wänden der einen ließen sich noch Spuren alter Gemälde, welche die tausend *Buddhas* und einige *dkyil-'akhor*, darstellten, erkennen. In die andere hatte man moderne Statuen des *Pa-dma-sambhava* und des *Tsonkhapa* gestellt. Das älteste Stück außer den Wandgemälden war wohl eine Tontafel, welche die acht verschiedenen Gestalten des *Pa-dma-sambhava* in Relief zeigte. Auf die merkwürdige Lage des kleinen Tempels, zwischen dem fließenden Wasser und dem sandigen Weg oben auf der Lößebene, weist eine Rätselsfrage, die noch im Dorf zu hören ist:

*I Tag-nas-rta rgvug-sa*

*Yog-na-chu 'abrug-sa*

„Oben laufen die Pferde

Unten murmelt das Wasser.“

Im Verhältnis zu der geringen Zahl der Häuser in *bKa-o-d-che* fallen die vielen meist zerfallenden Tschorten auf, von welchen einer den Namen *bKra-s-his-sgo-mang* führt. Ich suchte in den zerstörten Bauten nach Aschen-Tontafeln und fand einige gut erhaltene, welche als Stempelbilder Tschorten vom Leitertypus mit Flaggen zeigten. Dieser Typ weist in eine Zeit vor fast 1000 Jahren zurück, und auch die Reihe von 108 kleinen Tschorten, welche noch vorhanden ist, dürfte nicht viel jünger sein.

Auf dem Rückweg benützte ich die Gelegenheit, eine vor etwa 200 Jahren vom König *Nyi-ma-rnam-rgyal* erbaute *Mani*mauer, wenigstens mit Schritten, zu messen. Sie befindet sich oberhalb der *Indus*brücke, und erstreckt sich in einer Länge von 830 Schritten in die Wüste auf *Leh* zu. Die Breite der Mauer beträgt 15 Schritt. Sie ist also länger als die bei *Leh* befindliche

Kpiu-mani-ring-mo genannte Mauer, deren Länge nur 720 Schritte beträgt. Unter Mani-Mauer versteht man eine Mauer, welche mit vielen kleinen, die Inschrift Om-manipadme-hum tragenden Steinen belegt ist. Die Mauer an der Indusbrücke fällt aber deshalb dem Reisenden weniger in die Augen, weil sie nicht, wie die anderen langen Mani-Mauern des Landes, an beiden Enden mit gewaltig hohen Tschorten versehen ist.

Einige Tage später war es mir möglich, auch dem öGe-lugpa-Kloster von Spithug (öPe-thob) einen Besuch abzustatten. Schon in früheren Jahren hatte ich mehrmals versucht, dort Einlaß zu erhalten, aber vergeblich. Da nun aber Joseph-Tschebrtan, unser Schulmeister in Leh, gute Beziehungen zu höheren buddhistischen Geistlichen unterhält, war es mir in dessen Begleitung möglich, das Kloster zu betreten. Weil dasselbe zu jenen Bauwerken gehört, welche König Bum-Ide vor 500 Jahren errichtet hat, hegte ich die Hoffnung, hier eine Bauurkunde aus jener Zeit zu finden. Das ging allerdings nicht in Erfüllung. Das älteste noch vorhandene Dokument reichte nur in die Zeit bDe-I-dan-rnamrgpals, der vor 250 Jahren herrschte, zurück. Als wir dann in den verschiedenen Tempeln herumgeführt wurden, behauptete der Sku-schog (der höchste Geistliche daselbst)\* allerdings, daß das mGon-khang mit dem größten Teil seines Inhalts von Bum-Ide errichtet sei, und daß auch die Buddha-statue im gTjang-khang aus derselben Zeit stamme. Aber dokumentarischer Beweis läßt sich nicht mehr erbringen. In einigen Tempeln waren die Spuren der Verwüstung durch die Dogras vor mehr als 70 Jahren noch zu erkennen. Als der Sku-schog mich mit Tee bewirtete, machte einer der Gäste die Bemerkung, daß Bakula, nämlich der Sku-schog, königlichen Stammes sei, indem er von den alten Vasallenkönigen von bZang-la in Zangsdkar abstamme. Diese Nachricht erfreute mich in hohem Grade, hätte ich doch längst gern etwas über jene Linie von Königen erfahren. Deshalb fragte ich sofort, ob nicht ein Stammbaum vorhanden wäre, was der Bakula bejahte. Gleich ließ sich allerdings auch dieses Dokument nicht finden; aber nach dreimonatigem Suchen ist es zum Vorschein gekommen. Aus diesem Stammbaum ergibt sich, daß der Bakula von einer Tochter des letzten bZang-la-

\*) Dieser Sku-schog gilt als Inkarnation des buddhistischen Lehrers Bakula, der vor fast 2000 Jahren lebte.

Königs abstammt. In der männlichen Linie ist auch dieses Geschlecht erloschen.

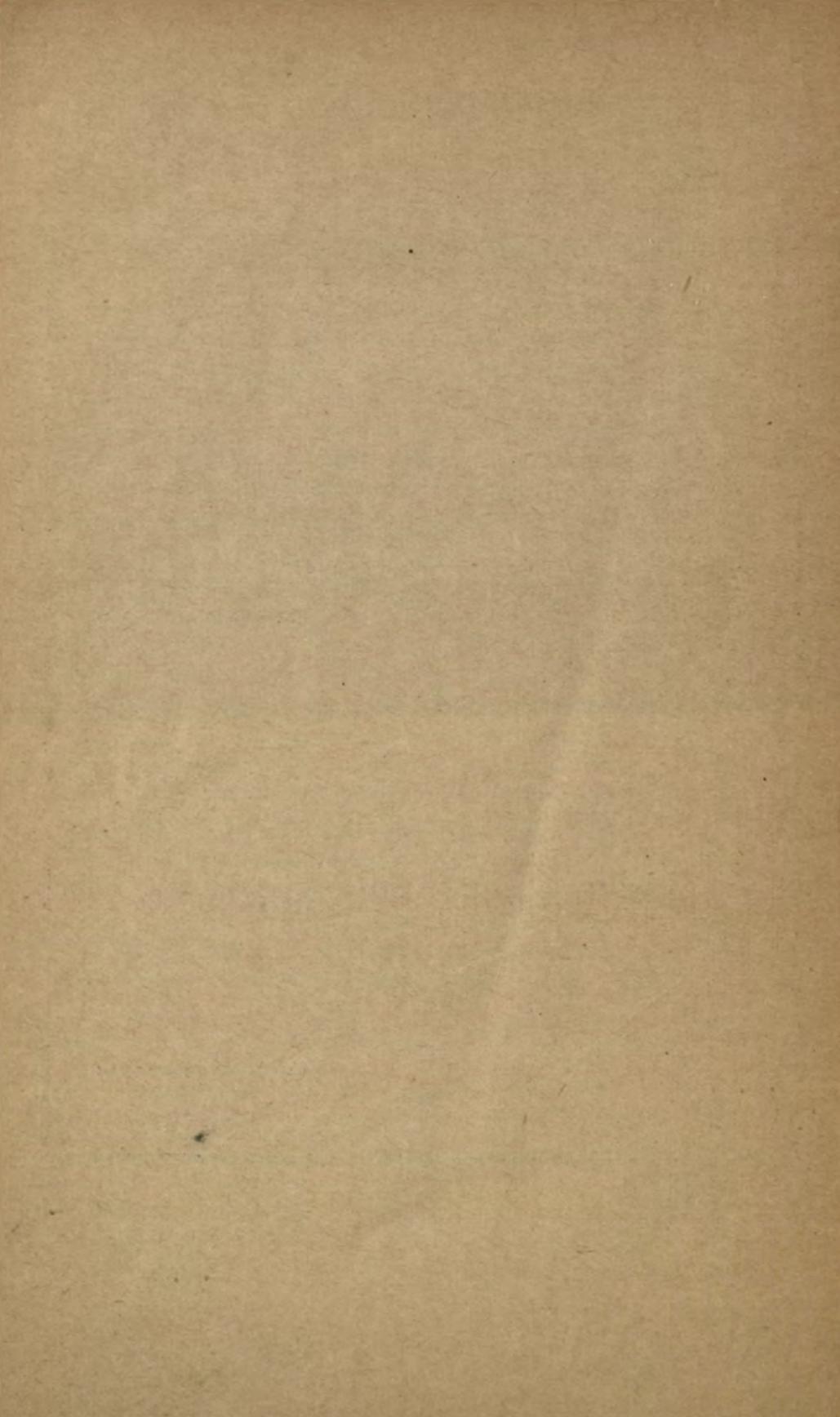
Nachdem wir uns von Bakula verabschiedet hatten, kletterten wir noch etwas auf den Felsen des Klosterhügels in den alten Ruinen herum. Einige der letzteren scheinen Überreste einer Burg oder Festung zu sein. Am Westende kamen wir an besser erhaltene Mauern, die einmal einem Tempel angehört haben mögen, und davor lag nach Osten zu ein geebener Platz, welcher in vergangenen Zeiten offenbar als Tanzplatz diente und in der Mitte mit einer Fahnenstange versehen war. Auf der Nordseite des Klosters in der Wüste befinden sich mehrere zerfallene Tschorten, und in einem derselben fanden wir besser erhaltene Aschen-Tafeln, welche einen sitzenden elsköpfigen Avalokitesvara, von zwei tanzenden nackten Frauen umgeben, aufweisen. Als wir auf dem Rückweg nach Leh einige am Weg stehende Mani-Mauern untersuchten, erkannten wir, daß dieselben nicht, wie sonst meist, Wiederholungen der Om-mani-padme-hum-Formel aufwiesen, sondern daß ihre Tafeln einen, über viele Schieferplatten weglaufenden, buddhistischen Text enthielten. Es handelt sich hier tatsächlich um in Stein gegrabene Bücher. Mein Begleiter Joseph stellte fest, daß diese Inschriftentafeln die Texte der Werke rDo-rje-gcod-pa und rNa-shags-sdig-shags-Itung-shags aufwiesen.

Schlussbemerkung: Eine letzte Durchsicht der Bogen zeigt mir, daß mein Schwanken zwischen abgeschliffenen Formen und Anwendung der vollen, wenn auch abscheulichen, tibetischen Schreibweise zu vielen Inkonsequenzen geführt hat. Das bitte ich zu entschuldigen mit Rücksicht darauf, daß nachträglich vorgenommene Änderungen den Druck bedeutend verteuert haben würden.





*Übersicht der ganzen Reise  
von 1914 bis 1916*



Don demselben Verfasser ist früher erschienen:

## ❖❖ Die Vierten ❖❖

Ein Idyll.

Skizzen aus dem Kleinwelter Anstaltsleben.

Dritte Auflage.

Preis M. 4.—.

Seminar-Direktor E. schreibt an den Verfasser:

Ihre „Dierten“ sind eine ganz köstliche Sammlung Bilder voller Humor und gesunder Lebensweisheit. Jeder Schritt vorwärts im Buche führt einen tiefer hinein ins Herz dessen, der seinen Knaben ein so feinsinniger Führer ins Leben war. Immer wieder schaut es zwischen den Zeilen herein: nur nicht Theorie, sondern frisches Leben. — Ich danke Ihnen herzlich für so manchen Fingerzeig in diesem auch von meiner Frau gern gelesenen Buch.



Ferner empfehlen wir das soeben erscheinende Buch, das auch in die Hochgebirgswelt des Himalaya führt:

## Fünfzig Jahre unter Tibetern

Lebensbild von W. u. M. Hejde

von G. Hejde

5 Bogen mit 15 Bildern.

Preis ungefähr M. 5.—.

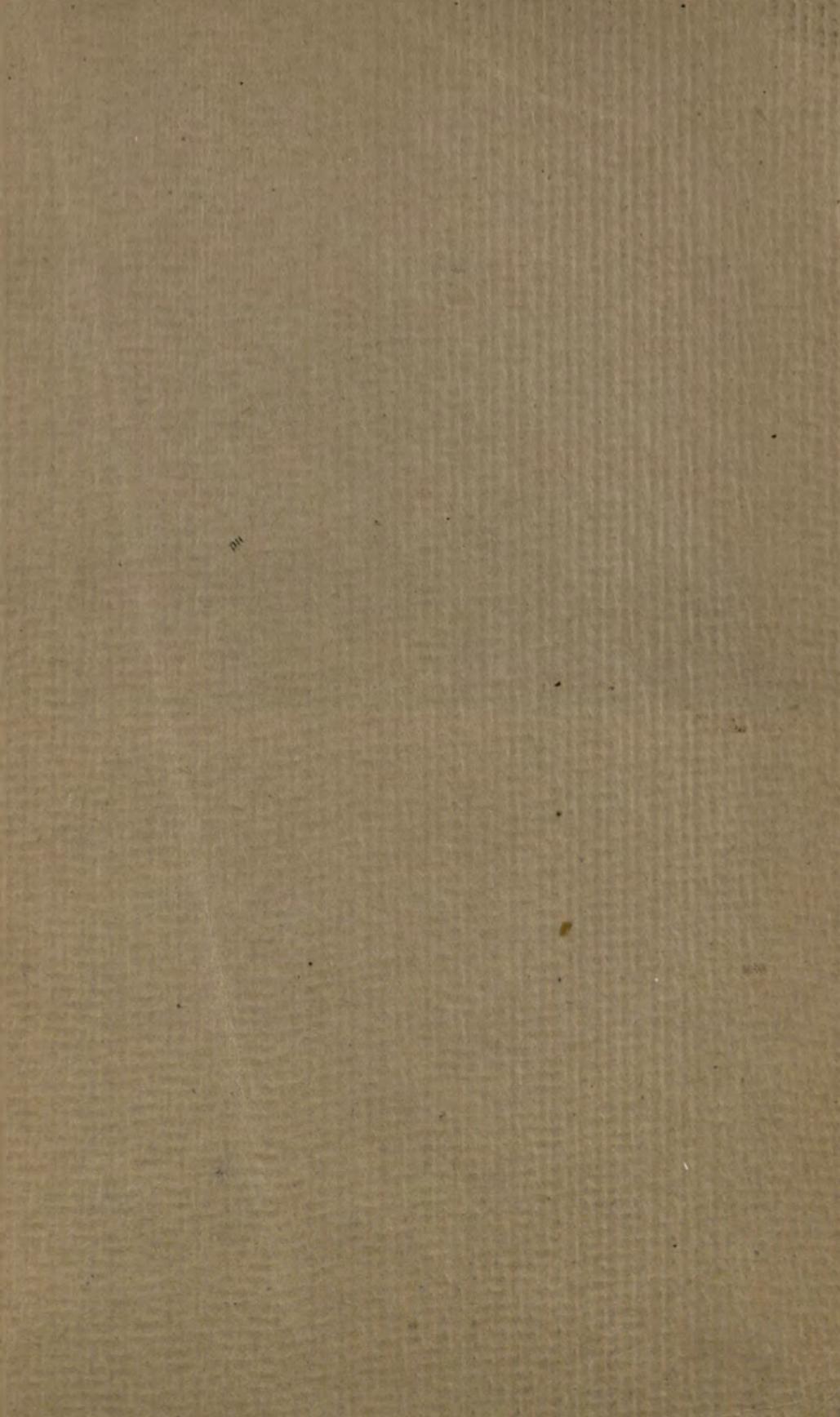
Wir lernen hier ein vorbildliches Missionsehepaar kennen, so lebenswahr und treu, wie es nur der Sohn schildern konnte.

Verlag der Missionsbuchhandlung in Herrnhut

Sachsen.







2608